ROMANE: BD. CORSE DE LEON, ODER DER RÄUBER

George Payne Rainsford James



G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Einundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila, der Zigeuner 2c.

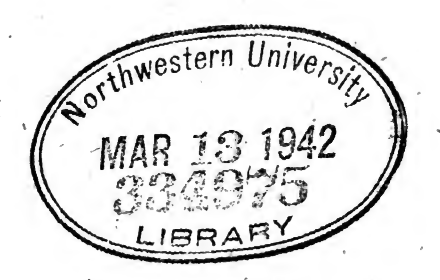
Aus dem Englischen.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.



Seiner Majestät

Leopold dem Ersten,

König der Belgier.

Sire,

Wohl verdiente die huldvolle Gesinnung, womit Euer Majestät mich vielfältig zu beehren geruhten, einen ganz besondern Tribut meiner Dankbarkeit und doch kommt gegenwärtige Zueignung auch auf Rechnung anderer Gefühle, die meine persönliche Verehrung für Eure Majestät noch vergrößern. Ist mir vergönnt, dieses Bekenntniß in seinen einzelnen Motiven darzulegen, so kann ich es nie vergessen, daß die ersten Jahre meiner erlauchten, allgeliebten Herrscherin der pflegenden Sorgfalt Euer Majestät gar Vieles verdanken, und der Stolz jedes Britten auf seine Königin erfüllt natürlich mit Verehrung gegen den, der,

neben den innigen Banden des Bluts, ihr stets die Liebe eines zweiten Vaters erwiesen.

In den letzten fünfzehen, sechzehen Jahren habe ich Belgien zu wiederholtenmalen besucht; ich hielt mich an verschiedenen Orten auf, und meinem an Beobachtung gewöhnten Auge entgiengen die in diesem Zeitraume bewirkten Veränderungen nicht. Namentlich lassen sich die ungeheuren, ganz außerordentlichen Fortschritte der letzten zehen Jahre nicht verkennen, eines Zeitraums, der mit der Thronbesteigung Eurer Majestät, hervorgerufen durch die einmüthige Stimme eines unter Ihrem Scepter sich glücklich fühlenden Volks, beginnt. Wollte ich die ganze Summe der erzählten Verbesserungen, aller dem Lande zugegangenen Segnungen allein auf Euer Majestät persönliche Rechnung bringen, so würde ich den weisen, guten Männern, Ihren Räthen, Unrecht thun, ja ich würde Ihnen einen Weihrauch streuen, den Ihr klares Urtheil vor Allem zurückweisen müßte. Noch mehr, wenn den Ministern und Staatsmännern, die gebührende Anerkennung unverkümmert bleibt, darf gleichfalls nicht übersehen werden, daß das seit allerhöchst Ihrer Thronbesteigung geweckte belgische Nationalgefühl große Anstrengungen hervorgerufen, bewundernswürdige Resultate erzielt hat. Aber dennoch hat die Weisheit

und Fürsorge Eurer Majestät gar Vieles zu Stande gebracht, und auch an dem, was Andere, was das Ganze geleistet, ist ein großer Theil Ihnen zuzuschreiben. Sie haben jede große Anstrengung, jeden großen Plan beschützt, gefördert, geleitet, haben vernünftige Unternehmungen ermuthigt, das ehrenhafte Streben, wo es sich finden mochte, belohnt, haben die Nationalität, diese Segenspenderin Ihres Volks, großgezogen und gekräftigt, haben durch Ihren Edelsinn triumphirt über den Widerstand der Anhänger der frühern Dynastie und Diejenigen gewonnen, die sich Anfangs Ihrer Regierung feindlich gegenüberstellten.

Es erforderte zu viel Raum, wollt' ich bei all den Gegenständen verweilen, an denen Euer Majestät großherzige Einwirkung sich offenbart. Betrachte ich aber Alles, was Sie zu Verherrlichung des Geistes, zu Ermunterung der Kunst und Wissenschaft in Ihrem Lande und anderswo gethan, bedenke ich die vortreffliche Einrichtung und Sicherstellung der Archive Ihres Reichs, die manchfachen Bemühungen zu Bewahrung jeder Urkunde, die der zerstörenden Gewalt der Zeit und politischen Convulsionen entgangen, so drängt sich mir als Literaten und Historiker neben dem Gefühl der Bewunderung das der Dankbarkeit auf. Und

seh' ich dann unter verschiedenen Ministerien dasselbe fortgesetzte Bestreben, der Quelle der Verbrechen auf die Spur zu kommen, und deren Anzahl zu vermindern, der Rechtsverletzung kräftig zu begegnen bei möglichster Milderung der Strafe, die Masse des Volkes durch Aufklärung und Unterricht auf den Weg der Tugend zu leiten, so kann ich meine Verehrung demjenigen nicht versagen, der ein so großes, edles Ziel mit solcher Stätigkeit und Ausdauer verfolgt.

Es ziemt mir nicht, des wohlthätigen Einflusses zu erwähnen, den Euer Majestät durch weisen, umsichtigen Rath auf das Schicksal und die Politik anderer Staaten ausgeübt haben. Es genüge an der Bemerkung, daß wohin ich meine Augen in Ihren Besitzungen wende, die erleuchtetsten Bemühungen zu Förderung des Handels und der Künste, dieser großen Quellen des Nationalwohls und Ruhms, zu Belebung des Kunstfleißes und der Tugend, der einzig sichern Grundlagen des Völkerglücks, mir entgegentreten. Wohl Viele mogen sich mit Ausführung solcher Plane beschäftigen, aber diese können ohne die mächtige Hand des Souveräns in keinem Lande gedeihen.

Von den folgenden Blättern habe ich nur wenig zu sagen. Auf den ersten Blick mag ein bloßer Roman

als unpassender Gegenstand einer Huldigung erscheinen, und ich weiß überdieß, daß jedes Produkt meiner Feder der gnädigen Entgegennahme Eurer Majestät nicht würdig ist. Und doch hat der Roman, dem hohen Zwecke nachstrebend, der meines Dafürhaltens einzig und allein seinen legitimen Vorwurf bilden darf, ein edleres Ziel als bloße Erheiterung.

Durch Erregung des geistigen Interesses, durch Belebung des Gefühls, werden nämlich nach meiner innigen Ueberzeugung große Lehren, bedeutende sittliche Momente, hochwichtige Prinzipien weit besser vorgetragen, nachgewiesen und eingeprägt, als in den kältern, apathischeren Augenblicken des bloßen Studiums. Ueberdieß darf man nicht vergessen, daß der Roman, neben seinen abstracten Erörterungen, durch Beispiele belehrt wie die Geschichte, daß er durch Schilderung der natürlichen Resultate menschlicher Handlungen seinen Grundsätzen den Eingang öffnet zum menschlichen Herzen. Auf solche Weise mag er zur höchsten Stufe emporstreben, deren ein Menschenwerk fähig ist, denn es gibt keinen poetischen Gedanken, und stände er noch so hoch, den der Roman nicht in sich aufnehmen, keinen so gewaltigen Vorwurf, dessen er sich nicht bemeistern konnte. So schwach nun auch meine Aufgabe gelöst seyn mag, so habe ich mir dabei

doch immer als Ziel vorgesetzt, das Gemüth des Lesers zu erheben, ihm eine erhabene, keine schaale Lebensweisheit zu bieten, sein Herz zugleich zu erweitern und zu reinigen. Eure Majestät wissen diese Absicht nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, während Ihr edler Sinn die mangelhafte Ausführung mit Nachsicht beurtheilen wird.

Ueber den Gegenstand der Geschichte möge mir vergönnt seyn zu bemerken, daß der Hauptpunkt, um den sich alle übrigen bewegen, unglücklicherweise eine aufgezeichnete Thatsache ist. Man findet sie mit den meisten factischen Nebenpunkten in Auvignys Leben des Marschalls von Brissac, und in den Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville.

Daß Gott die Tage Eurer Majestät noch lange erhalten, Sie mit Gesundheit, Wohlergehen und jeder Art irdischer Glückseligkeit segnen möge, ist, wie mir wohl bekannt, das ungeheuchelte Gebet aller Ihrer Unterthanen und damit vereinigt sich Niemand aufrichtiger als

Eurer Majestät

unterthänig ergebenster Diener,

G. P. R. James.

Erstes Kapitel.

Es entwickeln sich tausend unbedeutende, scheinbar zufällige Begegnisse auf unsrem Lebenspfade, die momentan unsern Geist niederschlagen, die Zukunft in schreckhafter freudeloser Erscheinung dem innern Auge vorführen, und unser Vertrauen auf Alles, was uns sonst mit raschem Muthe belebte, oder worauf wir gar unsere vernünftigen Plane zu bauen pflegten, erschüttern. Kraft, Jugend, Reichthum, Macht, gutes Gewissen, Vertrauen auf Gott, all dieß verliert zu Zeiten seinen stärkenden Einfluß selbst über das glücklichste Gemüth, und zwar aus Ursachen, die viel zu unbedeutend sind, eine solche Wirkung zu rechtfertigen.

Dergleichen zufällige Umstände, dergleichen geistige Wolken haben mehrfache Aehnlichkeit mit den wirklichen Wolken, die bisweilen gegen das Ende eines heitern Tages die kaum noch warme, sonnige Landschaft verfinstern. Nun breitet sich auf einmal ein grauer Schatten über die bunten Farben, die verdoppelte Glorie der untergehenden Sonne

schließt sich plötzlich, und die so eben noch sommerliche Scene ist in ein düsteres Gewand gehüllt. Zwar hat sich nichts geändert, als die Beleuchtung, zwar ist die Farbe des Baums, die Gestalt des Felsen noch immer die alte, aber der Schimmer des Ganzen ist entflohen, der Glanz dahin, als wärs auf immer.

Wiederum gibt es Augenblicke, wo eine andere Art von Trübsinn, zu der wir kein Seitenstück in der physischen Welt finden, den Geist befällt. Da ist uns Alles nach Wunsch gegangen, alles um uns her athmet Heiterkeit und Hoffnung, Fortunens Pferde haben auf dem ganzen Pfad auch nicht einmal gestrauchelt, seit Jahren hat uns keine Sorge befallen, rauh genug, den Schmelz von dem Flügel des Schmetterlings zu wischen, und doch stiehlt sich eine tiefe finstere Verzweiflung über unsern Geist, als wollte das Unsterbliche in uns dem sterblichen Theil von Kummer erzählen und Leiden und von drohenden Gefahren, ihm enthüllt durch seine überirdische Sympathie mit Potenzen, die der blos materiellen Creatur unzugänglich bleiben.

Kummer, Sorgen und Gefahren, körperliche Schmerzen und Seelenleiden vertreten bei uns zuweilen die Stelle des Feuers, das reines Eisen zu feinem Stahl härtet, indem sie zugleich den Geist auf die Probe setzen und kräftigen. Ist ja doch „Ausdauern“ die letzte große Lehre, die den edlen Jüngling zur kräftigen Männlichkeit führt, die unsere Fähigkeiten stärkt, und dem großen Manne zuletzt die Meisterschaft verleiht über das Schicksal. So möcht' ich mich denn auch dem Glauben hingeben, daß dergleichen plötzliche,

unerklärliche Anfälle von Verzweiflung, und darunter verstehe ich nicht die gewöhnlichen Anwandlungen des Trübsinns, die den verdrießlichen, mürrischen Kopf heimsuchen, vielmehr den finstern Eindruck, die düstere Schwermuth, die ein oder zweimal in Mitten einer glanzvollen Lebenszeit unwiderstehlich das heitere, ruhige Gemüth befällt, — wie gesagt ich möchte mich dem Glauben hingeben, daß eine solche Schwermuth nur dem Hochbegabten, dem Großen zu Theil wird — als prophetische Stimme nicht dem Ohr, sondern dem Herzen die Stunde der Entscheidung verkündend, als Schicksalstrommete den Unerschrockenen, Tapfern zur Schlacht, zur Ermannung für den gewaltigen Kampf rufend.

Der Tag war heiter und schön gewesen, wie ein Sommertag im Süden Europas nur seyn kann, und doch hatte er dem Wanderer, dem Landmann, manche der Unannehmlichkeiten erspart, die dergleichen heitere Tage im Süden nur zu häufig mit sich bringen, denn das Jahr war noch jung und mit dem Glanze der Jugend hatte es auch noch deren Frische. Ein kühlerer Lufthauch hatte die wärmere Tageszeit gemildert, ein Hauch so scharf und frisch, daß sich seine Abkunft von den kalten Gipfeln der Schneeberge nicht verkennen ließ, wären auch nicht von Zeit zu Zeit einige der entfernten Alpenfirsten, über die grünern Hügel sich schneeweiß emporthürmend, zum Vorschein gekommen. Ringsum lag eine Welt von Flüssen und Bächen und Cascaden, die ihrer Seits der Atmosphäre Kühlung und Bewegung zuführten. Daneben athmete diese schwer vom Dufte der

Uferblumen und das ringsum emporragende Gebirge gewährte der einen Hälfte des Thals fortwährend erwünschten Schatten. So hatte jeder Sinn seinen Theil am Genusse, keiner gieng leer aus, aber noch mehr: über sämmtliche Schönheiten der umgebenden Natur war der Charakter friedlicher, harmloser Freude, dieser vorzüglichste Sänftiger des menschlichen Herzens, ausgegossen.

Die Gegend bildete die äußerste Grenze Savoyens gegen Frankreich. Eine genauere geographische Angabe würde dem Leser nur wenig nützen, denn die Physiognomie des Landes hat sich seitdem verändert. Wohl würden die damaligen Städte mit ihren arbeitsamen Bewohnern nicht erkannt werden von ihren heutigen Nachkommen; Schloß, Festung und Palast liegen in Trümmern, oder sind gänzlich verschwunden, und selbst die Straßen winden sich nun durch andere Thäler, schlängeln sich an andern Hügeln hinauf. Die Scene lag irgendwo zwischen Nizza und St. Jean de Maurienne, gewiß ein Raum enge genug, dem Leser eine bestimmte Anschauung zu geben. Und so greife er denn zu Karte und Zirkel, und er wird finden, daß das Ganze nicht über eine Spanne beträgt, ja in Wirklichkeit geht es noch enger zusammen mit einem Universum rings um im Hintergrunde.

Und doch wars, wie gesagt, ein lieblicher Anblick, die schlanken blauen Hügel, die schneeigen, durch die langen Schluchten herein starrenden Berge mit den grünen frischen Thälern, den klaren glitzernden Gewässern gepaart zu sehen. Da und dort auf felsiger, die Gebirgspässe beherrschenden

Höhe streckte eine Ritterburg ihre Zinnen in die Lüfte, grau, finster, kriegerisch, während in der offenen Ebene wo eine solche sichtbar ward, oder in den warmen Thälern zwischen den Hügeln savoyische Dörfer und Städtchen sich blicken ließen, mit ihren schmutzig weißen Mauern und graziösen Kirchthürmen dem Ganzen das verschönernde Gepräge menschlichen Lebens und Webens aufdrückend. Die weltgeschichtliche Periode, von der ich spreche, war verschwenderisch in übertriebener Pracht, in heiterem Witz und kräftigen Waffenthaten, eine Zeit, wo Ritterthum und Lehenwesen, im Begriff auf immer zu erlöschen, nochmals zur sterbenden Flamme emporloderten. Zwar hatten Bayard und Franz vor wenig Jahren die geschäftige Scene verlassen, aber noch lebte Montmorency, und Heinrich der II. hatte seine Laufbahn noch nicht geschlossen im letzten Turniere, das Europa erleben sollte. Marots Gesänge, Rabelais' Witze waren noch nicht verklungen, und Ronsard, Dorat, Montaigne hatten so eben lebensmuthig die Pfade der Literatur betreten.

Es war im J. 1558 und zwar gegen das Ende des Tages, daß eine kleine Schaar Berittener ihre Straße durch die beschriebene anmüthige Gegend verfolgte. Es waren in Allem nur vier Personen, zwei davon bloße bewaffnete Diener, wie sie gewöhnlich das Gefolge damaliger Ritter bildeten, bei gewöhnlichen Vorfallenheiten der Rolle der Soldaten überhoben, aber vollkommen dazu geeignet, wenn besonderes Bedürfniß die Thätigkeit einer kräftigen Hand in Anspruch nahm. Der Dritte war ein Junge in Pagentracht,

ohne auffallendes Aeußere, aber der Vierte, augenscheinlich der Führer des Ganzen, verdient als solcher die genaueste Beschreibung; ich will ihn dem Auge des Lesers vorzuführen suchen, wie ich ihn in einem der Palläste an den Ufern der Brenta von unbekannter Hand dargestellt gesehen.

Er war von mittlerer Größe, eher etwas darüber als drunter, und dazumal nicht über drei und zwanzig Jahre alt. Um die breite, schöne Stirne wand sich das kurzgeschnittene dunkle Haar in krausen Locken, die Gesichtszüge waren fein, das Auge groß und voll, die Brauen scharf markirt. Der Mund, den man hübsch nennen konnte, zeigte, beim Sprechen halb geöffnet, zwei Reihen glänzend weißer Zähne, und alsdann ruhte der Charakter naiver Heiterkeit auf dem Gesicht. Schloß er ihn aber, so nahm dieses den Ausdruck des Nachdenkens, vielleicht der Strenge an, womit auch das rundliche etwas vorspringende Kinn übereinstimmte. Die kurze Oberlippe diente auf beiden Seiten einem gestutzten schwarzen Schnurrbärtchen zur Unterlage, das, in der Mitte getrennt, nicht über den Mund herabhieng, vielmehr über denselben emporstieg. Der Bart ums Kinn war gleichfalls schwarz wie das Haupthaar; auch ihm war das Wachsthum nur so weit vergönnt, daß er dem Kinn zur Zierde, nicht zur Beschwerde gereichte.

Die Statur des Kavaliers war muskulös und kräftig, und die Breite von Brust und Schulter ließ ihn älter erscheinen als er war. Er gehörte augenscheinlich dem Soldatenstand an, denn er war vollkommen gerüstet, als hätte er so eben erst den Schauplatz von Kampf und Gefahr ver-

lassen, oder befände sich noch immer auf demselben. Auch war, die Wahrheit zu sagen, ein bis an die Zähne bewehrter Mann jener Tage mit Angriffs- und Vertheidigungswaffen mehr beladen, als wohl jemals vor oder nachher der Fall seyn mochte.

Das erwähnte Gemälde stellt ihn nicht allein in der vollen Rüstung der damaligen Zeit vor, mit dem langen Schwerte, dem Dolche, den breiten Pistolen, sondern noch überdieß mit vier kurzen Karabinern — wenigstens erscheinen sie als solche — je an den vier Enden des Sattels angebracht. Zwar ist das Haupt nicht belastet von der Stahlhaube, die gewöhnlich die Rüstung vollzählig machte, dagegen hängt diese am Sattelbogen des Pagen, während der Ritter in der etwas leichtern Kopfbedeckung einer schwarzen Sammtmütze ohne Feder oder irgend andere Zierrath erscheint.

Sein Pferd, ein großes starkes Streitroß, war in gewisser Beziehung besser daran als sein Herr, denn schon vor jenen Tagen war die schwere Rüstung, womit in frühern Zeiten sowohl Roß als Mann belastet zu werden pflegten, wenigstens zu Gunsten des Erstern erleichtert werden. So war denn auch bei dieser Gelegenheit das Pferd des jungen Herrn nur mit solchen Stücken beschwert, die Kopf und Brust beim Zusammenstoßen schützen mochten.

Wie gesagt der Tag war lieblich und heiter gewesen, die ganze Natur so frisch und glücklich, wie ein junges Herz an einem Feiertage. Damit ließ sich denn auch Bernhard von Rohans Stimmung auf diesem heutigen Ritte ver-

gleichen, und zwar hatte die reizende örtliche Scene dieses sympathetische Gefühl keineswegs in ihm erzeugt, vielmehr dasselbe schon in seinem Busen vorgefunden; denn sein Gemüth war von Natur fröhlich und heiter, voll munterer Gedanken, und eines glücklichen Enthusiasmus fähig. Auch war er auf der Heimreise aus fremden Landen, nach tausend überstandenen Gefahren und Beschwerden im Begriffe, in seinem schönen Vaterland, in der Gesellschaft seiner Lieben einen Augenblick der Ruhe zu genießen.

Schon lag Frankreich in seinem Gesichtskreise, die Stimmen, die er rund um sich vernahm, waren fast eins mit der Sprache, deren er sich von früher Kindheit bedient, und dehnte sich auch der Raum bis zur wirklichen Grenze noch drei bis vier Stunden vor ihm aus, war er doch mit einziger Ausnahme des Namens schon in seinem Vaterlande. Er besaß wenig von der kalten Zurückhaltung, dem Produkte des unheilvollen Verkehrs mit bösen Leuten, oder wenn angeboren, die Folge natürlicher Verkehrtheit des Herzens, und so fand denn seine heitere Laune mehrfache Wege, sich äußerlich zu erkennen zu geben. Bald wendete er sich rückwarts zu dem Pagen oder einem der Diener, mit einem leichten Scherz, einer heitern Frage, bald deutete er, auf einem hervorragenden Standorte angelangt, nach irgend einem fernen Punkte der Landschaft, sich erkundigend, ob dort die oder jene Stadt des Dauphiné läge. Zur Abwechslung klopfte er dem Pferde den stolzen Hals, sprach mit dem edlen Thiere, als erwartete er eine Antwort, ja zuletzt brach er in einen abgerissenen Gesang aus. Kurz sein

Herz glich einem Springquell, so voll von Glückseligkeit, daß es überlief und die Wasser glitzerten beim Ueberströmen.

Die Diener lächelten beim Anblick ihres fröhlichen Herrn, besonders ein ältlicher, der im Gespräch mit dem Andern meinte, ihr Gebieter dürfe sich wohl der glücklichen Laune überlassen, da er so viel erworbenen Ruhm mit nach Hause bringe.

So gieng die erste Hälfte der Tagreise vorüber, aber gegen Abend änderte sich die Stimmung Bernhards von Rohan. Die offene Stirne ward nicht gerade bewölkt, aber doch zog sich ein düsterer Anflug darüber. Die Lippen öffneten sich nicht mehr zu dem freundlichen Lächeln, und die Zähne schloßen sich zu dem strengen Ausdrucke, dessen wir bereits erwähnt. Seine Augen sahen auf die Landschaft hernieder mit etwas gleichgültigem Blicke, und Alles gab zu erkennen, daß der Geist in seiner Zurückgezogenheit sich mit hohen Gedanken beschäftigte. Auch mußte, wer ihn nur sah, ihm düstere Vorstellungen unterlegen. Jedenfalls mußten sie ernster Natur seyn, und sicher gehörten sie nicht zu den fröhlichen.

Allein Bernhard von Rohan hatte sich keines Kummers zu erinnern; zwar hatte ihn das Schicksal einmal scharf getroffen, seither aber immer geschont, so daß es ihm auch nicht Eine Blume vom Busen gerissen, nicht den leichtesten Schatten auf seinen Pfad geworfen hatte.

In frühen Jahren hatte er seine beiden Eltern verloren, das war das einzige Unglück, das ihn befallen, und es war schon lange her. Er erinnert sich ihrer kaum noch,

nur ein süßes Andenken, liebevoll aber nicht peinlich war ihm geblieben. Seither war er nur auf heitern Bahnen gewandelt. Tüchtige, wohlmeinende Freunde, Vergnügungen, die Freuden des Waidwerks, jugendliche Uebungen, Tugend und Ehre, Reichthum und Stellung, Lob, Erfolge und Ruhm waren ihm geworden. Sehnsucht nach Gewalt plagte ihn nicht, was konnte er mehr wünschen? Hätte ihm einer diese Frage vorgelegt, er würde geantwortet haben: „nichts — nichts, als was ihm voraussichtlich von selbst zufallen würde.“ Und doch wandelte ihn eine Stunde vor Sonnenuntergang ein gewisser Trübsinn an, düster, unbestimmt, unerklärbar, den Nebeln ähnlich, die in Berglauden plötzlich den Wanderer überfallen, jeder Aussicht, jeder Naturschönheit ein Ende machend, alles umher in dumpfe, frostige, ungewohnte, verwirrte Leere verwandelnd.

Wohl eine halbe Stunde lang gab er sich dem drückenden Gefühle hin, denn es schien Anfangs zu bewältigend, um dem Widerstande Raum zu geben. Es war ihm, als lastete nach dem Gleichniß der nordischen Poesie „eine Wolke auf ihm,“ und er konnte sie nicht abwerfen. Endlich schien sie langsam emporzuschweben, und er ermannte sich soweit, um zuerst über das Unvernünftige eines solchen Gefühls mit sich zu philosophiren und endlich gar — obwohl mit etwas zweideutigem Ausdruck — über seine eigene Schwäche und Weichlichkeit zu lächeln.

Der Eindruck vergieng, aber noch immer hieng er ihm nach, als der Page seine Aufmerksamkeit auf die an den Bergen hängenden Wolken lenkte. Mit dem, Gebirgsgegen-

den, besonders im Süden, so gewöhnlichen schnellen Uebergange hatte sich der Himmel plötzlich verfinstert. Die gräulichen Massen des Gewitterdunstes wanden sich um die Gipfel, und wenn auch unter ihrem finstern Baldachin ein klarer rother Lichtstreif den äußersten westlichen Horizont gegen Frankreich säumte, so war doch der ganze Himmel über ihnen bald mit einer dichten Schichte tief grauer Wolken bedeckt. Jenseits der Mündung des Defilé im offenen Theile der Landschaft, die sich in langen dunkeln Purpurstreifen an die untergehende Sonne hinanzog, erschien in weiter Entfernung ein breiter viereckiger Thurm mit einigen Nebengebäuden, deren gerade Linien die rundlichen Formen der Bäume mitten durchschnitten.

„Es muß Voiron seyn," sagte der Kavalier, gleichsam als Antwort auf die Bemerkung des Pagen über den nahenden Sturm. „Wir müssen unsere Schritte beschleunigen, ein Obdach suchen, oder wir dürfen die halbe Nacht durch an den Waffen putzen, wenn die düstere Wolke dort nur zur Hälfte ihre Drohung erfüllt."

„Voiron muß wohl an die zehen Meilen noch entfernt seyn, gnädiger Herr," erwiederte einer der Diener, „wir erreichen es diese Nacht nicht mehr."

„Dann müssen wir sonstwo unterzukommen suchen," versetzte der Herr entschlossen; „jedenfalls bedient Euch der Sporen, denn das Treffen hat begonnen.

Er hatte noch nicht geredet, als schon gewichtige Tropfen schwer und langsam niederfallend, da und dort in die staubige Straßendecke schlugen. Unsere Reisenden eilten

in raschem Ritte vorwärts trotz des steilen Abhangs, des schlechten Wegs, des Dämmerlichts, das sich bereits graulich über die Scene schlich. Fünf Minuten später gelangten sie zu einem Vorsprung, der ihren Sehkreis bedeutend erweiterte, aber ach! nirgend bot sich eine Zuflucht mit einziger Ausnahme des hohen, dunkeln Thurms, der schwer emporstieg zu den rothen Glutstreifen im Westen als Wahrzeichen irgend einer entfernten Ortschaft. Rohans Gefolge, das auf dem Morgenritte alle Herrlichkeiten des comfortabeln Gasthofs im Geiste vorausgenossen, den guten kräftigen Wein aus dem Dauphiné, das bequeme Recken der ermüdeten Gliedmaßen, den leichten Scherz mit den Töchtern des Dorfs, den lustigen Gesang in der Vorhalle, überhaupt alle die erheiternden Freuden einer müßigen Stunde, überließ sich nun ganz andern Gedanken. Das langwierige, lästige Geschäft des Waffen- und Kleiderputzens, der stundenlange Zeitvertreib im Poliren des kalten Stahls lag schwer auf ihnen, ja dürfen wir die Wahrheit gestehen, so würde selbst ihrem Herrn und Meister schöneres Wetter nichts weniger als unwillkommen gewesen seyn.

Nach der gewöhnlichen Weise solcher Pfade wand sich auch dieser um manche Felsenecke, so daß mehrere Personen sich ganz nahe seyn konnten, ohne daß der Nachmann auf die wenigen Schritte seinen Vormann zu Gesicht bekam. Auf dem erwähnten Punkte hielt Rohan einen Augenblick stille, sich nach einer schützenden Stelle umzusehen, und die Straße schien frei und offen vor ihm da zu liegen. Konnte er doch zur Rechten völlig ins Thal hinabsehen und quer

über die jenseitige Ebene, während der Pfad sich deutlich an der Hügelseite hinzog, um zwei oder drei scharfe Felsecken herum, die je zweihundert Schritte von einander entfernt seyn mochten. Wie gesagt schien der ganze Weg offen vor ihm da zu liegen, als plötzlich gerade an dem Punkte, der das Abendlicht des fernen Horizonts mitten durchschnitt, die Gestalt eines menschlichen Wesens zum Vorschein kam, aber kaum gesehen, sich wieder hinter der Straßenbeugung verlor.

„Es ist wohl ein Bauer auf einem Maulthier," rief der Ritter hastig. „Nun können wir nicht mehr weit ins nächste Dorf haben."

„Gleicht er doch mehr einem Priester auf einem Esel, gnädiger Herr," erwiederte derselbe Diener, der vorhin gesprochen.

„Um so besser," sagte sein Herr, „so dürfen wir uns gutes Quartier versprechen."

„Und um so bessern Wein," fügte der Diener bei, „aber vielleicht nicht um so herzlicheren Willkomm."

„O, es sind recht ordentliche Leute, diese savoyischen Priester," meinte Bernhard, die Sporen ansetzend, „aber wir dürfen ihn nicht wieder aus dem Gesicht lassen."

In wenig Minuten hatten sie den Gegenstand ihrer Verfolgung wieder vor sich. Nun war er ihnen bedeutend näher, aber immer ließ es sich noch schwer entscheiden, ob er Priester oder Bauer war, bis sie nach einem scharfen Ritt — sein langöhriger Renner trug ihn sehr flüchtigen Schritts dahin — der Prophezeihung des Dieners gemäß,

einen lustigen Priester in ihm erkannten. Zwar konnte man ihn nicht übertrieben fett nennen, wie in jenen Tagen nur zu Viele seines Standes herumliefen, doch führte er ein tüchtiges leibliches Gehäuse mit sich, und sein Antlitz wiederstrahlte von der Rosenfarbe der Gesundheit neben allen Anzeichen eines sehr heitern Gemüths. Freilich schien er etwas excentrischen Charakters, denn allen klerikalischen Regeln zuwider trug er einen breiten Bauernstrohhut, der zu dem übrigen Anzug nicht recht passen wollte. Die Gesichtszüge, deren sich der junge Kavalier schon anderswoher zu erinnern glaubte, waren gut und verriethen Scharfsinn, und obwohl er zweifelsohne das Pferdegetrappel hinter sich hörte, und zwar in einem Lande und zu einer Zeit, die bezüglich des sichern Reisens nicht im besten Rufe standen, so verhinderte ihn doch sein gutes Gewissen oder sein guter Muth, auch nur einmal das Haupt nach den rasch Heransprengenden umzuwenden. Vielmehr hielt er seinen Esel in demselben muntern Galopp, während der junge Ritter, ihn endlich einhohlend, die gewöhnliche Tagesbegrüßung anbrachte.

„Guten Abend, Vater," begann Bernhard, zwischen dem Priester und dem Rande des Abgrunds seine Stellung nehmend.

„Möge uns ein solcher recht bald zu Theil werden, wenns beliebt, mein Sohn," erwiederte der Priester, „denn der, den wir dießmal bekommen, läßt sich bis jetzt so schlecht an, als irgend einer, den ich jemals sah."

„So ist es wirklich," antwortete der junge Edelmann;

„ich bin herzlich erfreut über unser Zusammentreffen, guter Vater, denn ich hoffe, Ihr könnt uns irgendwo unter Dach bringen.“

„Meiner Treu,“ sagte der Geistliche, indem er sich nach des Ritters Gefolge umsah, „ich kann mich über die unverhoffte Begegnung nicht so erfreut nennen, denn da wo ich einspreche, dürfen wir der guten Dinge dieses Lebens nicht zu viele zu finden hoffen, und des Löwen Antheil kommt doch immer an den Wehrstand.“

„Nein, nein, wir theilen zu gleichen Portionen!“ antwortete Bernhard.

„Nun wohl! aber in dergleichen Dingen halt' ichs mit den Königen,“ versetzte der Andere, „ich liebe das Theilen überhaupt nicht. Aber kommt, kommt, hab' ich doch nur Scherz getrieben. Ohne Zweifel finden wir die Hülle und Fülle, denn als ich letzlich in der kleinen Schenke einsprach, war des Vorraths an guten Speisen und Wein so viel, um ein Refectorium wenigstens eine Woche, eine Armee ein ganzes Jahr damit zu unterhalten. Aber eilt, sage ich, denn der Spaßmacher dort auf der Hügelspitze mit seinem unreinen Munde beginnt nach uns gleicherweise zu blasen und zu speien. Wir haben noch eine gute Strecke vor uns, und ein Sturm in diesen Bergen ist, laßts Euch gesagt seyn, junger Herr, ein schlechter Spaß. Weiß man doch nie, was in seinem Gefolge kommt.“

„Nun was kann ihm denn folgen,“ fragte der Kavalier, „als Sonnenschein nach dem Sturm?“

„Oder ein Felsstück auf Euren Kopf,“ meinte der Prie-

ster, „oder eine Lavine hinter Euren Fersen, die Euch in Eurem Stahlgehäuse erdrücken würde wie einen Seekrebs in seiner Schale. Aber vorwärts! Heilige Maria, wie mein kleiner Esel Euren starken Renner ausstechen wird!“ Und mit seinem Strohhut versetzte er der Seite seines Trägers einen Streich, worauf dieser seinen Schritt noch mehr beeilte, indem er mit malitiösem Schwingen des Schweifs und tüchtigem Hintenausschlagen sich in Galopp setzte. Hier müssen wir abbrechen, und, die Scene wechselnd, unsern Reisenden voraus eilen.

Zweites Kapitel.

Es gibt wenig Lagen, die dem Menschen das Gefühl der Behaglichkeit, Sicherheit und Ruhe vollkommener mittheilen, als wenn er, nach tüchtigem Tagesritte in aller Gemächlichkeit an dem wärmenden Feuer sitzend, draußen das Klatschen des Regens, das Toben des Sturms vernimmt. Natürlich gehört zur Vervollständigung des behaglichen Zustands, daß alle dienstbaren Geister eines wohl versehenen Gasthofs in rühriger Thätigkeit sich umthun, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, seinem Appetit Befriedigung zu verschaffen. Auch ist diesem Gefühl keinerlei selbstsüchtige Vergleichung mit andern minder beglückten Mitbrüdern zu Grund zu legen, trotz der Behauptung des selbstsüchtigsten aller Scheinphilosophen: Im Gegentheil mag es bei tüch-

ligen edlen Gemüthern aus einer Vergleichung der gegenwärtigen Lage mit einer früheren wirklich erlebten oder wenigstens möglicherweise denkbaren, herrühren, und drängt sich ihnen hiebei auch der Gedanke an die diesem Sturm ausgesetzten Mitmenschen ganz natürlich auf, so ist er doch gewiß immer mit Mitleid und Bedauern verbunden.

Das kleine Wirthshaus, welchem wir im letzten Kapitel Bernhard von Rohan und seine Gefährten, unter der Führung des Priesters zueilen sahen, war für Zeit und Land gut zu nennen, obwohl einem Dorfe angehörig, das nicht über neun bis zehen Hütten enthielt. Zwar hatte es nur Ein Wirthszimmer und die große Küche, zu welcher die Hausthüre führte; aber diese Küche, war wohl verwahrt gegen Wind und Regen, die Fenster klein mit steinerner Einfassung, die Thüre durch eine tiefe Vorhalle geschützt, wo zur Sommerzeit Wirth und Gäste in freundlichem Verkehre saßen; und da es nun einmal das erste Haus war nach dem Uebergange über den steilsten Gebirgsstock zwischen Frankreich und Piemont, so trug Alles dazu bei, es den Augen müder Wanderer in einem recht anziehenden Lichte darzustellen.

Der Donner hatte aufgehört, die Luft war abgekühlt, ja rauh, die Nacht finster wie die Gedanken des Bösen, es wehte ein schneidender Wind, und der schwere Regen schlug in Güssen an die erklingenden Scheiben. Aber alle diese Zeichen des unerfreulichen tobenden Naturzustands draußen stellten die innere Scene den Augen eines in der Küche befindlichen Reisenden nur um so comfortabler dar. Er hatte

auf einem der breiten Sitze in der schützenden Ecke des Kamins Platz genommen, und sah der geschäftigen Wirthin zu, die mehr als Ein schmackhaftes Gerücht für sein Abendbrod an dem tüchtigen Herdfeuer zurecht machte. Mittlerweile sah man Diener der verschiedensten Art in den diversen Theilen der geräumigen Küche mit Reinigen und Putzen der Rüstungen, Kleider, Wehrgehänge, Waffen, beschäftigt, während Andere auf sonstige Weise mit allen Zeichen höfischen Luxus im Dienste ihres Herrn sich thätig erwiesen.

Aber diese Diener gehörten nicht zum Gefolge Bernhards von Rohan, und ebenso wenig war der Reisende mit Jenem dieselbe Person. Vielmehr war Rohan noch unterwegs der ganzen Wuth des schrecklichen Unwetters ausgesetzt.

Der, mit dem wir es gegenwärtig zu thun haben, war ungefähr gleichen Alters mit Rohan, doch eher etwas älter. Er war entschieden hübscher als jener, seine Gesichtszüge waren feiner, die Gestalt höher und leichter, ohne deßhalb ins Schmächtige zu fallen, auch sah man ihm wohl an, daß er sich seiner persönlichen Vorzüge wohl bewußt und etwas eitel darauf war. Sein Anzug war glänzend nach der Sitte jener Zeit, und wenn sich auch nicht verkennen ließ, daß er einen Theil des Unwetters bestanden, so war doch ebenso gewiß, daß er ihm nicht lange ausgesetzt gewesen.

Gewiß konnte man ihn, wie er so dasaß, einen der schönsten Kavaliere des Tags nennen, aber in der herabhängenden Stirne, der aufgezogenen Lippe, lag etwas

Unerfreuliches, das dem scharfbeobachtenden Auge sich nicht lange verbergen konnte. Man konnte es nicht wohl ein Hohnlächeln nennen, und doch lag etwas Anmaßendes, Ueberhebendes darin. Auch wars nicht Hochmuth, obwohl der Stolz unzweifelhaft sein gutes Theil daran hatte. Es war mehr ein schwarzer als düsterer Ausdruck, wie wenn das Herz, dem er entquoll, erfüllt wäre von manch unergründlicher Idee, und stolz auf seine Undurchdringlichkeit. Ob die Gedanken gut oder böse waren, gleichviel, es war ein gedankenvolles Gesicht unter der Maske des Leichtsinns — ein tiefer See, unter Gestrüpp und Pflanzen jeder Art verborgen.

Wie gesagt, sah der Fremde der Wirthin zu, wie sie mit einem geschäftigen Mädchen mehrfache Gerichte zu seinem Abendessen bereitete, und er wendete sich zuweilen mit einem heitern Scherze über die Fortschritte des Werks bald an die Hausfrau, bald an die Dienerin. Sein Ton war leicht und vertraulich, aber es entgieng nicht, daß sich seine Bemerkung immer auf etwas unter seinen Augen Vorgehendes bezog. Ebenso nahm er im Allgemeinen keine Notiz von den Antworten, er schien kaum zu hören, daß sonst Jemand sprach und ließ ohne Erwiederung das Gespräch fallen, bis ihm ein neuer Scherz beliebte.

Endlich sagte er: „Wenn ich bitten darf, Wirthin, so verdoppelt die Portion Rehschnitten dort, und rührt einige zwanzig Eier zur Omelette zusammen. Ihr werdet in Kurzem mehr Gäste haben."

Die gute Frau fuhr etwas bestürzt in die Höhe, und

möchte ihren Gast für einen Zauberer gehalten haben, wäre nicht der Schall von Pferdehufen seinen Worten so schnell gefolgt, daß die Quelle seiner Kenntniß auf einmal zu Tage lag. Einen Augenblick später werden rufende Stimmen hörbar, und der Wirth bisher den Dienern am andern Ende der Küche behülflich, öffnete sorgsam die Thüre und sah hinaus. Der kalte Luftzug drang mit Macht herein, wie ein Belagerungsheer in die erstürmte Stadt, und die gelbe Wachsfackel in der Hand des Wirths, ein damals im Lande der Bienen jeder Dorfschenke angehöriger Gegenstand, war trotz der kräftigen Flamme im Augenblicke erloschen.

Alles auf dieser Seite des weiten winkeligen Gemachs war nun in Dunkelheit begraben, aber mehrfältige, zu gleicher Zeit redende Stimmen drangen ein, unter denen sich das Geschrei der Diener nach Stallungen und Hausknechten vernehmbar machte. Der Wirth wurde nicht müde, die Zusicherungen von tausendmal besserer Pflege und Kost, als die Reisenden in Wahrheit zu erhalten sich die geringste Hoffnung machen durften, immer und immer wieder zu erneuern.

Zu gleicher Zeit begann eine heitere lustige Stimme aus vollem Halse über die Aufschneidereien des Wirths zu lachen, mit dem Ausrufe: „Ja, wohl, ja wohl, lieber Wirth, ists nicht so? Wir bekommen Delphine und Barben, Ortolane und Schnepfen, Muskatsorbet von Constantinopel, ächten römischen Falerner mit Honig gemischt und als Krone des Ganzen einen pythagoräischen Pfau? Weniger würde uns auch schlechte Dienste leisten in dieser frostigen

Nacht, obwohl ich denke, ein guter Kapaun und eine Kanne gewürzten Avignon-Clarets * würden mich ordentlich erwärmen, wären sie nur schon fertig."

Damit stieg der joviale Priester, den ich im ersten Kapitel dieser wahrhaftigen Geschichte beschrieben, von seinem Esel, indem er bei jedem Schritte in seinen Scherzen fortfuhr. Auch Bernhard von Rohan sprang mit einem Lächeln über die gute Laune seines neuen Gefährten zu Boden, und trat in die Küche, es seinem Gefolge überlassend, die Pferde nach der Hinterseite des Hauses zu Stall zu bringen. Allerdings mochte ihn die zahlreiche Gesellschaft im Wirthshause, von der er sich alsbald zu überzeugen Gelegenheit hatte, nicht sonderlich erbauen, aber er gehörte zu denen, die des zu Theil gewordenen Guts möglichst zu genießen suchen, und am Heerde angelangt, dankte er Gott für ein Obdach von den rauhen Stößen des Unwetters.

Mittlerweile fuhr der ältere Gast mit dem Blicke selbstzufriedener Gleichgültigkeit, diesem integrirenden Bestandtheile der Affectation der Uebermüthigen und Verwöhnten aller Zeiten, fort, dem Gebahren einiger rebellischen Scheite auf dem Heerde zuzusehen, die allen Ueberredungskünsten des dienstbaren Geistes zu widerstehen wußten. Diesem nämlich hatte die Wirthin die Zubereitung der schmackhaften Gerichte am Feuer überlassen, indem sie selbst ihrem Eheherrn beisprang, um nach der Weise der Göttin Hoff-

* Das erstemal wo ich das Wort Claret finde, wird es von Avignon-Wein gebraucht.

nung ihre neue Gäste mit falschen Versprechungen zu empfangen.

Der Inhaber der Kaminecke sah weder zur Rechten noch zur Linken; seiner Haltung nach hätte man vermuthen können, er habe von den Vielen, die sich um ihn bewegten, auch keinen Laut vernommen, und nehme überhaupt an keinem Ding auf Erden Interesse als am Garwerden eines Stücks Rehwildpret. Selbst als Bernhard von Rohan näher trat, was nicht ohne Waffengeklirr abgieng und nach augenblicklichem Fixiren mit freundlichem Lächeln seinen Arm ergriff, wendete sich der Fremde mit dem Blicke der vollsten Gleichgültigkeit nach ihm um, zu sehen, wer es wäre, der auf solche Weise als Freund oder Feind seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehme.

Als er ihn aber erkannte, wurde er lebendiger, er sprang lächelnd auf und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Ha, Bernhard von Rohan!“ rief er; „kann ich doch kaum meinen Augen trauen. Wie! Baron, wer hätte Euch hier erwartet in einer savoyischen Schenke? Habt Ihr Italien verlassen, um, Guise folgend, den Feind im Norden zu bekämpfen? Denn Schwert und Lanze habt Ihr nicht abgelegt wie ich sehe. Aber im Ernst sprecht, was thut Ihr hier?“

„Nun, die Wahrheit zu sagen,“ versetzte der Andere, „so ist gegenwärtig jenseits der Apenninen nichts zu thun, und obwohl Ihr nach den Vorfällen zu Civita Euch denken könnt, daß ich so wenig Lust habe Guise zu folgen, als ein Windspiel in Gesellschaft des Löwen zu jagen, so habe ich doch

keinen Grund zurückzubleiben, da er nicht nur für seine Person das Feld verlassen, sondern alle seine Streitkräfte mit sich genommen hat. Dazu bin ich des Kriegführens müde, ich sehne mich nach einiger Ruhe, ich bin nun drei Jahre abwesend gewesen aus Frankreich, und habe ein Verlangen, mein Vaterland wieder zu sehen!"

„Ja und irgend eine hübsche Dame dazu," fiel der Fremde ein. „Ists nicht so, Rohan? Wohl erinnere ich mich noch, daß Ihr wenig Vergnügen fandet an den strahlenden Augen der jungen Italienerinnen, und oft schrieb ich Eure Unverwundbarkeit der Erinnerung an eine alte Liebe zu."

„Dem mag so seyn," erwiederte Bernhard munter. „Wo gibts einen Mann ohne Frauenliebe? Ist je ein Solcher vorhanden, so taugt er weder zu Krieg noch Frieden, er ermangelt der großen Aufmunterung zu Ruhm, Artigkeit und großen Thaten. Aber wär' es auch nicht so, Meyrand," fuhr er in ernsthafterem Tone fort, „so geb' ich dennoch den Frauen meines Landes den Vorzug. Strahlende Augen gelten nur wenig ohne ein treues Herz und Schönheit ist ein schwacher Ersatz für innern Werth."

„Pah, Herr Moralist," rief sein Gefährte, „Schönheit ist des Weibs bestes Besitzthum bis sie alt wird; dann, wenn sie der Grazien ledig, mag sie es mit den Tugenden probiren oder den Musen, oder einer andern Liebhaberei."

„Probire sie es, einfach gesagt, mit Allem nach Belieben," sagte der lustige Pfaffe, sich dem Feuer nähernd und das Gewand auswindend, „probire sie es mit Allem

nach Belieben, nur nicht mit einem Libertiner, einem Groken, oder einem Höfling. Mag sie Alter, Häßlichkeit oder sonst was tragen, nur nicht Kinder des Narren — auf daß ihrs wohlgehe in dieser Welt und in der andern! Ists nicht so, munterer Herr?"

Graf Meyrand maß ihn mit dem Blicke hochmüthigen Erstaunens, aber er fand in dem Priester einen Grad von Gleichgültigkeit, der sich kaum weiter treiben ließ, so daß die Wirkung davon selbst an dem Grafen sichtbar wurde. Wenigstens beobachtete dieser ein paar Minuten ein tiefes Schweigen, während Bernhards Page vortrat, seinen Herrn zu entwaffnen. Die Operation dauerte etwas lange, und als sie ihr Ende erreicht, waren die Dreifüße aus ihren Winkeln geschleppt, die langen hölzernen Bretter, die, in der Mitte zusammengefügt, als Tafel dienten, von der Wand genommen, und auf jene gelegt, ein feines weißes Tischtuch über das Ganze gebreitet, und das Salzfaß in der Mitte angebracht.

Nun wurden die wohlzubereiteten Fleischspeisen mit ihrem für hungrige Mägen gar einladenden Dufte Platte an Platte von der reinlich gekleideten Wirthin aufgetragen, und der Graf nahm oben an der Tafel seinen Sitz, während sich Bernhard von Rohan im büffelledernen Wamms, das er unter der Rüstung trug, neben ihn setzte. Der Priester schloß sich zunächst seinem jungen Reisegefährten an, was ein höhnisches Lächeln auf Meyrands Lippe hervorrief, der sich denn auch nicht enthalten konnte, Bernharden leise, obwohl nicht unvernehmlich, zuzuflüstern: „Welch fürstlicher

Junge seyd Ihr geworden, Baron, daß Ihr mit Eurem Narren reist und zwar in Pontificalibus!“

Bernhard erwiederte nichts, und der Priester, obwohl ihm keine Sylbe entgangen, auch nichts, bis er, nachdem sich die Dienerschaft zusammt dem Wirth und der Wirthin um das untere Ende der Tafel versammelt, sich anschickte den Segen zu sprechen. Er war kaum damit zu Ende, als die Hausthür plötzlich auffuhr, und ein Mensch im Bedientengewande hereinstürzte. Er war ohne Hut und Mantel, und auf der Stirne zeigte sich eine leichte Hiebwunde. „Hülfe! Hülfe!“ rief er, sich hastig im Kreise umschauend — „Hülfe, Hülfe! Sie schleppen meinen Gebieter, den Herrn von Masseran mit dem jungen Fräulein, ins Gebirge zur Schlachtbank.“

Die Worte brachten auf die Zuhörer eine sehr verschiedene Wirkung hervor. Graf Meyrand blieb ruhig und gleichgültig sitzen, mit seiner gewöhnlichen Miene kalter Selbstbeherrschung die Worte des Mannes vernehmend. Dabei hörte er keinen Augenblick im Tranchiren der Fleischspeisen auf, ein Geschäft, das er unmittelbar vor der Unterbrechung mit seinem Dolche begonnen.

Bernhard von Rohan dagegen fuhr mit seinem ganzen Gefolge, als wäre Jeder von demselben Impuls durchdrungen, auf einmal in die Höhe. Unwillkührlich fuhr die Linke des jungen Edelmanns nach dem Schwert, und noch hatte der Eindringling seine Rede nicht geendet, als Jener bereits drei Schritte gegen die Hausthüre zurückgelegt hatte.

Indessen sollten ihn mehrfache Zufälligkeiten für einen

Augenblick in seinem Laufe aufhalten. Unter Mehreren der Anwesenden erfolgten verwirrte Bewegungen, und nicht minder erhob sich ein confuses Geschrei, indem Alle zugleich sprachen, ohne zu hören.

Zu gleicher Zeit erhob der Graf seine Stimme zu dem Rufe: „Einen Augenblick Geduld, Baron! Leert wenigstens einen Becher Wein mit mir, ehe Ihr in dieser feinen Sturmnacht auszieht einem der größten Schurken beizustehen, die beide, Savoyen und Frankreich, aufweisen können. Halt, halt, noch einen Augenblick! Nun gut," fügte er bei, als er Bernhard mit ungeduldigem Blick sich abwenden sah, „so geht denn und helft Masseran, wenn Ihr wollt! der Himmel gebe, daß ihm die Schufte vor Eurer Dazwischenkunft den Hals abschneiden!"

„Euer Pferd!" rief einer der Begleiter. „Eure Rüstung, gnädiger Herr!" ein Anderer. „Nein, nein, zu Fuß!" rief Bernhard von Rohan, „zu Fuß wie wir sind! Zeit ist nun Alles. Voran, Bursche, voran! Schickt uns Fackeln heraus, Wirth!"

Der lustige Geistliche hatte sich fast zu gleicher Zeit mit seinem Reisegefährten erhoben. „Bei unserer lieben Frauen, ich gehe mit Euch!" rief er, „der Sterbenden Beichte zu hören: Das gehört nun einmal zum Priesterhandwerk, und doch muß ich bekennen, wenn ich Ritter und ein edler tapferer Kavalier, ich bliebe wo ich bin gleich dem braven Grafen hier, und übte meine Ritterschaft an Wildpret und Weinkannen."

Indem trat aus einem finstern Winkel der Wirthsküche

— bisher allen unbemerkt geblieben — ein großer, hagerer, schlanker Mann hervor, mit einem Strohhut auf dem Kopfe und einem breiten groben braunen Mantel, der fast seine ganze Gestalt verhüllte. Er trat drei Schritte vorwärts in den vollen Bereich des Lichts, und gewiß konnte man selten eine imposantere, wo nicht hübschere Gestalt, eine ausgezeichnetere, edlere Haltung sehen. Er war ein Mann anscheinend um die fünf und dreißig, mit einer Adlersnase, großen, schwarzen, feurigen Augen, die bronzene Schattirung der Sonne, des Winds und Sturms auf dem Gesichte, mit fünf bis sechs tiefen Narben auf Wange und Stirne. Er trug sich auffallend aufrecht, war zwar entschieden mager, aber breitschulterig und musculös oder besser gesagt sehnig; denn gleich Stricken unter der Haut drückten sich die gewaltigen Sehnen und Nerven an der den Mantel gefaßt haltenden Hand in ihrem Gelenke und an dem dabei zum Vorschein kommenden Arm aus.

Er kam geradezu Bernhard von Rohan in den Weg, als der junge Edelmann der Thüre zueilte, und es läßt sich nicht verhehlen, daß das Seltsame, Ueberraschende in der unerwarteten Erscheinung unsern jungen Freund in seinem Laufe aufhielt, ja daß seine Rechte unwillkührlich nach dem Degengefäß griff.

Allein er zog sie im Augenblick wieder zurück, nicht ohne einige Beschämung über die Bewegung, während der solcher Weise eingeführte Fremde mit tiefer melodischer Stimme begann: „Auch ich gehe mit Euch, junger Herr,

und mag Euch bessere Dienste leisten als unser guter Freund der Priester hier."

„Doch, Meister Leon," rief der Wirth, indem er mit bittendem Blick auf ihn zutrat.

„Pst," sagte der Fremde, die Hand erhebend, und in demselben Augenblick fiel der joviale Priester dem Wirth in die Flanke mit dem Ausrufe: „röstet Eure Eier, Gandelot, und überlaßt Andern die Sorge, für die ihren seyd unbesorgt! wir werden den Pfannkuchen nicht ins Feuer werfen, noch das Fett verschütten, oder das Kamin in Rauch aufgehen lassen. Ihr kennt mich und ich ihn, und ist er gleich der Letzte, der sagen sollte, ich könne nichts leisten, wenn ich Lust dazu habe, so gehe ich doch ohne Widerrede mit!"

Wenn alle zugleich sprechen, ist die Unterredung, die sonst lang seyn möchte, sehr bald zu Ende gebracht, und wenn hier, wie wir sahen, auch zwei oder drei Zwischenredner auftraten, so hielt doch all das Gesagte Bernharden von Rohan kaum eine halbe Minute auf. „Voran denn! voran!" herrschte er ungeduldig dem Diener zu, welcher um Hülfe gerufen, und mit dem Graf Meyrand inzwischen einige Worte im Stillen gewechselt. „Voran, sage ich, rasch!" und im nächsten Augenblick waren sie alle vor der Thür, an der Bergseite in der kalten Nachtluft stehend. Nur der Graf blieb sitzen, und, ihr Benehmen nach dem seinigen einrichtend, rührte keiner von seinem Gefolge den Fuß. Und doch schien Graf Meyrand über den ganzen Auftritt nichts weniger als erfreut. Vielleicht war er nicht ganz zufrieden mit seiner unthätigen Rolle, wenigstens

fragte er sich selbst, ob Bernhard von Rohan seine Handlungsweise einem Mangel an Muth zuschreiben könnte. Indeß erinnerte er sich, daß sie zusammen manch wohl vertheidigte Bresche bestürmt, und er fühlte sich sicher, daß kein Gedanke dieser Art in seinem Gefährten aufkommen könnte. Dennoch blieb er einige Minuten in tiefen Gedanken; ja er vergaß selbst das vor ihm stehende Mahl, und die Miene der Gleichgültigkeit, seine gewöhnliche Maske. Endlich winkte er einen seiner Leute herbei und flüsterte ihm wenige Worte zu, von denen nur die beiden letzten für Dritte hörbar waren, nämlich diese: „Du verstehst!"

Der Mann bückte sich bejahend, rief drei seiner Kameraden von der Tafel weg, suchte eilig in den verschiedenen Winkeln der Küche nach Angriffswaffen und verließ das Gemach, allem Anschein nach im Begriff, Bernhard von Rohan und seine Parthei zu verstärken.

Drittes Kapitel.

Der Regen hatte so ziemlich aufgehört, aber die Nacht war, wie wir bereits gesagt, kalt und frostig, der Himmel von schweren Wolken umhangen, die Luft, um uns des treffenden biblischen Ausdrucks zu bedienen, voll dichter Finsterniß, einer Finsterniß, die man greifen konnte. Bernhard von Rohan und seine Gefährten hielten einen Augenblick vor der Thüre der kleinen Schenke stille, in der Absicht,

irgend einen Ton aufzufassen von dem Handgemenge, aus welchem der Diener ganz frisch gekommen zu seyn schien.

Aber alles blieb stille. Der rauschende Schall der vom letzten Regen angeschwollenen Bergströme, das Pfeifen des Winds in den Gebirgsschluchten und über die dichten Fichtenwälder hin; das ferne Geheul eines Wolfs, und das schwirrende Krächzen des vorüberflatternden Käuzleins waren deutlich zu hören, aber kein Laut einer menschlichen Stimme mischte sich drein.

Allein dieß Schweigen war für Bernhards Herz kein Zeichen der Beruhigung, daß die Personen, für welche der Diener seine Ritterlichkeit in Anspruch genommen, auch wirklich den Angreifern entkommen wären. Es war damals notorisch, daß jeder Theil Savoyens von Räuberbanden wimmelte, die sich namentlich seit der französischen Occupation eher vergrößert als vermindert hatten. Unfähig sie zu unterdrücken, hatte sich der berühmte Marschall von Brissac, um ihren rücksichtslosen Verheerungen einigermaßen ein Ziel zu setzen, genöthigt gesehen, sie gelegenheitlich neben seinen eigenen Truppen zu verwenden. Wenn aber nicht auf solche Weise beschäftigt, besetzten sie nach ächter Wegelagerer Weise die Hauptpässe von Piemont und Savoyen, und erhoben mit strenger Hand von sämmtlichen Wanderern den Zoll. Unerhörte Barbareien wurden ihnen von Zeit zu Zeit zur Last gelegt, und, durfte man dem allgemeinen Gerüchte trauen, so gab es keinen so verwegenen Plan, keinen so gewaltthätigen, verzweifelten Akt, den sie nicht auszuhecken und zu vollbringen im Stande

waren. Der einzige Schluß, zu dem sich Bernhard durch die mangelnden Wahrzeichen eines Kampfs für berechtigt hielt, war, daß die Banditen bereits die Oberhand gewonnen und ihre Opfer entweder ermordet oder fortgeschleppt hätten.

„Rasch! rasch!" rief er, der augenblicklichen Pause ein Ende machend. „Voraus, guter Bursche, voraus! wo ist Dein Herr, Dein Fräulein? Welchen Weg nahmen sie?"

„Diesen hier, edler Herr, diesen," rief der Mann, die ins Gebirge führende Straße einschlagend. „Sie können nicht weit gekommen seyn, hörte ich ja die Räuberstimmen noch unter der Hausthüre."

Damit sprang er eilig voraus, aber als ihm Bernhard gleich raschen Schritts folgen wollte, tönte ihm die klare, tiefe Stimme des Mannes, den der Wirth Meister Leon genannt, ins Ohr mit den Worten: „Es waltet hier ein Mißverständniß ob, denk' ich, und etwa eine Schurkerei; aber habt keine Furcht."

„Furcht!" erwiederte Bernhard, sich gegen ihn wendend. „Glaubt Ihr, ich fürchte mich?"

„Das nicht," versetzte der Andere, „aber, mein guter Junge, in Eurem Auge blickte keine gewöhnliche Theilnahme, als der Bursche seiner jungen Herrin erwähnte, und es mag Einer für Andere fürchten, wenn auch nicht für sich. Aber horch! Es wird vor uns laut. Stimmen von Sprechenden, mit Klagetönen vermischt, wenn ich mich nicht irre. Vorwärts, Vorwärts! Eile, Bursch, eile!"

Sie beschleunigten ihre Schritte und hörten den Lärm

bald noch deutlicher. Es war das Geräusch von Pferden, ein Klingeln wie von den Schellen der Maulthiere und das Gemurmel einer Anzahl Stimmen, Alles von den Schwingen der Luft den Paß herniedergetragen. Einige vier bis fünfhundert Schritte weiter oben stolperte der vorauseilende Diener in seiner übermäßigen Hast über einen Verwundeten, der einen Schrei des Schmerzens ausstieß. Aber der junge Ritter und seine Gefährten ließen sich dadurch in ihrem Laufe nicht aufhalten, denn schon klangen scharfe, zornige Stimmen ganz deutlich herüber, allem Anschein nach mit Flüchen und Verwünschungen eine Anzahl Gefangener zu Beschleunigung ihrer Schritte antreibend. Zugleich kam das Licht einer oder mehrerer Fackeln über dem grünen Laubwerke und den grauen Felsen zum Vorschein, und bei Gelegenheit warf es den Schatten eines zahlreichen Menschenhaufens nebst Pferden und Lastthieren an der gegenüberliegenden flachen Felswand ab.

„Nun heraus mit den Schwertern," rief der Mann, genannt Leon, in befehlendem Tone, „wir sind ihnen auf der Ferse, und ich zweifle nicht, wir werden es mit einem tüchtigen Widerstande zu thun haben."

Bernhard von Rohan hatte schon vorher das Schwert gezogen, er eilte vorwärts und erreichte im nächsten Augenblick eine Felsecke, von wo er die ganze Gegenparthie deutlich übersehen konnte. Er hielt eine Weile an, und wohl mochte ihn dieser Anblick dazu veranlassen, denn der Fackelschein ließ ihn nicht weniger als fünfzehn bis sechzehn Bewaffnete zählen, einige beritten, andere zu Fuß, in ihrer

Mitte ein paar beladene Pferde und sieben bis acht Gefangene, theils Männer, theils Weiber, und zwar einige davon mit gebundenen Händen. Die Entfernung mochte noch etwa zweihundert Schritte betragen, und reichte auch das Fackellicht hin, Bernharden die erwähnten Einzelheiten zu enthüllen, so ließ sich doch außer dem Blinken der Waffen und dem Flattern der weiblichen Gewande nichts weiter erkennen, namentlich kein Merkmal über den Rang und Stand, dem die Gefangenen angehörten.

Wir dürfen nicht vergessen, daß der junge Ritter nur fünf Begleiter bei sich hatte, von denen der größere Theil gleich ihm nur leicht bewaffnet war. Inzwischen hatte er bei diesem augenblicklichen Stillstand keinen andern Zweck, als den Feind zu recognosciren, namentlich wandelte ihn nicht die geringste Unschlüßigkeit über sein ferneres Verhalten an. Er kannte die Wirkung eines plötzlichen unerwarteten Angriffs, und rechnete auf einigen Beistand von den Gefangenen selbst. Aber hätte er auch keinen andern Verbündeten gehabt, als seinen Muth, würde sein Entschluß dennoch derselbe gewesen seyn. Er war eben im Begriff, die Verfolgung wieder aufzunehmen, als ihn Leons mächtiger Griff am Arme festhielt und zum Stehen brachte.

„Pst,“ sagte dieser, „nicht so hitzig! Seht Ihr nicht, daß es keine Räuber sind, wie Ihr dachtet!“

„Wie könnt' ich es sehen?“ fragte Bernhard von Rohan, ihn scharf ins Auge fassend. „Wer könnte einen solchen Act begehen als Banditen?“

„Glaubt Ihr denn, diese würden Fackeln bei sich haben?“

fragte der Gefährte ruhig. „Nur einen Augenblick Geduld, bis sie um die Felsenspitze dort herum sind. Denn hören sie unser Kommen, und sehen sie unsere geringe Zahl, so sind wir genöthigt Dinge zu thun, die wir besser nicht thäten. Jenseits des Felsen gerathen sie in eine kleine Vertiefung zwischen Hügeln, wo wir sie mit Vortheil angreifen können."

„Ihr scheint die Gegend genau zu kennen," sagte Rohan, ihn mit einigem Mißtrauen betrachtend, indem der Fackelschein, von der andern Seite des Thals schwach zurückgeworfen, wenigstens theilweise die dunkle, feine Gestalt beleuchtete.

„Ja wohl kenn' ich sie genau!" meinte der Andere, „so genau, daß ich Euch vom Fuß jenes Felsen, um den sie sich gerade winden, auf einem Nebenpfad auf den Rücken der Anhöhe bringen kann. So mögen wir sie von vorn ergreifen, während einige Eurer Leute sie im Rücken fassen."

Bernhard von Rohan zauderte, aber nur einen Augenblick. Er war von Natur nichts weniger als mißtrauisch, und hätte ihm ein Bekannter den Vorschlag gemacht, würden ihm die Vortheile davon sogleich eingeleuchtet haben, und er alsbald gefolgt seyn. Aber der Rathgeber war ihm ganz unbekannt, noch mehr es lag etwas im Tone, im Benehmen, in der ganzen Erscheinung dieses Rathgebers, was, aufs Gelindeste ausgedrückt, seltsam, ungewöhnlich war. Sein Anzug, soweit man ihn sehen konnte, hatte mit der Tracht der savoyischen Landleute nichts gemein, mit Einem

Worte, man konnte sich hinsichtlich seines gewöhnlichen Treibens und Berufs des Verdachts nicht erwehren.

Bernhard zögerte also, aber nur einen Augenblick. Er war gewohnt mit trotzigen sorglosen Naturen zu verkehren, ja ihnen zu befehlen, und gaben ihm auch seine wenigen Jahre noch nicht das, was wir die „Einsicht der Erfahrung" nennen, so war ihm jene klare Beurtheilungsgabe des menschlichen Wesens angeboren, die, nur Wenigen verliehen, die „Einsicht des Instinkts" genannt werden könnte.

Während dieser augenblicklichen Pause sah er sich vom dunkeln Auge des Fremden fixirt, als entziffere dieser die geheimste Schrift seiner gegenwärtigen Gedanken. Auch der joviale Priester schien letztere zu errathen, wenigstens flüsterte er ihm leise zu: „Ihr mögt ihm trauen, gewiß dürft Ihr es, denn er hat niemals Einen verrathen."

„Ich trau' ihm," rief Bernhard, sich umwendend, und des Fremden Hand ergreifend, „ja ich vertrau' ihm ganz — wir Beide, Ihr und ich," fuhr er fort, „machen uns allein über den Hügel. Wenn ich mich nicht irre, haben wir schon manch' heißen Strauß ausgefochten und mögen die enge Passage ohne Succurs behaupten. Es ist wohl besser, wenn der Hinterhalt zahlreicher ist."

Indem er dieß sagte, ließ ihn ein schwaches Aufflackern der verschwindenden Fackeln ein Lächeln auf dem Gesichte des Gefährten entdecken. „So laßt uns langsam hinansteigen," sagte Corse de Leon, „und uns möglich nahe am Felsen halten. Wir haben sie bald eingeholt, denn sie sind ge-

hindert, wir aber nicht.“ Mit diesen Worten ging er voran, indem er sich möglichst im Schatten der Felsstücke hielt, bis der Letzte ihrer Gegner sich jenseits der Ecke befand, und das ganze Thal in seine alte Dunkelheit zurückfiel. Nun beschleunigten der Ritter und seine Begleiter ihre Schritte bis zu einem Punkte, wo eine Felsspitze ins Thal herausragte. Hier hielt der Fremde an, und hieß die Gefährten des jungen Edelmanns ihren Weg längs der Straße fortsetzen, bis sie die Nachhut des Feindes eingeholt hätten, um dann ganz unvermuthet und möglichst heftig den Angriff zu beginnen. „Aber eilt,“ schloß er, „denn wir sind vor Euch da, indem wir die Hügelecke abschneiden. — Hier, Priester,“ fuhr er fort, „hier Pistole und Dolch für Euch; ihr werdet sie brauchen können. Nun schnell auf den Weg, denn in wenig Minuten kommt der Mond zum Vorschein, darf man sich anders auf die Blässe jener Wolkenecke verlassen, und sein Licht würde unsere schwache Zahl verrathen. — Folgt mir, Baron! Hier den Felsen herauf! Faßt diesen Busch! Noch einen Schritt, und Ihr seyd auf dem Pfade! Mit diesen Worten sprang er voraus, wie sich aus Allem ergab, vollkommen vertraut mit jedem Stock und Stein auf dem Wege. Rohan folgte zwar mit weniger Terrain-Kenntniß, aber mit aller Gewandtheit der Jugend und Stärke, und bald waren sie der Hügelspitze nahe.

„Weg mit dem blassen Mond!“ rief Bernhards Gefährte, indem er still hielt und zum Himmel empor sah. „Scheint er doch gerade in dem Moment, wo er nicht sollte.

Seht, wie er die Wolken wegwirft, als öffnete er die Vorhänge seines Zelts! Wir mögen langsam gehen, wir sind ihnen weit voraus."

Er führte seinen Gefährten ziemlich langsam, und nachdem sie nicht ganz eine Viertelstunde immer bergan gestiegen, zog sich der Pfad wieder abwärts, wie es schien der Straße zu. Jeder Schritt war nun beleuchtet, denn der Mond schien hell, und mochten auch Bernhard und sein Gefährte unter den dichten Rhododendren und Wachholderbüschen, die sich überall zwischen den Felsstücken angesiedelt, nicht leicht zu erspähen seyn, so hatten sie dagegen zu Zeiten eine völlig klare Uebersicht des Thals. Gelegenheitlich mochte Rohan an dem Aufflackern einer noch ziemlich entfernten Flamme zur Linken Leons Behauptung über die Kürze des eingeschlagenen Wegs und den gewonnenen Vorsprung bestätigt finden, wenn er auch die Straße und den nahenden Zug nicht völlig übersehen konnte. Endlich erreichten sie eine Stelle, wo sich der Fußpfad in einer Entfernung von kaum zehn Schritten von der Hauptstraße hinzog. Hier einen kleinen mit hohem Gebüsch und abgerissenen Felsstücken bedeckten Abhang zum Standort wählend, machte Leon Halt mit den Worten: „Hier wollen wir sie erwarten. Sie brauchen volle zehen Minuten, bis sie da sind. Ihr bleibt, ich klimme ein wenig höher hinauf, ihre Bewegungen zu recognosciren, und bin zu rechter Zeit wieder hier."

Unterhielt Bernhard wirklich Verdacht über die Absichten seines Führers, so wußte er jedenfalls, daß es nutzlos

war, dieß zu erkennen zu geben. Daher wendete er nichts gegen den Vorschlag ein, und ließ den Andern ohne Widerrede ziehen. Dann wählte er sich einen Standpunkt unter den Bäumen, wo er unbemerkt Alles sehen konnte, und hielt die Augen fest auf das kleine von den umgebenden Hügeln gebildete Bassin gerichtet. Das klare Mondlicht strömte nun hell und voll ins Thal, einzig auf Augenblicke unterbrochen von Wolkentheilen, die der Wind quer über den Himmel jagte. Anfangs ward Rohan von der Gegenpartheí nichts gewahr, denn wie gewöhnlich wand sich die Straße um die unregelmäßigen Seiten des Bergs herum, der sich terrassenförmig etwa zweihundert Fuß über die Thaltiefe erhob. Ein paar Augenblicke später kam der Feind wieder zum Vorschein, langsam voranziehend, mit ausgelöschten Fackeln, und das Bild einer dunkeln Masse darbietend, die nur hie und da durch den Reflex des Mondlichts auf Stahlhauben oder Brustplatten einzelne Lichtpunkte hatte.

Rohan wurde die Zeit lange, der feindliche Anmarsch däuchte ihm sehr langsam. Obwohl er schon in manchem Hinterhalt gegen den Feind gelegen, an manchem Strauße Theil genommen, wo die Chancen kaum weniger zu seinem Nachtheile standen, als dießmal, fühlte er sich doch natürlich in Erwartung des Resultats etwas beklommen. Wie sollen wir dieses Gefühl richtig bezeichnen? es war jenes tiefe erschütternde Interesse, das, mit der Furcht nicht verwandt, vielleicht der Freude näher steht, jenes Interesse, das sich nur in Erwartung eines gewaltigen, aber edlen

Kampfes fühlt, wo wir, mit vollem Bewußtseyn das Leben und des Lebens höchste Güter an den Erfolg eines großen Unternehmens setzen. All dieß fühlte er, mit allen Regungen, die ein solcher Zustand mit sich bringt, und so, voll Verlangen den Würfel zu werfen, däuchten ihm die Minuten der Erwartung sehr lang.

Bald seinem Blicke ausgesetzt, bald ihm entzogen, fuhr die Parthei fort sich zu nähern, und noch immer gab der seltsame Gefährte keine Spur seines Daseyns von sich. Doch dachte der junge Edelmann, Jener könne nicht ferne seyn, denn ein paarmal hörte er die Büsche über sich rascheln, indem einige Steine das Thal hinunter rollten. Auch meinte er seine Stimme zu vernehmen, leise murmelnd, als spräche er mit sich selbst. Endlich ließen sich deutliche Fußtritte an der steilsten Stelle des Bergs herab vernehmen, und im nächsten Augenblick war der Fremde wieder an Bernhards Seite. Noch im Herabkommen legte er den Mantel ab und warf ihn ins Gebüsche mit den Worten: „Ist's vorbei find' ich dich wieder, sobald ich dein bedarf."

Seine jetzige Erscheinung ließ Bernharden kaum noch einen Zweifel über die Natur seines gewöhnlichen Metiers. Nach Ablegung des Mantels zeigten sich Brust und Schultern mit jenem eigenthümlichen Panzerhembde, Brigantine genannt, bedeckt, das ursprünglich den Banden den Namen „Brigands" verlieh. Die Arme waren frei, mit keinerlei Schutzwaffen beschwert, über der rechten Schulter hieng ein büffelledernes Wehrgehenk, und an diesem ein langes

gewichtiges Schwert. Aber noch nicht genug, ein zweiter breiter, lederner Gürtel, der sich um die Weste schloß, enthielt in eigens dazu gefertigten Gehäusen ein ganzes Waffenmagazin, falls der Schwertklinge ein Unfall begegnen sollte. Darunter waren die langen furchtbaren Messer, deren sich damals die Fußsoldaten zu Tödtung der Pferde ihrer berittenen Gegner bedienten. Auch Dolche von verschiedener Länge fehlten nicht zusammt der Petronelle oder breiten Roßpistole, die übrigens dergestalt angebracht war, daß sie die Hand am Fassen des Schwertgriffs nicht im Geringsten hinderte.

So gerüstet trat er zu Bernhard mit den Worten: „Ihr seht, Baron, ich bin zu diesem Strauß besser ausstaffirt als Ihr. Ihr habt nichts als euer Schwerdt, es wäre besser Ihr nähmet eine von diesen;“ und damit legte er den Finger auf die Mündung einer Petronelle.

„Mein Schwert läßt mich nicht im Stich,“ erwiederte Bernhard von Rohan lächelnd. „Ich sehe nun freilich, daß Ihr Euch besser auf die Frage versteht, ob es Räuber sind, als ich.“

„Es sind keine Räuber,“ entgegnete der Andere, „Räuber wissen besser was sie thun,“ und nun warf er den Hut weg, und knüpfte sich mit einem Stückchen Band das lange, schwarze, über Ohren und Nacken herabwallende Haar zusammen. „Aber ich verstehe nicht recht,“ fuhr er in demselben leisen Tone fort, „was aus euren Leuten und dem Priester geworden. Ich konnte von der Höhe herab nichts von ihnen erblicken, und beinahe fürcht' ich, die Schurken

haben, Verfolgung fürchtend, die kleine, hölzerne Brücke hinter sich abgebrochen. Sie geht über den sogenannten Pas de Suzzette, wo der Bach in den Fluß mündet."

„Horch!" sagte Bernhard von Rohan, „da kommen sie," und nun faßte er das Schwert fester und machte einen Schritt vorwärts.

„Halt," sagte der Räuber, ihn am Arm ergreifend. „Gebt Eurem Volk die letzte Minute, sie im Rücken zu fassen. Beim Himmel sie sollten inzwischen schon hier seyn."

Hufschläge, menschliche Stimmen wurden nun von unten herauf deutlich hörbar, noch immer mit lauten Flüchen und Verwünschungen gemischt, indem die Sieger fortwährend ihre Gefangenen zu größerer Eile anzutreiben suchten.

„Vorwärts, vorwärts!" rief eine Stimme, „seht ihr nicht, wie rasch sich euer Herr bewegt?"

„Er ist nicht mein Herr," erwiederte eine andere Stimme sehr schwach, „ich bin verletzt, verwundet, kann nicht schneller gehen."

„Fort, fort, Schurke!" wiederholte der Erste. „Ihr möchtet uns hinhalten, bis die Narren die Brücke herstellen, und über uns kommen. Fort, sag ich, geht er nicht schneller, so gib ihm eins mit dem Dolche, Bouchart. Schinden wir ihn doch lebend am Ziel des Marsches! Nur zugestoßen!"

Ein lauter Schrei folgte — Bernhard von Rohan hielts nicht länger aus, er riß sich vom Arm des Gefährten los und sprang herab auf die Straße, Leon augenblicklich

ihm nach. Aber noch war dieser nicht unten, als bereits das Schwert des Ritters einen der Gegner zu Boden gestreckt, und sich nun mit der Klinge des zweiten kreuzte.

„Halt! Halt!“ donnerte der Räuber. „Halt und nieder mit den Waffen! Schurken! ihr seyd umringt von allen Seiten.“

Einen Augenblick wichen die Gegner zurück, aber die schwache Zahl ihrer Angreifer ward ihnen kund, noch ehe Leon mit seiner scheinbar leeren Drohung zu Ende war.

„Nieder mit ihm,“ rief eine hintere Stimme, „nieder mit ihm!“ und einer der Reiter warf sich auf ihn. Im selben Moment führte ein Anderer von hinten einen Kopfhieb nach Bernhard, der die Schulter traf, daß der Ritter aufs Kniee sank. Leon aber traf eine Kugel auf den Küraß, die jedoch ohne Wirkung absprang.

„Jetzt thäte Hülfe Noth,“ sagte Corse de Leon kaltblütig. Zugleich zog er mit der Rechten eine Pistole aus dem Gürtel, zielte nach dem Kopfe eines Derer, die mit Bernhard kämpften, feuerte, und sah den Mann über die Straße ins Thal hinabstürzen. Inzwischen war seine Linke nicht müßig, er führte mit ihr ein kleines Instrument an die Lippen und ein lautes, langes, gellendes Pfeifen erklang, das, die es einmal gehört, wohl nie vergessen werden. Es ähnelt dem Schrei eines Raubvogels, ist aber bei weitem durchdringender. Kaum hatte es sich den Lippen des Räubers entwunden, so wiederhallte derselbe Laut rundum von zwanzig verschiedenen Punkten, von oben, von unten, von der gegenüber liegenden Thalseite.

Als Bernhard von den Knien auftaumelte, hatte sich die Scene völlig geändert. Corse de Leon stand nicht länger allein, sondern mit drei kräftigen Männern an der Seite, alle bis an die Zähne gerüstet. Losgerissene Felsstücke und große Steine, von oben herabrollend, waren Vorläufer der raschen Schritte, welche den Weg herab erklangen. Aus dem felsigen Strombette sah man fünf bis sechs Männer mit der Gewandtheit der Gemse heraufklettern, und zu Vollendung des Ganzen verlängerte sich das Pfeifen von Punkt zu Punkt das ganze Thal hinauf, während von derselben Seite her das Ohr wüthende Galoppschläge unterscheiden konnte.

Aber die Gegenparthei war stark. Alle wohlbewaffnet, augenscheinlich an Streit und Gefahr gewöhnt, schienen sie fest entschlossen bis aufs Aeußerste zu kämpfen. Demgemäß machten sie einen heftigen Angriff längs der ganzen Straßenbreite in der Absicht den Durchgang zu erzwingen, und nun kam es zum Handgemenge. Mann stand gegen Mann, während die Donnerstimme des Räuberhauptmanns das Kampfgelärm mit den Worten überschrie: „bindet sie, bindet sie! Wo möglich keinen niedergestoßen!“

Auch rechtfertigt sich sein Vertrauen auf sichern Erfolg. Mit jedem Moment wuchsen seiner Parthei neue Glieder zu. Die Feinde, zurückgetrieben, schleppten noch eine Weile die Gefangenen mit sich, bis sie, durch neue Gegner von der Bergseite her und von hinten gefaßt, nicht vor- noch rückwärts konnten. Deßhalb gaben sie aber die Gegenwehr nicht auf, und erst als auch acht bis neun Reiter,

deren Annäherung man lange zuvor gehört, auf den Kampfplatz eintrafen, riefen Mehrere an längerem Widerstande verzweifelnd: „Quartier! Quartier! wir strecken die Waffen.“

„Hier, nimm mein Schwerdt, Doland,“ sagte der Räuberhauptmann zu einem der Seinen. „Wisch es sorgfältig ab, und hohle mir Hut und Mantel, ich ließ sie unter den Büschen bei St. Moritz Kreuze. — Aber, Baron,“ fuhr er, zu Rohan sich wendend, fort, „ich fürchte, Ihr habt den Mangel der Rüstung zu bedauern — das war ein schlimmer Hieb über Euren Kopf.“

„Nein, er traf nur die Schulter,“ erwiederte Rohan, „zum Glück an der doppelten Wamms-Besetzung. Er hat mir nicht sonderlich geschadet.“

„Es wäre besser Ihr hieltet Euch hinten,“ fuhr Corse de Leon leise fort. „Lieber hätt' ich meine Leute gar nicht gerufen, wärs nur irgend möglich gewesen, aber es that sich nicht anders. Ihr solltet Euch wirklich nicht unter uns blicken lassen. Es könnt' Euch schaden.“

„Aber das Fräulein,“ sagte Bernhard, „das Fräulein! laßt mich zu ihr, mit ihr sprechen, sie in Freiheit setzen — ich scheue mich nicht, gesehen zu werden.“

„Ueberlaßt das mir,“ meinte Leon. „Ihr sollt Gelegenheit genug zum Sprechen haben. Sie soll erfahren, wer ihr Retter ist. Traut Ihr mir noch immer nicht nach allen Erlebnissen dieser Nacht?“

„Vollkommen,“ erwiederte Bernhard, „aber natürlich

wer einer Dame beisteht in solchen Nöthen, wünscht mit ihr zu sprechen, sie zu sänftigen, zu beruhigen."

„Besonders wenn er sie liebt," versetzte der Räuber lachend. „Aber Ihr sollt sie im Augenblick sprechen, nur haltet Euch für jetzt zurück."

Bernhard hatte weder Lust noch Macht sich zu widersetzen. Wohl mochte der Räuber einen gebietenden Ton anstimmen, denn in diesem Augenblick konnte von keiner erfolgreichen Opposition die Rede seyn. Außerdem aber machten noch andere Gedanken den jungen Kavalier zum Nachgeben geneigt.

Alles nämlich, was er bisher gesehen, war berechnet ihn in Erstaunen und Verwirrung zu setzen. Woher konnte sein seltsamer Gefährte diese genaue Kunde von seiner Geschichte, seinen Verhältnissen haben, die jedes seiner Worte verrieth? Wie ließ sich der Zustand thätiger Vorbereitung erklären, in dem er Jenen gefunden, als hätte er lange zuvor gewußt, wie alles diese Nacht kommen würde, und darnach seine Maßregeln im Voraus genommen! Ebenso räthselhaft war ihm das Interesse des Räubers an einer Unternehmung, die ihn überall nichts anzugehen schien, der thätige, kräftige Widerstand gegen Menschen, die mit ihm ein und dasselbe gewaltthätige Gewerbe zu treiben schienen. Unter diesen Betrachtungen hielt sich Bernhard eine Weile ruhig, nicht ohne eine Anwandlung von Sorge der Entwicklung des Drama entgegensehend, in welchem er selbst eine Rolle spielte.

Während des erwähnten kurzen Zwiegesprächs hatte

sich die siegende Parthei immer enger um ihre Gegner gezogen und war nun geschäftig, sie zu entwaffnen und zu binden. Diese Arbeit, mit großer Gewandtheit und Geschwindigkeit unternommen, war bedeutend vorgerückt, als Leon in die Mitte der Seinen trat, um weitere Befehle zu ertheilen.

„Nicht gar so fest, nicht gar so fest! Anton!“ rief er Einem zu: „Du schneidest ihm ja das Handgelenke durch mit diesen Strängen. Nimm ihm das Panzerhemd ab, Peter; sind ihm einmal die Arme gebunden, kommst du nicht mehr damit zu Stande. — Setzt er sich zur Wehr, so läßt Du ihn den Strom hinabschwimmen. — Da das Pferd wird losbrechen und verloren gehen — her Einige von Euch! und bindet mir den gnädigen Herrn von Masseran los und seine Leute. — „Edler Herr,“ fuhr er fort, und Bernharden schien eine gute Portion höhnischen Scherzes in seinen Worten zu liegen, „ich bitt Euch unterthänig mir zu sagen, was mit den übermüthigen Schurken geschehen soll, die sich unterstanden, gewaltsame Hand an Euch und Eurer Frauen schöne Tochter zu legen. Sollen wir ihnen hier auf der Stelle den Garaus machen — vielleicht das Klügste, weil die Todten auf immer schweigen, oder sollen wir sie, Hand an Fuß geknebelt, auf Euer Schloß senden, daß Ihr ihnen Eure eigene Befehle zukommen lassen mögt über ihr ferneres Thun und Treiben.“

Diese Worte waren an einen großen anstandvollen Mann gerichtet, der, dem Alter nach zwischen vierzig und fünfzig stehend, sich unter den Gefangenen der besiegten

Parthei befand. Er schien nicht sonderlich erbaut von der Sprache des Räubers und erwiederte ziemlich niedergeschlagen: „Ihr könnt mit ihnen nach Belieben verfahren, Herr, und ebenso mit uns, obgleich ich aus Euren Worten schließe, daß Ihr es gut mit uns meint und nicht übel.“

„O gewiß, mein lieber gnädiger Herr,“ versetzte der Andere. „Ich bin hier zu Eurer Befreiung, und Ihr sollt von meinen Leuten sicher nach Hause geleitet werden. So soll ich denn auf Euren Befehl diese Leute nach Verdienst tractiren?“

Der Herr von Masseran schien einen Augenblick zu schwanken, endlich aber sagte er heftig: „In Allweg! in Allweg! sie verdienen Züchtigung.“

„O schont ihrer! schont ihrer!“ rief eine weibliche Stimme. „Wohl haben sie sich schwer vergangen, aber sie hätten uns noch schlimmer behandeln können. Fügt ihnen kein Leid zu, Herr.“

„Fräulein,“ erwiederte der Räuber, „ich strafe sie nur, wie sie es verdienen, und Ihr mögt selbst das Urtheil hören. Zieht ihnen den Rock aus, nehmt den Pferden die Zäume ab, und peitscht mir sie damit das Thal hinunter bis zu Gandelots Schenke. Sind sie dort, so wissen sie was sie zu thun haben. Gewiß Fräulein, ein kleines Maß der Vergeltung für schlechte Thaten. — Schnell Bursche, schnell — Ihr müßt sie über den Hügel führen, denn die Brücke ist abgebrochen.“

Noch wechselte er leise wenige Worte mit einem seiner Begleiter, dann wendete er sich zu Bernhard, welcher im

Hintergrunde geblieben, erkundigte sich nach seinen Wunden und fragte, ob er sich im Stande fühle, ein Fräulein diese Nacht noch ein paar Meilen zu geleiten. Er konnte sich dabei nicht ganz des Lachens enthalten, und der junge Kavalier war über seine Antwort keinen Augenblick verlegen. Das kurze Zwiegespräch war noch nicht zu Ende, als Leons Befehle rücksichtlich der Gefangenen bereits zur Ausführung kamen. Durfte man aus dem jammervollen Geschrei, das wenige Minuten nach erfolgtem Abmarsch der Besiegten das Thal hinauf drang, einen Schluß ziehen, so war die aufgelegte Buße nichts weniger als gelind. Die junge Dame bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und verharrte in tiefem Schweigen, aber ein grimmiges Lächeln stahl sich über das Antlitz des Herrn v. Masseran, als fände er etwas Amusantes in der Musik menschlichen Leidens. Zehen bis zwölfe von Leons Bande waren zurückgeblieben, ihnen wurde zunächst die Aufgabe zu Theil, die übrigen Leute des Herrn v. Masseran loszubinden. Nach Beendigung des Geschäfts wendete sich der Räuber zu Ersterem und sagte: „Ihr sollt eine gute Escorte mit zurück haben auf Euer Schloß, gnädiger Herr. Aber wir müssen uns in zwei Partheirn theilen. Ihr und Eure vier Diener unter dem sorgsamen Schutze Elois hier schlagt den Bergweg ein, ihr kennt ihn. Das Fräulein geleite ich selbst auf dem längern aber bequemern Pfade.“

„Nein! nein!“ rief der Herr von Masseran heftig. „Warum uns trennen? Meint Ihr es gut mit ihr, warum sie mir nicht lassen?“

„Weil ich nun einmal nicht mag," versetzte der Räuber strenge. „Wer ist hier Herr auf der Bergseite als ich? Ihr seyd der gnädige Herr auf Eurem Schlosse und Niemand erkühnt sich dort Euch zu widersprechen. Ich aber bin Herr im Mondlichte und auf dem Hügel, und dulde keine Widerrede."

„O um Gotteswillen!" rief die junge Dame mit flehender Geberde die Arme ausstreckend. Aber der Räuber trat ihrem Pferde nahe und flüsterte ihr leise etwas zu Ohne zu antworten, ließ sie die Hände sinken, und Bernhard, noch immer unverrückt im Schatten stehend, ward bei dem vollen Mondlicht, das sich über sie ergoß, deutlich gewahr, daß sich ihre Augen plötzlich nach seinem Standort richteten.

„Setzt Euch mit dem gnädigen Herrn in Bewegung, Elois," ließ sich Corse de Leons Stimme vernehmen. „Laßt den armen Burschen da bei dem Fräulein, er scheint verwundet. Die Uebrigen nehmt ihr mit Euch."

Ohne Widerrede ward der savoyische Edelmann mit seinen Gefährten durch ein starke Abtheilung Räuber das Thal hinaufgeführt und dann über den Waldbach hinüber. Im Vorbeiziehen fixirte er Bernharden mit den Augen, aber ohne sich eine Bemerkung zu erlauben. In demselben Augenblick gab der Räuber dem jungen Edelmann ein Zeichen mit dem Finger, als ermahne er ihn noch auf eine Weile zur Geduld.

Kaum aber hatten sich die Andern hinter dem Hügel aus dem Gesicht verloren, so stürzte Bernhard unfähig

längern Zwangs, auf das Fräulein zu, und umschlang sie mit seinen Armen. Sein Haupt war unbedeckt, und als er zu ihr empor sah, fiel das volle Mondlicht auf sein Gesicht. Als wäre sie immer noch im Zweifel, starrte sie ihn wild und ungewiß an, dann strich sie ihm die Locken von der Stirne, schlang ihren Arm um seinen Nacken, und weinte, das Haupt senkend, an seiner Schulter.

Viertes Kapitel.

„Endlich, endlich Bernhard!“ erhob sie ihre Stimme, und die Worte: „endlich, endlich!“ widerklangen in Bernhards Herzen, indem er ihre Hand in der seinen fühlte.

„So bist Du denn endlich zu mir zurückgekehrt, Bernhard?“ fuhr sie fort. „Schicktest Du mich nicht selbst von dir, Isabelle?“ erwiederte er, indem ihm ihr Ton wie Vorwurf klang. „Und bin ich nicht zurückgekommen auf Deinen ersten Wink, sobald Du mich riefst, Dir zu helfen, Dich zu befreien? Hätte ich Dich je verlassen ohne Dein eigenes Verlangen?“

„Wahr, sehr wahr!“ sagte sie innig, „aber, lieber Bernhard, ich wußte nicht, was mir Alles bevorstand — alle die peinlichen, widrigen Begegnisse, die mich treffen sollten. Wir waren damals noch zu jung, viel zu jung, auf meines Vaters Zusage zu bestehen, ich hatte kein Recht, Dir so viele Jahre des Ruhms abzustehlen. Ueberdieß

hatte mein Bruder Schutz und Leitung im Felde nöthig. Auch lachte uns damals Alles, ich dachte, Du würdest ihn die Bahn des Ruhms führen, ihn dereinst sicher zurückbringen. Wohl wußt' ich, daß Du es wolltest, und Du hast es auch gethan. Damals ließ ich mir freilich nicht träumen, daß meine Mutter im Wittwengewand der Ehe mit einem Ausländer Zulaß geben, ihre Hand zum Preis machen würde für diesen Savoyer, daß er der Sache Frankreich's diene gegen seinen einheimischen Fürsten. Nun aber bist Du wieder heimgekehrt zu mir, Bernhard," fuhr sie heiterer fort, „bist heimgekehrt zu mir, und Alles wird gut werden."

So denkt immer das unerfahrene Herz der Jugend, wenn die finsteren Wolken sich auch nur momentan verziehen, und ein flüchtiger Sonnenstrahl den stürmischen Tag unterbricht.

„Verlaßt Euch nicht zu sehr darauf, Fräulein!" sagte die tiefe Stimme des Räubers, „verlaßt Euch ja nicht darauf. Mehr Gefahren haben sich um Euch gelagert, als Ihr wißt. Noch sind sie nicht entfernt, und mögen ihn ebenso leicht treffen, als Euch."

„Der Himmel verhüte!" rief sie, zuerst den Sprechenden, dann mit sanfterem, zärtlicherem Ausdruck den Geliebten anblickend. „Wäre dem wirklich so, so würd' ich Deine Entfernung vorziehen, Bernhard."

„Nicht so," sagte der Räuber, „nicht so! Wir sind Thoren, zu meinen, das Leben müßte ein heitrer Tag seyn von keinem Sturm, keinem Unfall unterbrochen. Gibt's doch nur Einen Sommer im Jahr, mein Fräulein, ist doch

der Winter eben so lang, und der Herbst hat seinen Frost, seine welken Blätter, der Frühling seine rauhen Lüfte, seine weinenden Wolken. In jedes Einzelnen Leben ist der schöne Theil nur klein, jeder Mensch muß seine Portion Gefahren und Sorgen so gut haben, wie die Uebrigen. Aber leichter sind sie, wenn Ihr die seinen, er die euren theilt. — Doch machen wir uns auf den Weg. Wollt Ihr eines der Pferde besteigen, Baron, oder neben dem Fräulein hergehen? — Gut, Ihr wollt gehen? Dann nur voraus. Wir kommen Euch auf hundert Schritte nach, nahe genug, Euch zu beschützen, doch nicht, Euch zu stören."

Bernhard und das Fräulein machten sich auf den Weg. Sie suchten die günstigen Augenblicke möglichst zu ungestörter Herzensergießung zu nützen, obwohl sich behaupten läßt, daß Niemand in ähnlicher Lage den Werth der Minuten gehörig zu würdigen weiß. Da ist unser Kopf so voll von Gedanken, unser Herz von Gefühlen, daß sie im Bemühen, ihren Weg zu finden, sich gegenseitig aufhalten und verwirren. Nur ein kleiner Theil dessen, was gesagt werden sollte, wird gesprochen. So auch mit unsern Liebenden; hätte sich ihr Weg ums Doppelte verlängert, würden noch immer Fragen zu stellen, Pläne zu bereden, Hoffnungen, Wünsche, Besorgnisse auszudrücken gewesen seyn. — Liebe hätte eine Welt zu erzählen, zu hören gehabt, und manch zärtlicher Blick wäre zu wiederholen gewesen, manches Gelübde hätte immer und immer wieder der Erneuerung bedurft.

Als daher nach bald zweistündiger Wanderung zahlreiche Lichter an der jenseitigen dunkeln Anhöhe zum Vorschein

kamen, in denen man auf den ersten Blick die Fensterbeleuchtung eines Gebäudes erkannte, fanden die Liebenden, daß sie sich noch nicht die Hälfte des zu Besprechenden mitgetheilt, und wünschten, die so eben verlebten Minuten nochmals erneuen zu können. Aber nicht in solchen Lagen allein läßt der Mensch seinen Vortheil aus den Händen; das geschieht sein ganzes Leben hindurch, ja in jedem Augenblicke seines Daseyns. Die günstigen Momente in unsrem Leben gleichen den lieblichen wilden Blumen, die sich auf jeder Wiese, an jeder Hecke finden, wir gehen beständig achtlos und gleichgültig, ohne sie anzusehen, ja nur ihr Daseyn zu bemerken, vorüber, zertreten sie sogar, wenn sie uns unter die Füße kommen.

Hier aber, im Anblicke des Schlosses von Masseran, hohlte sie der Räuber mit beschleunigten Schritten ein und sagte: „Einen Augenblick Geduld, daß wir sehen, ob unsere Gefährten schon da sind. Es möchte den Befreiern des Herrn von Masseran nicht zum Besten gerathen, ohne genügende Zahl seinen Thoren zu nahe zu kommen!“

Damit setzte er das eigenthümliche Pfeifchen an den Lippen, und entlockte ihm einen etwas dumpfern Ton als das vorigemal, doch immer noch laut genug, ringsum gehört zu werden, und manche Antwort, selbst aus dem nächsten Bereich des Schlosses, hervorzurufen.

„Sie sind da,“ fuhr er fort, „und der gute Herr ist zu Haus. Mein Fräulein, ohne Zweifel habt Ihr Dinge versprochen, die zu halten Euch schwer werden mag, habt dem edlen Ritter Eure holde Gegenwart zugesagt, nöthigenfalls

selbst verstohlenerweise, aber ich weiß besser als Ihr, wie sich die Begegnisse gestalten werden. Man wird Euch bewachen, wird Euch keinen Augenblick gestatten das Schloßthor zu verlassen, außer etwa mit einem Gefolge, das Euch jeden Verkehr mit einem Dritten unmöglich macht. Doch werden Euch die Schloßgärten offen stehen, denn die Mauern sind ja hoch, die Thüren sorgfältig verschlossen, der Weg dahin bewacht. Aber das kleine Pförtchen im Winkel der untersten Terrasse, unter dem hohen Eibenbaum verborgen, faßt Euch wohl ins Auge. Setzt nur die Hand auf die Klinke zu jeder beliebigen Tageszeit; öffnet es sich nicht das erstemal, so wartet einen Augenblick und versuchts dann wieder. Nie wiederholt Ihr es dreimal, ohne daß sich die Thüre unter Euren Händen öffnet.

„Aber er versichert mich," sagte das Fräulein, mehr in Erwiederung der eigentlichen Gedanken des Räubers, als seiner letzten Worte, „er versichert mich ja, daß er im Begriffe sey, meiner Mutter Gemahl zu besuchen, und zwar mit höchst wichtiger Botschaft des edlen Marquis von Brissac, und daß er morgen früh da seyn werde, offenen Einlaß begehrend."

„Seht ihn immerhin Abends, Fräulein, was auch am Tage geschehen mag," erwiederte der Andere. „Es gibt mehr Gefahren um Euch, als Ihr wißt. — Aber ich spreche mit ihm drüber auf dem Rückwege. Nun wärs besser, Ihr gienget."

In wenig Minuten standen sie beinahe unter dem Schloßthore. Der Räuber war etwas zurückgeblieben, die Ankunft seiner Leute zu erwarten. Bernhard sah sich nach

Letztern um, aber er ward eine einzige Gestalt auf der Straße gewahr, die ein Pferd am Zügel führend, sich langsam in einiger Entfernung näherte. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren, Bernhard umschlang nochmals das Fräulein, und sie bückte sich herab, bis sich ihre Lippen begegneten. Mit Ausnahme weniger unzusammenhängender Ausdrücke der Zärtlichkeit wurden keine Worte gewechselt; in ein Paar Minuten stand der verwundete Diener an ihrer Seite, der bei dem Fräulein geblieben war, als sich der Herr von Masseran mit den Uebrigen auf dem andern Wege entfernen mußte.

„O, gnädiger Herr," begann dieser mit einem ausdrucksvollen Blicke auf den jüngern Edelmann: „Ihr habt mich vergessen, aber ich nicht Euch, und wär's nicht aus Liebe und Pflicht zu meiner jüngern Herrin gewesen, längst wär' ich Euch nach Italien gefolgt, besonders als sich die Gräfin dem fremden Gemahl verkaufte."

„Gewiß nicht, Heinrich, ich habe Dich nicht vergessen," erwiederte Baron von Rohan, „und ich bitte Dich, bleibe bei dem Fräulein, ebenso mir zu Liebe, als ihr, und sey immer um sie; ich traue dem Herrn von Masseran nicht, habe auch bis jetzt nicht wenig Böses von ihm gehört. Sie mag in Augenblicken der Noth der Hülfe bedürfen, und Keiner kann sie ihr besser leisten, als Du. Aber ich fürchte," fuhr er fort, „Du bist schwer verletzt, denn Du gehst noch immer sehr schwach."

„Es ist bald vorüber, gnädiger Herr," sagte der Mann. „Aber ich seh' ein Licht am Thor. Es wäre besser, wir,

trennten uns, wenn Ihr, wie ich denke, unerkannt bleiben wollt."

Noch eine Umarmung und Bernhard schied von der Geliebten. Er blieb auf der Straße stehen, bis er bei der fortwährenden Beleuchtung das Fräulein mit ihrem Begleiter am Schloßthore ankommen und unter dem schwarzen Bogen verschwinden sah. Dann wendete er sich und schlug den alten Pfad längs der Seite des Hügels ein. Anfangs störte kein Dritter seine Einsamkeit, obwohl er nicht zweifelte, daß Hügel und Thal von menschlichen Wesen weit mehr bevölkert waren, als es den Anschein hatte. Kaum eine Viertelstunde vom Schloß entfernt, machte er Halt, denn der Mond war hinter dem Berge untergegangen, und der Weg lief hier in zwei entgegengesetzten Richtungen aus.

„Haltet Euch rechts," sagte eine tiefe Stimme in seiner Nähe, als er unschlüßig stehen blieb, und im nächsten Augenblick war der Räuber, unter den Büschen hervorkommend, wo er bisher gesessen, ihm zur Seite.

„Ihr seht, wir führen ein unruhiges Leben," fuhr Jener fort. „Doch haben wir nicht gerade jede Nacht so viel zu thun, als heute."

„Auch mögt Ihr wohl nicht jede Nacht," meinte Bernhard, „Geschäfte haben, die mit solcher Zufriedenheit den Rückblick gestatten."

„Ich weiß nicht," versetzte der Andere, „und doch mögt Ihr in gewisser Beziehung Recht haben, denn ich denke mit Vergnügen an diese That, an den Dienst, den ich dem holdseligen Wesen erweisen konnte — übrigens gleichviel. Auch

Euch stand ich gerne zu Diensten — gleichviel, und ebenso gereichte es mir zur Freude, einen schändlichen, niederträchtigen Plan vereiteln zu können — nochmals gesagt gleichviel. Inzwischen dürft Ihr nicht glauben, Baron, daß mir im gewöhnlichen Gange meines Alltagslebens dergleichen schwache Gedanken kommen, welche die Freude vergiften, die Erinnerung verbittern. Wir Beide, Ihr und ich, sind gar verschiedene Wesen, geboren für einen ganz verschiedenen Lebenslauf."

„Wir sind doch Beide Menschen," sagte Bernhard.

„Nun ja," meinte drr Räuber, „wie Taube und Falke beide Vögel. Mit eben so viel Recht möchte die Taube das Leben des Falken für elend halten, weil er ein Raubvogel ist, als Ihr von Eurem Gefühl auf das meine schließen könnt; ich bin ein Raubvogel, der Bruder des Adlers dort auf dem Felsen. Unsere Freuden sind dieselben, unsere Beschäftigung dieselbe, mir lassen sie so wenig Kummer zurück, als ihm, wenn er nach Beendigung der Tagesjagd die Schwingen in seinem Horst ausstreckt."

Die Vergleichung mochte, wie Bernharden nicht entgieng, den Gefühlen des Gefährten ganz besonders zusagen, so wenig Jener ihre Richtigkeit zugeben konnte. Inzwischen hatte er keine Lust, ihre schwache Seite aufzudecken, sondern er begnügte sich mit der Erwiederung: „Aber es ist ein Unterschied zwischen Menschen und Thieren. Der Mensch hat seine Vernunft, ihn zu leiten und muß sich regieren lassen von Gesetzen. Der Adler hat kein Gesetz, als den Instinkt, den ihm Gott gegeben."

„Ist das Gesetz des Schöpfers nicht das beste?“ rief der Räuber. „Gott gab dem Adler sein Gesetz, folglich ist dieß Gesetz recht. Nur weil des Menschen Gesetz nicht Gottes Gesetz ist, stehe ich hier auf dem Berge. Wären die Gesetze recht und billig, würden sich wenige ihnen widersetzen. Nun aber, da sie ungerecht und unbillig sind, mag sich der Feige unterwerfen und zittern, der Unmächtige nachgeben und dulden, der Kühne, der Freie, der Starke, der Entschlossene zum Gesetze Gottes rückkehren, und Krieg führen gegen die Ungerechtigkeit des Menschen. Stünden wir Beide, Ihr und ich, Baron,“ fuhr er, über seinen Argumenten warm werdend, fort,“ stünden wir vor einem sogenannten Tribunal menschlicher Gerechtigkeit, dieselbe Sache verfechtend, derselben Handlung angeschuldigt, würde das Verfahren, das Urtheil, die Strafe dieselbe seyn? Nein, all das würde gar verschieden ausfallen, und warum? weil Ihr Bernhard von Rohan seyd, ein mächtiger Baron des Landes, ich aber Keiner. Ein Name bewirkte den Unterschied, ein bloßer Name würde das Schwert über mein Haupt bringen, das Eure unversehrt erhalten. Wenn es sich nun so verhält, wenn, sage ich, das die Gerechtigkeit der Welt ist, so weiß ich mir selbst Recht zu verschaffen. Ich gründe mir ein Reich in diesen Gebirgspässen, ein Königreich, in welchem alle Privilegien der Welt nichts gelten. Hier nach meinem Gesetz müssen Adelige, Reiche und Stolze sich bücken und dulden, der Arme dagegen, der Niedrige, der Gute genießt Schutz und Freiheit. Fragt nach in der Hütte des Landmanns, besucht den Heerd des harmlosen Hirten, forscht bei dem Schäfer des Berges, dem

Pächter in der Ebene; fragt sie, sag' ich, ob sie unter Corse de Leons Schwert ein Schaaf verlieren von ihrer Heerde, eine Garbe von ihrem Felde. Fragt sie, ob, wenn der Tyrann des Schlosses — der gesetzlose Tyrann, — wenn der Tyrann der Stadt — der gesetzliche Tyrann, ihr Eigenthum plündert, ihre Niedrigkeit verhöhnt, dem Armen ins Gesicht grinst, das Herz des Sanftmüthigen foltert, ob da nicht Vergeltung zu finden sey am mitternächtlichen Hofe Corse de Leons, ob da nicht Strafe und Gerechtigkeit selbst den privilegirten Häuptern der obern Regionen zu Theil werde."

Rohan war von der Nutzlosigkeit jeder Widerrede überzeugt, denn augenscheinlich gehörte sein Gefährte nicht zu denen, die über ihre Wahl im Zweifel sind. Auch lag etwas Wahres in der Rede des Mannes, eine Wahrheit, die sich Bernhard gestehen mußte, obwohl er einem Zeitalter angehörte, wo dergleichen Gesinnungen für baaren Hochverrath galten. Uebrigens hatte er, über eine Antwort verlegen, sein Schweigen noch nicht gebrochen, als der Räuber fortfuhr:

„Denkt nicht, ich hätte meine Parthie leichtsinnig und unüberlegt getroffen. Wohl gibt es Manche, — vielleicht seyd Ihr geneigt mich ihnen beizuzählen —, die durch Umstände, Leidenschaften, Thorheiten oder Laster verleitet werden, gegen den übrigen Theil der Menschheit Opposition zu bilden, Leute, die, aus der Gesellschaft ausgeschlossen, tausend Scheingründe für ihre Handlungsweise anzuführen wissen. Allein mit mir hat es diese Bewandtniß nicht. Seit meiner frühen Kindheit habe ich mich im Geiste mit diesen Mißständen getragen, hatte sie längst schon erwogen,

mein Urtheil über Recht und Unrecht Jahre lang aufgeklärt, ehe Ungerechtigkeit und Unbilligkeit, ehe die Insolenz der privilegirten Tyrannei mich antrieb, den lang gefaßten Entschluß auszuführen. Hier übe ich das eingeborene Recht jedes Menschen, eigne mir das braune Wild des Gebirgs, das so gut mein ist, als irgend eines Edelmanns im Lande, bezahle Niemanden Steuer, weder dem Könige noch dem Einnehmer. Auf meinem Weine lastet keine Abgabe, von meinen Wegen wird kein Zoll erhoben. Freilich werdet Ihr sagen, ich thue mehr, nehme von Andern, was nicht mir gehöre, sondern ihnen, aber ich hab' Euch ja gesagt, warum ichs thue. Sie haben mir genommen, was nicht ihnen war, ich führe ja nur Krieg gegen eine Welt, die ihn mir zuerst erklärte, gegen eine Welt, wo Jedes Hand gegen seinen Bruder erhoben ist, wo, seys im Lager, am Hofe, in der Stadt, auf dem Markt, in der Kirche, Unbilligkeit und Ungerechtigkeit in ewigem Streit liegen, sich gegenseitig die Ruthe der Unterdrückung zu entreißen, die Niedrigen unter ihrem Joche zu halten."

„Ich kann unmöglich glauben," erwiederte Bernhard, seine Antwort so allgemein als möglich fassend, „ich kann wirklich nicht glauben, daß der Zustand der Gesellschaft so schrecklicher Natur sey, als Ihr ihn darstellt. Allerdings mögen gelegenheitliche Beispiele von Verderbniß und Unterdrückung vorkommen, ja es gibt deren, die sich nicht bestreiten lassen. Ich selbst bin auf einige gestoßen, habe ihnen zu steuern gesucht, aber dergleichen Mißstände sind keineswegs gewöhnlich."

„Nicht gewöhnlich!“ rief der Räuber, mit ziemlicher Heftigkeit sich nach ihm wendend — „ich sag' Euch, Herr Baron, sie sind allgemein. Ja, ein Paar Ausnahmen gibts, das ist wahr, und nicht weiter. Ihr selbst gehört zu diesen Ausnahmen, seyd Einer von denen, die überzeugt zu werden verdienen, und ich kann Euch überzeugen, ich kann Euch Menschen zeigen, die auf Heiligkeit, Demuth, Güte Anspruch machen, während sie ihre Untergebenen auf die niedrigste Weise unterdrücken, kann Euch Tyrannei nachweisen und Ungerechtigkeit auf jedem Schritte, jeder Stufe des Lebens von der Krämerbude bis zum Throne des Monarchen, kann sie in jeder Tracht, jedem Gewerbe, an jeder Stelle Euch vor Augen führen. Ich kann, ja ich will Euch in den nächsten zwölf Monaten solche Beispiele von Grausamkeit und Blutdurst zeigen, daß Ihr den Räuber auf dem Gebirge für sanftmüthig erklären sollt gegenüber dem Höfling oder dem Prälaten. Wohl mag Jener ein Adler seyn, aber diese sind Geyer.“

„Ich sehe nicht,“ entgegnete Bernhard von Rohan lächelnd, „wie Ihr mir all das zeigen könnt. Ihr vergeßt, daß wir uns wahrscheinlich hier in Savoyen trennen. Sobald ich Fräulein von Brienne aus ihrer gegenwärtigen Lage befreien kann, eil' ich in mein Vaterland und wir Beide mögen wohl nie wieder zusammentreffen.“

„Doch nicht,“ versetzte der Andere, „wir finden uns wieder. Entweder mit ihr oder ohne sie brecht Ihr, wie Ihr sagt, bald nach Frankreich auf. Dahin sind aber gleicherweise auch meine Schritte gerichtet; denn Ihr dürft nicht

glauben, daß ich immer hier wohne, immer so erscheine, da würde freilich mein Kopf sehr bald über den Thoren von Chambery prangen. Gewiß find' ich Mittel, Euch einen Theil des Gesagten anschaulich zu machen, vielleicht auch, Euch Beistand zu leisten, wenn Ihr, dessen am Meisten bedürftig, es am Wenigsten erwartet. Aber erinnert Euch wohl," fuhr er fort, „falls mich Mißgeschick träfe, mir Gefahr drohte, dieses besondern Artikels unseres Vertrags, daß Ihr Euch auf keinerlei Weise mir zu helfen bemüht. In einem solchen Fall dürft Ihr weder Eure Stimme noch Euren Arm zu meinen Gunsten erheben."

„Nein, nein, erwiederte Bernhard von Rohan, „das kann ich nicht versprechen. Stets werd' ich eingedenk seyn Eures edelmüthigen Beistands in dieser Nacht und muß Euch meine Dankbarkeit aufs Beste zu beweisen suchen."

„Dazu ist wohl der beste Weg," versetzte Jener, „zu thun, wie ich verlange. Ihr geltet für einen jungen Mann, für verständig, nun fragt Euch selbst, ob Ihr so gut zu beurtheilen wißt als ich, was zu meinem Vortheil dienen mag. Ich sage Euch, ich besitze viele Mittel mich in Freiheit zu setzen, von denen Ihr nichts wißt. Jeder Versuch mir zu Hülfe zu kommen ohne mein Begehren, möchte mich verderben und Euch gleichfalls."

„Wofern Ihr mich nur aufrufen wollt," erwiederte der Baron, „wenn Euch meine Hülfe dienlich ist, bin ich's zufrieden."

„Das will ich," war die Antwort, „und nun sagt mir,

was habt Ihr mit der schönen Isabelle verabredet, denn ich nehme Theil an Eurem und ihrem Schicksal."

„So scheint es wirklich," sagte de Rohan, „und doch kann ich mir die Ursache nicht denken, denn ich entsinne mich nicht, daß wir uns je zuvor gesehen."

„Einmal doch," erwiederte der Räuber, „aber auch nur einmal. Vor einigen Jahren standen wir uns Seite an Seite, aber nur für einen Augenblick. Ihr und ich, und das schöne Kind und ihr Bruder, der junge Graf Heinrich, welcher nun in Paris ist. Wie gesagt, es war nur ein Augenblick, aber freilich ein solcher, den ich nie vergessen werde."

„Kann ich mich doch nicht erinnern," erwiederte Bernhard. „Wirklich seltsam, wenn es ein so wichtiger Augenblick war. Aber Ihr sagt, ihr Bruder wäre in Paris? ich schrieb ihm doch, mich in Grenoble zu treffen, und meine, er sollte bereits dort seyn."

„O, der ist noch immer in Paris," sagte der Andere. „Ein guter Junge, aber etwas schwach und jung — leider jünger als seine Jahre. Der läßt sich leicht bereden in Paris zu bleiben, in seidenen Lappen zu stolziren, bei Turnieren zu paradiren, auf den Ring zu rennen, nach Mohrenköpfen auf dem Drehpfahl zu stechen. Noch immer ist er in Paris, verlaßt Euch drauf, und zählt Ihr auf seine Ankunft vor Eurer Brautwerbung, so müßt Ihr ihn selbst in der Hauptstadt holen und mitbringen."

„Ich will im Augenblick ihre Hand fordern," versetzte Rohan," aber wir fürchten Widerspruch von einer Seite, die kein Recht dazu hat, und diese Opposition zu entkräften

muß Heinrich von Brienne bei mir seyn. Er ist der Bürge des väterlichen Versprechens, das mir feierlich gegeben ward vor meiner ersten Fahrt nach Italien. Jedenfalls schreib' ich ihm morgen früh bei Tagesanbruch. Horch! hört Ihr keine Stimmen den Paß herauf?"

„Wahrscheinlich Eure Leute und der Pfaffe," meinte der Räuber.

„Es wundert mich, daß sie nicht früher erschienen," erwiederte Rohan. „Ohne sonstigen Beistand als den ihrigen, möcht' es uns übel ergangen seyn."

„Und doch können sie nichts dafür," versetzte der Räuber. „Die Andern bekamen uns zu Gesicht, als wir an der Felsecke Kriegsrath hielten, deßhalb brachen sie die kleine hölzerne Brücke ab. Eure Leute kennen die Pfade nicht, der Pfaffe wenigstens den nicht, welchen wir nahmen, und so mögen sie uns zu dieser Stunde längst in tausend Stücke zusammengehauen wähnen. Jedenfalls aber vergeßt nicht, daß an dieser Stelle bei der gebrochenen Brücke ein lautes Halloh, ein Stoß ins Horn, ein dreimaliges Pfeifen jeder Zeit Leute um Euch versammelt, die Euch, falls Ihr Hülfe bedürft, zu mir führen. — Nun wie, lustiger Pfarrer," fuhr er, die Stimme erhebend, fort, „hier sind wir geborgen, obwohl Euch nicht sonderlich zu Dank verpflichtet."

„Falls Ihr geborgen seyd und gesund und nüchtern," sagte der Geistliche, mit Bernhards Leuten sie erreichend, „so ists mehr als ich erwartete. Wir konnten ums Leben nicht zu Euch stoßen. Als wir über die Höhen kletterten,

Jeder nach seiner Phantasie sich verirrend, hörten wir einen Lärm so toll als bei einer Bauernhochzeit, obwohl das Concert im Uebrigen davon abwich. Nun aber laßt uns so schnell als möglich zurück, wir haben wohl anderthalb Meilen zur Schenke, und ich bin so heiser vom Schreien und der Nachtluft, daß ich wohl schwerlich die Frühmesse singen kann."

Fünftes Kapitel.

Des andern Morgens war Graf Meyrand früh auf, und kleidete sich mit der übertriebensten Pünktlichkeit an, daß ja nicht das unbedeutendste Band zerknittert werde, alles aufs Haar am rechten Flecke säße. Um sieben verließ er sein Schlafgemach im obern Stockwerk und gelangte mittelst der langen schwarzen, mit doppeltem Geländer versehenen Treppe unmittelbar in den Salon des Wirthshauses — die Küche. In Miene und Haltung trug er seine gewöhnliche Gleichgültigkeit zur Schau, ohne auch nur mit einer Sylbe sich nach dem Ausgange des nächtlichen Abenteuers zu erkundigen, obwohl er sich wohl über eine Stunde vor Bernhards Rückkehr zur Ruhe begeben hatte. Seine Dienerschaft ging ab und zu, indem sie, über Das und Jenes seine Befehle einholend, sich von Zeit zu Zeit in leisen Worten an ihn wendete. Der Wirth richtete mit manch tiefem Bückling vielfache Fragen an den hohen Gast bezüglich des Früh-

stücks, aber vom Grafen vernahm man auch nicht eine Aeußerung über das Schicksal seines Freundes oder die letzten bemerkenswerthen Ereignisse.

Endlich kam auch der joviale geistliche Herr zum Vorschein. Seys nun, daß der Graf heute zum Scherzen aufgelegter war, als vorigen Abend, oder daß er im scharfen Blinzen des Andern einen bevorstehenden Angriff erkannte, der nicht sobald aufhören würde, genug, er ergriff die Initiative mit den Worten: „Nun, guter Vater, wie stehts mit dem ritterlichen Drang von gestern Abend? Ich denke, die nächtliche Expedition wird ihn etwas abgekühlt haben, obwohl ich aus Erfahrung weiß, daß geistlicher Heldenmuth sich nicht leicht bändigen läßt.“

„Nicht um ein Spürchen,“ war die Antwort; „kommt's doch überall nur darauf an, wie viel Kühlung eines Mannes Muth aushalten kann. Der Eure, edler Graf, scheint allerdings nicht übersprudelnder Art zu seyn, sicher hätten Euch zehn Schritte von der Thüre schauernd und starrend vor Frost zurückgeschickt. Die meinen trugen mich freilich etwas weiter.“

„Ei, zweifelsohne,“ unterbrach ihn der Graf, „bis zu der Stelle, wo Ihr auf die Schufte stießt, und dann wartetet Ihr hinter einem großen Feldstück den Ausgang des Kampfs ab. Ist's nicht so? wenigstens seh' ich keine verzweifelten Wunden an dem stattlichen Corpus.“

„Gewiß keine,“ erwiederte der Andere, „die ich nicht mit eben so viel Gemüthsruhe ertragen kann, als Ihr, edler Herr, die Sorge um den geliebten Freund. Uebrigens ist

Blutvergießen auch nicht mein Gewerbe; harte Streiche sind nicht im Geringsten meine Leidenschaft, und ich werde ihnen immer möglichst aus dem Wege gehen. Damit ist meine Beichte zu Ende, aber hier kommt Einer, der größere Freude an Wunden und Schlägen hat, und nun send' uns der Himmel so gute Mahlzeit, als ich guten Magen habe. Um Gotteswillen, Wirth! der Pfannkuchen dort brennt an, und für die Sünde verbrannter Eier gibt es bei mir ein für allemal keine Absolution. — Beim Herkules! nach der Sprachmanier der Römer, bei Bacchus! nach der der Italiener, bei unserer Dame! wie wir in Frankreich zu sagen belieben, sah jemals ein Sterblicher einen solchen Korb allerliebster Forellen? Wirklich ein Fressen für einen Abt. Seht her, edler Baron, seht doch her!" rief er Rohan entgegen, der so eben zum Vorschein kam, sind Euch jemals in Eurem Leben solch feine Flußgötter vor Augen gekommen? Auf die Kohlen damit, Wirth, schnell auf die Kohlen!"

Bernhard zollte den Fischen nicht so viel Aufmerksamkeit, als sie dem Priester, nach seiner Empfehlung, zu verdienen schienen, vielmehr wandte er sich gegen seinen Freund, und begann, dessen Hand ergreifend: „Wirklich, Meyrand, Ihr waret immer eine unzuberechnende Haut, sonst möcht' ich dießmal in allem Ernst mit Euch anbinden. Ihr überließt mich vorige Nacht der augenscheinlichen Gefahr, mir die Gurgel abgeschnitten zu sehen, und zwar einzig, weil Ihr mir Euern Beistand entzogt."

„Ließt Ihr es darauf ankommen, Rohan," erwiederte

sein Gefährte, „so war's Eure eigene Schuld. Ich hatte nichts damit zu schaffen, und wich überdieß so weit von meiner Sitte ab, daß ich Euch zu bleiben, Euch nicht darein zu mischen bat. Stets habe ich für meine Handlungsweise einen guten Grund, lieber Bernhard, und nehme als ausgemacht an, daß es sich mit andern Leuten ebenso verhält. So legte ich Euch besondere Motive für das bereitwillige Darbieten Eurer Gurgel unter, tadelte Euch deßhalb nicht im Geringsten, wenn Ihr dazu entschlossen waret, aber von meiner Seite hatte ich nun einmal keine Gründe dazu, und deßhalb blieb ich, wo ich war. Nicht genug, ich hatte vielmehr alle möglichen Gründe nicht zu gehen, denn ich befand mich in warmer, behaglicher Lage, bei gutem Wein, guten Speisen, war müde von tagelangem Jagen, hatte bereits die Stiefel abgelegt. Uebrigens was galt mir der Herr von Masseran, daß ich ihm das Leben, die Freiheit, zu retten suchen sollte? Ich hatte nicht das geringste Motiv, ihm zu dienen, vielmehr, genau besehen, Gründe genug zum Gegentheile. Jedermann kennt ihn als ausgezeichneten Schurken, in diesem nämlichen Augenblick ist er mir dreißigtausend Kronen schuldig, die er wohl nie bezahlen wird, und die ich niemals zu bekommen Aussicht habe, es müßte ihm denn anders ein ehrlicher Räuber die Gurgel abschneiden. In einem solchen Falle nämlich würde der König von Frankreich ohne Zweifel Besitz von seinem Lande nehmen und seine Gläubiger bezahlen.“

„In der That, Ihr seyd besser mit ihm bekannt, als ich,“ erwiederte Bernhard, „aber, bitte, erzählt mir mehr

von seiner Geschichte, denn ich wußte nichts von ihm, bis vor sechs Monaten, wo mir Briefe aus Frankreich zu wissen thaten, daß die verwittwete Gräfin von Brienne, die Mutter meines Freundes und Waffengefährten, Heinrich von Brienne, im Begriffe sey, den Marquis von Masseran zu heirathen."

„O, seine Geschichte erzählt sich mit wenig Worten," versetzte Graf Meyrand lachend. „Aber tragt das Frühstück auf, guter Wirth, und steht nicht da, mit offenem Maul lauschend der Charakterschilderung Eures saubern Herrn. Denn ich denke, wir befinden uns hier auf seinem Grund und Boden."

„Nein, wirklich nicht!" entgegnete der Wirth, „er ist nicht mein Lehensherr, edler Graf, es ist herzogliches Eigenthum, worauf wir stehen."

„Gleichviel," meinte der Graf. „Dieser Herr von Masseran also, Bernhard, ward zwar von einer französischen Mutter geboren, aber jenseits dieser Alpen, ein piemontesischer Vagabund, halb Franzmann, halb Italiener, eine Art Wasserschlange, weder Natter, noch Aal, obwohl ein Stück von einem Dreiviertelssouverän, unter der Oberherrschaft des Herzogs von Savoyen. Wär' er schon für einen französischen Edelmann ein armer Teufel gewesen, so war er es zehnmal mehr als Fürst, und so würde er denn auch in aller Wahrscheinlichkeit sein Leben verlebt haben, begabt mit all den kleinen Lastern der heutigen Italiener, ein Verbündeter der Räuber, welche auf dem Gebiete solcher kleinen Herren Zuflucht suchen, zum Stilet oder Tränklein greifend, wenn die Beseitigung lästiger Freunde seinen Absichten

förderlich. Auf solche Weise würde er, sage ich, ein nach italienischen Ansichten respectables, ruhiges, nichtssagendes Leben geführt haben, wäre nicht plötzlich unserem erlauchten König eingefallen, die Besitzungen seines Freundes und Vetters, des Herzogs von Savoyen, an sich zu reißen, und diese Phantasie verwandelt den Herrn von Masseran auf einmal in eine wichtige Person. Wie es scheint, befinden sich in seinem Lande ein Paar kleine Städte, ein Paar kleine Burgen, aber diese Städtchen, diese Burgen sind so gelegen, daß sie verschiedene für Frankreich sehr wichtige Päſſe und Defiléen beherrschen. Nun besitzt aber der Herr von Masseran ein gar zartes Gewissen; natürlich würde er sich niemals beigehen lassen, unerkauft sich auf die oder jene Seite zu schlagen. Vom armen Herzog von Savoyen aber war auch nicht Ein tourser Pfund zu erwarten. Zwar war auch, wie männiglich bekannt, starke Ebbe eingetreten im Beutel des Königs von Frankreich, obwohl dieser Herr den Versprechungen nach ein vollkommener Crösus seyn sollte, dennoch war er voraussichtlich die bessere Speculation von Beiden. Denn hatte er auch kein Geld, hatte er wenigstens Macht, und es war alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er mit den Spolien seines Nachbars seine Verbündeten bezahlen würde. Deßhalb gab der Herr von Masseran seiner Allianz den Vorzug, er gestattete den französischen Truppen freien Durchzug unter gewissen Bedingungen, die natürlich ein Geheimniß sind. Aber soviel ist gewiß, der Herr von Masseran handelte mit dem König wie unsere Leute, wenn sie Dienste bei uns nehmen, mit Einem Wort, er verlangte

ein Handgeld. Leider hatte ihm der erhabene Beherrscher Frankreichs nichts zu geben als die Hand einer Wittwe, einer raschen Vierzigerin. Mit dieser Hand war jedoch eine Mitgift von einigen zwanzig tausend Kronen des Jahrs verbunden, und der Herr von Masseran kam nach Paris, die Belagerung gegen das Herz seiner Wittwe zu eröffnen. Sie steht, wie Ihr wohl besser wißt als sonst Jemand, im Rufe der Härte, der Strenge, namentlich soll sie eine etwas scharfe Zunge führen. Ueber den Tod ihres edlen Gemahls war sie untröstlich gewesen, sie trug nachher immer schwarz, wie die Mutter des verstorbenen Königs, das leibhaftige Gemälde einer trauernden Wittwe. Und doch fand der gnädige Herr von Masseran, mit seiner piemontesischen Beredtsamkeit, Mittel und Wege, mit königlicher Beihülfe das Herz der Wittwe zu gewinnen. Wohl mochte die Dame auf beständigen Aufenthalt in Paris rechnen, allein diese Stadt wurde in Kurzem der Gesundheit des neuen Ehegemahls nachtheilig. Auch waren seltsame Geschichten über ihn im Umlauf, jedenfalls aber soviel davon gewiß, daß er ausnehmend verliebt war in die kleinen, viereckigen, gefleckten Unglücksdinger, welchen die Kunst inwohnt, so manches Glücksgut von Hand zu Hand zu führen. Er spielte hoch, gewann im Allgemeinen, sein Vermögen schien unermeßlich. Eines Abends borgte er von mir im Louvre die erwähnte große Summe mit dem Versprechen, sie nächsten Morgen heimzubezahlen, aber nachdem ich die Halle verlassen, mochte ihm das Glück untreu geworden seyn, oder überfiel ihn plötzlich eine unwiderstehliche

Sehnsucht nach Savoyen. Seine Gemahlin tobte und raste, wie ich hörte, aber sie erfuhr, daß sie es mit einem Manne zu thun habe, auf dessen taubes Ohr der liebliche Klang einer Weiberstimme, und verstiege er sich bis zur höchsten Note, keinen Einfluß hatte. Der Gebieter von Masseran lieh ihren Worten nicht die geringste Aufmerksamkeit, schien sie nicht einmal zu hören, sondern hob sie äußerst artig und mit ceremoniöser Ehrerbietung in den Reisewagen, und so fand sie sich auf dem Wege nach Savoyen, ehe sie irgend einen Oppositionsplan aushecken konnte. Das ist seine Geschichte, die meine ist bald erzählt. Ich hatte keine Lust, den Herrn von Masseran so leichten Kaufs ziehen zu lassen, und so bin ich hier, jagend sein Wild, reitend durch seine Wälder, besuchend sein Schloßthor. Denn er ist ebenso taub gegen meine höflichen Anmahnungen um Bezahlung, als er sich gegen die melodischen Intonationen der Stimme seines Ehegemahls erwies. — Ei, Priester, wohl mag ein klerikalischer Appetit vortrefflich seyn, aber Ihr dürft deßhalb nicht alle Forellen auf der Platte verschlingen, denn ich bin hungrig, wie Ihr, und habe überdieß eine lange Geschichte erzählt."

„Und eine recht hübsche dazu," meinte dieser, lachend, indem er dem Grafen die Platte präsentirte. Plötzlich aber fügte er bei: „Seyd Ihr denn nie zum Schloßthor hineingekommen, edler Herr?" und damit faßte er des Grafen Gesicht fest ins Auge.

„Ein leichter Farbenwechsel ward auf des Grafen Wange

sichtbar, doch erwiederte er ohne Stocken: „O ja, ich bin drin gewesen, aber nicht absichtlich.“

„Dann muß er wirklich ein harter Mann seyn,“ sagte der Mönch, „wenn Eure Ueberredungsgabe, edler Herr, ihre Wirkung auf ihn verfehlt. Da möcht' ich doch wissen, was die meine vermöchte! Vielleicht, daß er der Stimme der Kirche Gehör gäbe; ich will doch hin und es versuchen.“

„Ei, was hast du mit ihm zu schaffen?“ fragte der Graf, den Priester auf einmal scharf ins Auge fassend. „Unter welchem Vorwand willst du hin?“

„Meine Sendung erfüllen,“ erwiederte der Geistliche, mit schlauem Lächeln, „meine Sendung erfüllen auf einem ihrer manchfachen Wege.“

„Davon wußt' ich nichts, daß Eure Sendung mehrfache Wege hat,“ versetzte der Graf, indem seine gewöhnliche gleichgültige Miene in einen Blick hochmüthiger Verachtung sich verwandelte.

„O, die hat sie,“ entgegnete der Priester, hoch erfreut, wie es Bernharden vorkam, den Grafen aus seiner Apathie aufgestachelt zu haben.

„Allerdings macht sich unser Beruf auf mehrfache Weise geltend. Wir wenden uns an alle Grade, alle Classen. Bekehr' ich auch nicht den Herrn von Masseran, mag ich doch, wißt Ihr, seinen Koch bekehren. Meine Bemühungen zum Besten seiner Seele mögen wenigstens ausfallen zum Besten meines Leibes, und eine Predigt über Wildpret und Kapaunen trägt sich gewöhnlich mit wunderbar überzeugender Andacht und Salbung vor.“

Ein schlaues, scherzhaftes Lächeln auf des Priesters Gesicht, besonders wenn er sich an Graf Meyrand wandte, machte Bernharden stutzig, und war dem Grafen selbst augenscheinlich widerwärtig. Unverkennbar lauerte hinter den ernsthaftesten Aeußerungen des Geistlichen — freilich verdienten nur wenige diesen Beinamen — eine scherzhafte Anspielung, die der Hörende zwar nicht deutlich verstand, die sich aber ebenso gut auf seinen eigenen Charakter, seine Absichten und Unternehmungen beziehen mochte, als dieß auch nicht der Fall seyn konnte. Das Bedeutsame seines Tons gegenüber dem Grafen entging der Aufmerksamkeit dieses Herrn nicht. Er hörte ihm noch einige Minuten zu, bis sie mit dem Frühstück fertig waren, und wendete sich dann im Aufstehen zu ihm mit den Worten: „Es scheint mir, Pfaffe, Ihr möchtet den Uebermüthigen spielen. Aber laßt mich Euch sagen, daß so verehrte Herren Ihr in Savoyen seyd, und so säuberlich man hier mit Euch verfährt, wir in Frankreich eine gar wirksame Heilmethode für klerikalische Unverschämtheit besitzen, und zwar eine tüchtige Prügelsuppe mit der Hetzpeitsche. Vielleicht wißt Ihr noch nicht, daß sich französische Herren vorkommenden Falls dieses Mittels zu bedienen pflegen."

„Wohl weiß ich's," entgegnete der Priester mit scharfem Blick — „wohl weiß ich's, da ich zufällig selbst ein französischer Herr bin."

Aber alsbald änderte er die Sprache, indem er mit gewohntem Lächeln beifügte: „Aber nein, Gott bewahre! daß ich übermüthig seyn sollte gegen den edlen Grafen

Meyrand. Er, ein hochgesinnter, wohl erzogener Edelmann und wie jeder andere Edelmann gleichgültig gegen alle übrigen Dinge auf Erden, kann zwar nie eine Beleidigung finden, wo die Absicht zu beleidigen nicht vorhanden war; allein da er wüthend blickt, will ich mich einem unangenehmen Auftritt entziehen, denn groß ist der Segen einer unversehrten Haut. So lebt denn wohl mein Sohn! lebt wohl! wir werden uns wieder sehen nach einiger Zeit, und ich hoffe, Ihr seyd dann bei voller Fassung und sanft und lammfromm, wie ich selbst." Unter diesen Worten hatte er allmählig seinen Rückzug gegen die Thüre bewerkstelligt und schritt hinaus. Graf Meyrand rief augenblicklich einem seiner Begleiter und flüsterte ihm etwas zu, was Bernhard für eine die Sicherheit der Schultern des jovialen Mönchs bedrohende Ordre hielt.

„Nein, nein, Meyrand," sagte er, „laßt ihm seinen Scherz um Gotteswillen. Bedenkt, er ist ein Priester."

„Sein Gewand soll ihn nicht schützen," erwiederte der Graf. „Diese Pfaffen haben bereits in allen Theilen der Welt zu viel Narrenfreiheit. Aber was habt Ihr nun vor, Rohan? wollt Ihr mit mir auf die Jagd, und das Wild dieses Herrn von Masseran von einem Ende Savoyens zum andern hetzen? Oder geht Ihr geradezu nach Paris und versagt mir Eure angenehme Gesellschaft?"

„Ich schreibe nach Paris," versetzte der Ritter, „unmittelbar durch einen Boten. Für meine Person muß ich diesen Herrn von Masseran aufsuchen. Ich habe ihm De-

peschen vom Marschall von Brissac nebst einigen mündlichen Aufträgen zu überbringen."

„Ich hoffe, sie sind nicht unangenehmer Art, diese Aufträge," erwiederte der Graf, sich gegen die Thüre wendend; „er gehört wirklich nicht zu denen, die ich in ihrem eigenen Schlosse beleidigen möchte."

„Gewiß nicht, ich sage nichts, was ihn reizen könnte," entgegnete Bernhard von Rohan. „Ueberdieß mach' ich mich erst nach der Ankunft meiner übrigen Leute auf den Weg, die diesen Morgen über den Berg kommen, und dann möcht' er es wohl gefährlich finden, mir ein Leid zu thun."

„Sein Verfahren mit lästigen Freunden ist gar verschiedener Art," erwiederte der Graf. „Ich wenigstens möchte in seiner Wohnung weder essen noch schlafen. — Ein Wort für den Weisen, lieber Freund, ein Wort für den Weisen! — Nun, Leute, geschwind, geschwind! nach den Pferden! heraus mit den Hunden! — Ihr laßt Euch nicht verführen, Rohan?"

„Ganz unmöglich," versetzte der Freund. „Ein andermal, wenn ich mich so lange aufhalte. — Viel Glück zum Waidwerk, Graf!" Und nun zog er sich in sein Gemach zurück, wohin er sich einen Tisch nebst Schreibmaterial bringen ließ. Hier blieb er beinahe anderthalb Stunden, emsig beschäftigt, die bekannten kleinen Charaktere aufs Papier zu zeichnen. Habe sie Kadmus, der in diesem Falle wirklich Drachenzähne gesäet und eine Erndte von Streit und Kampf dafür gewonnen, oder irgend ein anderer Weiser, nicht zufrieden mit dem Unheil der Zunge, zur Verviel-

fältigung der letztern erfunden, er hat jedenfalls dadurch mehr Fluch und Weh, mehr Glück und Segen gestiftet, als irgend einem andern Werke des fruchtbaren Menschengeistes gelungen. Endlich ließen sich Trompetenstöße vom Berg herab vernehmen, und wenige Minuten nachher meldete man Rohan die Ankunft seines übrigen Gefolges.

Sechstes Kapitel.

Wir versetzen nunmehr unsere Leser auf einmal an den Eingang des Schlosses Masseran. Das Thor war geschlossen, aber die Zugbrücke niedergelassen, und das Gatter aufgezogen. Indessen hatte man durch ein kleines, offenes Pförtchen die lange Perspective des schweren Kreuzgangs unter dem Thorthurme, finster und kerkerartig, so wie des dahinter liegenden viereckigen Hofs mit den weißen, sonnglänzenden Steinen, während an der entgegengesetzten Seite die grauen Schloßmauern und die Hälfte eines Fensters nebst der Kerkerthüre sichtbar war. An beiden Wänden des Thorwegs, in dem finstern Schatten dem Auge kaum ersichtlich, war eine lange Bank angebracht, und überdieß zur Linken eine niedere Thüre, die zu den Zimmern im Thorthurm hinaufführte. Die Bank zur Rechten war von einem Soldaten der Garnison eingenommen, an der Thüre daneben stand des Pförtners Frau im Gespräch mit dem Kriegsmanne, während unser Freund, der joviale Mönch, ohne Harm und Hinderniß den Drohungen des Grafen von

Meyrand entronnen, am äußern Pförtchen harrte. Von Zeit zu Zeit richtete er seine Blicke nach dem Innern des Hofs, bald drehte er sich um und sah nach den Bergen, eine Arie summend, die sicherlich keine Cantate war.

Nach einer Pause von zehn bis fünfzehn Minuten erschien der Pförtner selbst, ein gewichtiger Mann, die mittleren Jahre hinüber, in rostiges Grau gekleidet. „Er will Euch nicht sehen, Vater Willand," war sein Bescheid. „Er geht im innern Hof auf und ab, in sehr gefährlicher Laune. Ich möcht' ihm wahrhaftig nicht quer über den Weg kommen."

„Pah! Unsinn!" erwiederte Vater Willand lächelnd. „Geht nochmals hinein, ehrlicher Mann, sagt ihm, ich hätte wichtige Geschäfte, ich weiß, seine Weigerung ist einer seiner gewöhnlichen heitern Scherze. Gewiß läßt er mich vor, die gute Seele. Geht und sagt's ihm, Pförtner."

„Ich gewiß nicht," meinte Jener; „der Vorfall von gestern Nacht hat seine Galle mächtig aufgeregt, er wäre wohl im Stande, wie einst sein Vater selig, einen Menschen aus einer Feldschlange abfeuern zu lassen. Doch das ginge heutigen Tags nimmer wohl an — Feldschlangen machen einen zu argen Lärm, wie Ihr wißt. — Aber nahe will ich ihm nicht wieder kommen."

„Dann gehe ich selbst," sagte der Mönch. „Er läßt mich sicher unangefochten. Nein, Pförtner, Ihr werdet die Kirche nicht zwischen Mauer und Thorpförtchen zerquetschen wollen! Beim Himmel, oder minder profan gesprochen, beim geweihten Kruzifix, stoßt Ihr mich nochmals auf den

Magen, so ruft ihr ein Anathem hervor, das Euch Euer Lebenlang zur elenden Creatur macht."

„Nun so komme über Euer Haupt, was da will," rief der Andere mit grimmigem Lächeln, „obgleich ein zwei Zoll tiefer Stich, oder ein Sturz von den Zinnen das Gelindeste ist, worauf Ihr Euch Rechnung machen dürft."

Der Mönch ließ sich indeß nicht abschrecken, er ging vorwärts über den äußern Hof, wendete sich dann rechts und gelangte durch einen langen steinernen Gang, wo es ihn nach der heitern Sommerluft feucht und unheimlich anfröstelte, zu einer Art Colonnade, die den innern Hof umgab. Dieser bestand aus einem breiten, offenen Platze, von allen Seiten von hohen Gebäuden überragt. Selten erreichte ihn die Sonne und die grauen Steine, die wenigen kleinen Fenster, die niedrigen Kreuzgänge, die sonnlose Atmosphäre, der gänzliche Abgang der scharfen Bergluft drückten ihm dermaßen den Charakter der Kälte, der Grabesstille auf, daß die Meisten beim Eintritt zurückschauderten. Aber keine Spur eines solchen Gefühls war an Vater Willand sichtbar. Sein Muth ließ sich nicht leicht niederschlagen, seine Lebensgeister waren schwer zu dämpfen, und als er beim Eintritt in die Colonnade den Gebieter von Masseran im Hofe auf und abgehen sah, ergriff ihn eine unwiderstehliche Lachlust, ungeachtet aller Warnungen des Pförtners bezüglich der gegenwärtigen Laune seines Herrn.

Wohl dürfte der Mönch nach der Beschreibung des ehrenwerthen Schlüsselhauptmanns irgend eine wilde Scene der Leidenschaft zu finden erwarten, aber von all dem stellte

sich das gerade Gegentheil dar. Der Marquis ging stille und langsam quer über den Hof auf und ab, die Augen zwar auf den Boden geheftet, aber mit vollkommen ruhigen Zügen. In seinem Aeußern lag nichts, was dem Mönche Anlaß zum Lachen geben konnte, denn dieser wußte, daß die Leidenschaften dieses Herrn sich nicht wie bei andern Menschen äußerten. Vielmehr erkannte er auf den ersten Blick, daß sich der Marquis in einem Zustande dumpfer Wuth befand, der wahrscheinlich jeden Andern zu irgend einem absurden Exzeß verleitet hätte. Auch seine äußere Erscheinung war in keinerlei Weise geeignet Scherz und Lachen hervorzurufen. Er war ein schlanker, hagerer Mann, mit anmuthigen Zügen, in den mittlern Jahren, mit einer leicht gebogenen Adlernase, ruhigen, sanften Augen, etwas dünnen blaßen Lippen, und der durchsichtigen blassen Olivenfarbe, die im nördlichen Theil Italiens so gewöhnlich. Seine Kleidung war hübsch aber nicht prächtig; überhaupt sah man der ganzen Erscheinung den damaligen Adeligen und Weltmann an. Und dennoch lachte der Priester bei seinem Anblick, und obwohl er es unter einem fingirten Husten zu verbergen suchte, waren doch die Spuren davon auf seinem Gesichte zu augenfällig, als daß sie dem scharfen Blick des Herrn von Masseran entgehen konnten.

„Ihr, Vater Willand," begann Jener, als sich ihre Blicke begegneten, „ich sagte ja dem Schließer, daß ich Euch heute nicht sprechen könnte."

„Wohl wahr, mein vortrefflicher Herr und Gebieter," erwiederte der Mönch mit einem Bücklinge bis zur Erde,

und mit der Miene höhnischer Demuth und Ehrerbietung; „aber ich wünschte Eure Hoheit zu sehen, und so drang ich mich hier ein, obwohl der Schließer — die Schwerenoth, treffe ihn dafür, den Schuft — mir dermaßen den Bauch zerquetschte unter dem Pförtchen, daß er, gleich einem zusammengebogenen zinnernen Krug, nie wieder soviel fassen wird als zuvor."

„Ihr seyd ziemlich verwegen," sagte der Marquis den Priester mit kaltem, mürrischem Blicke seiner ganzen Länge nach messend, „seyd wirklich verwegen Euch hier einzudrängen, wenn ich Euch draußen bleiben heiße. Ihr mögt einmal zu oft kommen, Vater Willand."

„Das verhüte der Himmel, edler Herr," erwiederte der Priester, „nie werde ich im Dienste Eurer Herrlichkeit zu oft zu kommen glauben, wärs selbst bei Eurem Begräbnisse — freilich eine traurige Pflicht, gnädiger Herr, die wir zuweilen für unsere besten Freunde vollbringen müssen."

„Ich glaube, Pfaffe," versetzte der Marquis streng, „Du würdest am Grabe Deiner besten Freunde lachen."

„Wenigstens versprech' ich Eurer Gnaden," war die Antwort, „an meinem eigenen zu lachen, wofern der Tod es mir zuläßt. Gewiß aber, edler Herr, ist dieß die rechte Zeit zu Scherz und Heiterkeit! Komm' ich doch, Eurer Gnaden meinen Glückwunsch darzubringen zu dem Entkommen aus der gestrigen Gefahr. — Ha! Ha! Ha!"

Während der Mönch, unfähig länger an sich zu halten, in lautes Gelächter ausbrach, biß sich der Marquis in die Lippe, und beäugelte ihn seitwärts auf eine Weise, die dem

lustigen Bruder sicherlich wenig Gutes prognostizirte. Sie befanden sich in diesem Augenblicke hart neben einer Thüre, die aus einer der Gebäudemassen nach dem Kreuzgang führte. Der Gebieter von Masseran erhob seine Stimme, und rief in sanftem Tone auf italienisch: „Geronimo!"

Darüber lachte der Priester noch herzlicher denn zuvor, als er aber den Marquis im Begriffe sah, den Ruf zu wiederholen, faßte er sich, legte seinen Finger auf den Arm seiner Gnaden und sagte: „Einen Augenblick Geduld, gnädiger Herr, einen Augenblick Geduld, ehe Ihr ihm ruft. Erstlich weil der liebe Junge seinen Dienst nicht an mir ausüben darf. — Ihr wißt, es würde zu viel Lärm machen, und mein heutiger Besuch bei Euch ist im Thale männiglich bekannt. Sodann, weil gewisse gute Freunde von mir im Grunde des Abhangs ein Auge auf mich haben, die mich in einer halben Stunde erwarten, so daß ich von der Unterhaltung Eures Geronimo nichts profitiren kann."

„Die ist im Allgemeinen sehr kurz," meinte der Marquis.

„Und drittens," fuhr der Mönch fort, „weil ich Euch Vielerlei zu sagen habe, was keinen Zeugen zuläßt. Ich bin in freundschaftlichen Geschäften hier, mein guter Herr, und Ihr seyd ein solcher Knicker, mir das Lachen zu verübeln. Und doch muß ich es haben, sey's auf Eure, auf meine, oder sonst Jemand's Kosten. Wenn Ihr Euch nun aber gut und anständig benehmt, so theil' ich Euch Nachrichten mit, die Euch nicht unwichtig seyn mögen. Wollt Ihr sie aber nicht hören, so troll' ich mich, und weder Prie-

ster noch Schließer ist sonderlich zu tadeln. Soll ich wirklich gehen?"

Er sprach dies ernst, und der Herr von Masseran erwiederte in versöhnlicherem Tone, indem die Ueberlegung einer Sekunde zu dem Schlusse führte, daß der Priester höchst wahrscheinlich aus einem höchstwichtigen Grund gekommen sey. „Nein, geht nicht, aber sprecht wenigstens ernsthaft mit mir." Dann sah er zu Boden und fügte bei: „Ihr mögt mich nach den Ereignissen der gestrigen Nacht für unmuthig halten, denn da Ihr Alles hört, habt Ihr wahrscheinlich auch davon Wind bekommen."

Dabei erhob er das scharfe, dunkle Auge zur vollen Gesichtshöhe des Andern, ihn gleichsam mit seinem Blicke durchbohrend um zu erfahren, wie weit er von der bewußten Angelegenheit wisse.

„O ja," erwiederte Vater Willand, „ich höre Alles, edler Herr, und wußte Euer ganzes Abentheuer von voriger Nacht, ehe ich mich diesen Morgen zum Frühstück setzte. Auch vernahm ich Eure glückliche Befreiung aus den Händen der kecken Schurken, für welche gnadenreiche Dazwischenkunft Ihr, wie ich nicht zweifle, eine ewig brennende Kerze auf den Altar des heiligen Moritz stiften werdet."

Der Mönch sprach in ernstem Tone, aber noch immer lag ein bezeichnendes Grinsen auf seinem Gesichte. Nach augenblicklicher Stille fuhr er, als gerade der Marquis etwas erwiedern wollte, fort: „Ihr glaubt wohl ich scherze, verstehe meine eigenen Worte nicht, aber ich bin mit dem ganzen Handel so vertraut als Ihr, vielleicht noch etwas

mehr. Ich wiederho'ls, eine große Befreiung ist Euch zu Theil worden, obwohl Ihr sie weniger dafür als für eine Unterbrechung halten mögt." Hier hielt er an, als erwartete er eine Antwort, aber auch der Gebieter von Masseran schwieg, seinen Gegner mit ruhiger, schlauer, forschender Miene betrachtend, einer Miene, deren nur das Gesicht des Italieners fähig ist. Sie ließ sich ungefähr dahin auslegen: „Du weißt mehr von meinen Geheimnissen als ich dachte. Ein neues Band der Kameradschaft ist zwischen uns geknüpft."

Da er sein Schweigen zu brechen keine Anstalt machte, fuhr der Priester fort: „Gerade über diese Angelegenheit kam ich mit Euch zu sprechen, denn Ihr möchtet da auf's Eis geführt werden, lieber Herr, wo Ihr Euch mit vollem Vertrauen hingebt. Aber was ich zu sagen habe," fuhr er fort, „verlangt weniger Fenster und Thüren zu Zeugen."

„Kommt mit!" sagte der Gebieter von Masseran, indem er, vorausgehend, den Gast durch verschiedene lange, verwickelte Gänge führte, die theils nur spärlich beleuchtet, theils gänzlich dunkel waren. Der Mönch folgte, die Hand im Busen des Gewandes versteckt, ja sie hielt, die Wahrheit zu gestehen, den Griff eines Dolches fest gefaßt; denn bei den süßen Artigkeiten des Herrn von Masseran pflegte ihm nie besonders wohl zu seyn. Doch fiel auf ihrem Wege nichts vor, und der Herr des Schlosses hielt endlich an einer Thüre, durch die ein Dämmer von Licht seinen Weg fand. Er öffnete, auf einmal drang das volle Tageslicht herein, und sie traten in einen geräumigen Garten, der, an der

Seite der Anhöhe sich hinziehend, zwischen den Mauern des Schlosses und einem Außenwerke lag, das einen der Gebirgspässe beherrschte. Auf allen Seiten war der Garten mit Mauern umgeben, die jede Aussicht abschnitten, aber er selbst bildete einen angenehmen Contrast zu seiner wilden Umgebung, denn mit großer Sorgfalt gepflegt, und sehr reinlich gehalten, war er im Styl der italienischen Gartenkunst angelegt, die damals in Frankreich noch wenig bekannt war, da sie erst vor wenig Jahren durch Katharine von Medicis eingeführt worden. Lange, breite Terrassen, durch Stufen mit einander verbunden, bildeten die Gartenabtheilung zunächst dem Schlosse, während weiter unten mehrere regelmäßige Spaziergänge sich hinzogen, selbst in dieser Gebirgslandschaft durch Reihen schlanker Cypressen und lebendige Hecken gegen den Andrang der Sonne geschützt.

„Hier sind wir ungestört," sagte der Marquis, nachdem er nur wenige Schritte vorwärts gethan. „Und was habt Ihr mir zu sagen?"

„Hörtet Ihr je von einem gewissen Bernhard von Rohan?" fragte der Mönch den Gebieter von Masseran fest ins Auge fassend.

„Ich habe — habe von ihm gehört," erwiederte der Marquis, indem sich sein Gesicht etwas entfärbte. „Und was ist mit ihm? Ist er nicht immer noch jenseits der Alpen?"

„Nichts weniger als das, nur wenige Meilen von Eurer Wohnung," antwortete der Mönch.

„Dacht' ichs doch," rief der Andere sich vor die Stirne schlagend. „Aber er soll sehen, daß er zu früh gekommen."

„Ihr müßt Euch wohl vorsehen in Eurem Thun," versetzte der Mönch grinsend. „Hörtet Ihr je, wie der Fuchs Rache schwor dem Löwen und zornig war und seiner List vergaß, und dem Löwen nach dem Rachen fuhr? der aber legte ihm die Klaue auf und drückte dem armen Fuchse den Athem aus dem Leibe. — Lieber Herr, Ihr wißt nicht, daß dieser Rohan eine Abtheilung schwer gewappneter Reiter bei sich hat, und Depeschen vom Marschall von Brissac, die Eurem Ohr nicht sonderlich angenehm klingen mögen. Ueberdieß steht er auf sehr vertrautem Fuße mit einem gewissen Grafen von Meyrand, und Beide haben gestern Nacht und diesen Morgen gar ernstlich mit einander conferirt, und der Name des Herrn von Masseran ward dabei mehr als einmal genannt. Ihr seht daraus, lieber Sohn, was vorgeht, und müßt Eure Maßregeln darnach zu nehmen wissen."

Der schlaue Piomenteser schrack über die unerfreuliche Botschaft zurück. Aus den wenigen bezeichnenden Worten seines Gesellschafters überzeugte er sich, daß Jener auf die eine oder andere Weise hinter alle seine gegenwärtige Plane und Intriguen gekommen war. Und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, sich offen darüber gegen den Mönch auszusprechen. Er war um Rath und Beistand verlegen, der Mönch schien mehr zu wissen als er sagte, und um darüber zur Gewißheit zu kommen, bot der Marquis alle seine List, alle seine Künste auf. Aber im guten Vater Willand fand er mehr als seinen Mann, denn bei gleicher Gewandt-

heit und Schlauheit hatte der Mann der Kirche Hülfstruppen, die dem Gebieter von Masseran abgiengen. Jener konnte einer Frage ausweichen durch ein Gelächter, einen Witz, eine Wortverdrehung, ein Stichwort, und nie mochte sich ein Diplomat in einer Conferenz kunstvoller drehen und winden, als er hier in seiner Unterhaltung mit dem Marquis that.

Endlich zu einer deutlichern Sprache gezwungen, blieb der Marquis plötzlich auf der Terrasse stehen, auf welcher sie bisher auf und abgegangen waren, stellte sich gerade vor den Priester hin, und fragte ihn abgebrochen und ernst: „So sprecht Euch einmal aus über die Lage, in der ich mich befinden soll, auf die Ihr immer anspielt, ohne je darauf einzugehen. Schenkt mir reinen Wein ein, sagt mir wie ich der Gefahr begegnen kann, oder bei den Mächten des Himmels und der Hölle, Ihr verlaßt diesen Ort nicht mehr lebend.“

„Eine recht hübsche, sanfte Ueberredungsweise,“ rief der Mönch mit herzlichem Lachen. „Aber, mein lieber Sohn, ich bin nicht so leicht zu tödten, wären auch solche mörderische Gedanken irgend mehr als ein bloßer Scherz. Ihr wißt nicht, welch zäher Bissen ein alter Priester ist, hart zu kauen, selbst für festere Zähne als die Euren. Nein, nein, besinnt Euch auf zarteres Futter! Mit andern Worten, fragt mich verbindlich und artig, lieber Sohn, vielleicht bekommt Ihr dann eine Antwort. Würdet Ihr mir auch vierzigmal den Garaus machen, es möchte Euch nicht zum Besten gedeihen. Meine Geheimnisse sind gleich den goldnen

Eiern der Gans — durchs Abschlachten sind sie nicht zu bekommen."

„Es liegt Euch irgend ein Anliegen auf dem Herzen, Mönch," erwiederte der Marquis ebenso abgebrochen. „Schnell, heraus damit, — ists etwas Vernünftiges, sollt Ihr es haben."

Der Mönch lächelte mit vielsagendem Blick, dennoch aber besann er sich einige Minuten, ehe er antwortete. Denn die Wahrheit zu sagen, er war noch nicht bei sich einig, was er als Belohnung fordern sollte. Allerdings hatte er seine geheime Absicht, und das Hauptmittel sie zu erreichen, war den Marquis zu einer wahren, aufrichtigen Sprache zu überreden. Nun kannte er aber die verkehrte Ansicht des ehrenwerthen Herrn, niemals Andern eine aufrichtige Handlungsweise zuzugestehen, außer wenn sie ihnen persönliche Vortheile gewährte, und deßhalb beschloß er, einen solchen Gegenstand zu benennen, obwohl es in der That gar nicht in seiner Absicht lag. „Nun wohl," begann er, „so versprecht mir denn auf die allerfeierlichste Weise, Niemanden ein Wort zu sagen, von dem was ich Euch anvertraue, und überzeugt Ihr Euch später von der Wahrhaftigkeit meiner Mittheilungen, und schlägt mein Rath zu Euren Gunsten aus, so habt Ihr dem Priester der Kirche des heiligen Johann von Bonvoisin jedes Jahr im Monate August auf Verlangen einen Rehbock zu reichen, ebenso ein Faß Wein von Eurem besten Gewächs und fünf Silberstücke zu Almosen für die Armen, und zwar auf ewige Zeiten."

„Pfui, Pfui," erwiederte der Marquis, „für Eure

Lebenszeit wäre lange genug; aber auf ewige Zeiten, das ist mehr als ich eingehen kann. Ich würde ja in Wirklichkeit Euer Vasall, guter Vater!"

„Und dennoch muß es so seyn," versetzte der Andere, „oder Ihr bekommt mein Geheimniß nicht. Mir liegt nichts am Wildpret, Sünder der ich bin, ich hab's nur mit dem Besten der Kirche zu thun."

„Nun gut," war die Antwort, „uninteressirter Vater, Ihr habt mein Versprechen; aber schnell, denn ich erwarte in Bälde einen Besuch, und Eure Worte könnten auf mein Benehmen gegen ihn von Einfluß seyn. Was hab' ich denn zu fürchten?"

„Daß Hadrian, Graf von Meyrand," sagte der Priester, „und Bernhard, Baron von Rohan, sich verbinden zu Förderung ihrer besondern Absichten."

„Das kann nicht seyn, kann nicht seyn!" rief der Marquis spöttisch. „Sie lieben ja Beide dasselbe weibliche Wesen, bewerben sich Beide um ihre Hand. Ebensoleicht könnte sich Oel und Wasser vermischen. Nein, nein, nichts als leerer Dunst!" und er wendete sich hohnlachend auf die andere Seite.

„Nehmt aber an," fuhr der Priester fort, mit einem Lächeln, das den Marquis aus seinem Sicherheitsgefühle gewaltig aufstörte, „nehmt an, der Eine liebe ihr Geld, der Andere sie selbst, und sie verglichen sich auf folgende Weise: „Wir beweisen dem Könige von Frankreich, daß der Gebieter von Masseran ein geheimes Verständniß unterhält mit dem Herzoge von Savoyen und dem Kaiser Ferdinand. Ich

sage, das angenommen, glaubt Ihr, mein Sohn, sie könnten es auf irgend eine Weise wirklich beweisen? Könnte der edle Graf von Meyrand keck behaupten, daß seines Wissens der Gebieter von Masseran sich mit savoyischen Truppen verständigt, ihn und Fräulein von Brienne scheinbar mit Gewalt, Behufs seiner besondern gegen Frankreich etwas verrätherischen Absichten, aufzuheben, ein Plan, der einzig durch einen Zufall zu nichte ward? Könnte Bernhard von Rohan auftreten und behaupten, daß er den Gebieter von Masseran in den Händen seiner Sieger gesehen, ohne große Zeichen des Unwillens mit ihnen ziehend, während er seinen Befreiern keine sonderlichen Beweise von Dankbarkeit zu erkennen gab?"

„So war er da?" rief der Marquis heftig. „Wie? der junge Mann im Büffelwamms? Beim Himmel, seine Augen haben mich die ganze Nacht verfolgt. Er schien mich durch und durchzuschauen."

„Derselbe und kein Anderer," versetzte der Priester mit leisem Kichern, „und er hat Euch wirklich durch und durchgeschaut, denn Ihr seyd gestern Abend sehr transparent gewesen. Ich erlaube mir keine Frage, sondern stell' Euch selbst anheim, ob diese beiden Herrn dergleichen Dinge dem Könige von Frankreich mittheilen können. Könnte dann der Eine nicht sagen: „Sire, ich liebe das Mädchen, habe ihres Vaters Jawort bekommen auf ihre Hand, hier ist auch ihr Bruder, der in unsere Verbindung willigt, als Belohnung sprech' ich Euren guten Willen, Eure Billigung an." Und mag der Andere nicht sagen: „Sire, der Marquis von

Masseran wird, wie ich bewiesen, an Euch zum Verräther. Er hat schöne Schlösser und Burgen, schöne Ländereien und Herrschaften, Weinberge, Olivengärten, Kornfelder; so bitt' ich Euch denn als Gegendienst, da ich seine Intriguen mit dem Reiche entdeckte, setzt mich in Besitz seiner Lande und Herrschaften, bis Euer Majestät einen Friedensschluß für gut findet."

Der Herr von Masseran sah etwas verdrüßlich zu Boden, und obgleich er, die Wahrheit zu sagen, der Aufrichtigkeit des Priesters nicht sonderlich traute, fragte er doch kurz: „Und nun, was für ein Heilmittel? Wie läßt sich all das beseitigen?"

„Das," erwiederte der Priester, „kann ich Euch nicht mit Bestimmtheit sagen, nur das kann ich aussprechen, was ich thun würde, wäret Ihr Vater Willand und ich Marquis von Masseran! Ich ließe meine Pferde satteln, einige Knechte aufsitzen und so stille, geheim und unvermuthet als möglich machte ich mich auf den Weg nach Paris, würfe mich dem Könige zu Füßen, beschuldigte den Grafen Meyrand versuchter Verführung, behauptete, daß mich Savoyen habe erkaufen und, enttäuscht, mich habe entführen wollen. All dieß würde ich thun und dann . . ."

„Pst," sagte der Marquis, „da kommt Jemand, der mich sucht," und er ging einem Diener, der sich vom Hause her näherte, einige Schritte entgegen. Der Marquis richtete leise ein paar Worte an ihn, auf welche der Andere erwiederte, laut genug, daß es Vater Willand verstehen konnte: „Er will sich nicht ins Thor herein bemühen, gnä-

diger Herr, sondern wünscht Euch draußen auf ein paar Worte zu sprechen. Er entschuldigt sich mit seinem Jagdkleid, das ihm den Eintritt in Eure Hallen unmöglich mache."

„Wie viele Leute hat er bei sich?" fragte der Herr von Masseran.

„Nur einen Pagen in der Nähe des Thors, gnädiger Herr," war die Antwort. „Die Uebrigen halten eine Viertel-Stunde straßabwärts auf der anderen Seite des Thals."

„Ich komme," sagte der Marquis, „ich komme;" dann fügte er in leiserem Tone noch einige Worte bei. Zwar konnte diese der Priester nicht verstehen, allein er bezog sie auf sich, weil sich dabei die Augen der beiden Andern mehr als einmal verstohlen auf ihn richteten — „ich bin in wenig Minuten wieder hier, guter Vater," fuhr der Herr von Masseran gegen den Geistlichen sich wendend, fort. „Ihr erwartet mich, denn wir haben uns noch Manches zu sagen."

„Ich warte," sagte der Priester, „aber bleibt nicht lange aus, lieber Sohn; denn hab' ich Euch auch viel zu sagen, ist mir die Zeit doch kärglich zugemessen."

Der Marquis versicherte ihn wiederholt seiner schleunigen Rückkehr und verließ in Begleitung des Dieners den Garten. Der Priester sah ihnen eine Weile nach und mit der Raçe der „Feinöhrigen" verwandt, hörte er deutlich die Gartenthüre hinter dem Marquis verschließen. „Nun, es ist noch eine da," murmelte er bei sich, indem er

mit bedeutungsvoller Miene nach einem der Kreuzgänge sah, die auf der Terrasse zum Schloße führten.

Allein im nächsten Augenblicke ließ sich auch von dieser Seite ein Ton vernehmen, ähnlich dem Umdrehen eines Schlüssels, und dennoch verließ den Priester seine heitere Miene nicht. Inzwischen erhob er sich und ging langsam längs der Terrasse hin, als suchte er sich durch Auf- und Abgehen die Zeit zu vertreiben. Dabei näherte er sich der starken Gartenmauer, und blieb endlich am Eingange eines der Wachtthürme stehen, welche sich in unbedeutenden Zwischenräumen, rings der ganzen Einfassung, erhoben. Er stieg die enge Treppe hinauf und spähte vorsichtig durch die Schießscharten, die den Haupteingang zum Schlosse beherrschten. In der unmittelbaren Nähe des letztern zeigte sich keine lebende Seele, dagegen war, wie der Diener gesagt, auf der Straße im Thale unten, auf die Entfernung einer Viertel-Stunde eine Gruppe Männer, Pferde und Hunde zu erblicken, lautlos dastehend in manchfachen Stellungen, und hoch über den Gipfeln der Berge sah man in ungeheuern Kreisen zwei Adler schweben, während an der Seite der niedrigern Höhe eine Schafherde in friedlicher Ruhe graste.

„Ich mag ebensowohl abziehen,“ sagte der Priester zu sich, die ruhige Scene überblickend. „Ich habe Alles gesagt, was zu sagen war, und der sanfte Herr mag noch nicht Alles gethan haben, was er zu thun für nöthig erachtet. Sein Flüstern behagt mir nicht, und so mag ich immerhin den Rückzug antreten.“

Während dieses Selbstgesprächs sah er nochmals in derselben Richtung ins Freie, und erblickte nun zwei Personen, die langsam hinter einem der Thürme hervorkamen. Längs der Gartenmauer hingehend näherten sie sich seinem Standorte mehr und mehr. Er konnte nun unschwer den Herrn von Masseran und Graf Meyrand erkennen. „Was wollt' ich geben," murmelte er in den Bart, „für eine jener famösen Erfindungen — jene Ohrentrompeten, — jene Lautfänger — wovon wir in alten Historien lesen!"

Allein der gute Geistliche besaß nun einmal dergleichen nicht, und trotz der Schärfe seiner Ohren, trotz dem, daß er den Kopf möglichst in die Schießscharte zwängte, trotz des lauten, heftigen Zwiegesprächs der beiden adeligen Herren, die in argloser Sicherheit vor dem Lauscher hart unter dem Standorte des Priesters vorübergingen, konnte er wenige Worte auffassen. „Wahrhaftig mein lieber Herr," sagte der Marquis, „Ihr tadelt mich ohne Grund. Ich habe mein Bestes gethan, sehe meinen Plan vereitelt, wie Ihr den Euren."

„Ich table Euch nicht," meinte der Andere, „mach' Euch nur aufmerksam auf das Resultat, wenn Ihr den Plan, den Ihr vorgeschlagen, nicht augenblicklich durchführen könnt."

„Nicht ich hab' ihn vorgeschlagen, nicht ich," erwiederte der Marquis, „es war Euer Einfall."

„Wirklich?" entgegnete Graf Meyrand, „wirklich für mich etwas ganz Neues. Ich weiß nur so viel, daß mir Euer ganzer Entwurf, von Eurer eigenen Hand niedergeschrieben, mitgetheilt worden, die Namen zwar falsch oder

in Chiffern, wir können aber bald einen Schlüssel dazu finden. Was ich verlangte, war, mir entweder meine bedeutende Forderung zu bezahlen, oder mir solchen Beistand zu gewähren bei meiner Bewerbung um die Hand des Fräuleins von Brienne, daß ich im Stande wäre, sie binnen zwei Monaten meine Gemahlin zu nennen. Der Termin ist seinem Ende nahe, und ich lasse mich nicht länger zum Besten haben."

Der letzte Theil des Satzes gieng dem Ohre des Priesters verloren, aber er mochte seinen Inhalt ahnen, und das Wenige, was er vernommen, machte ihn äußerst begierig, mehr zu hören. Er besann sich einen Augenblick, ob dies sich auf irgend eine Weise möglich machen ließe, aber das Gegentheil drang sich ihm zu deutlich auf, denn noch während er drüber mit sich zu Rathe gieng, entfernte der kleine Fußweg, den die beiden Herren eingeschlagen, sie mehr und mehr von der Gartenmauer. Wir müssen nun aber diese Beiden begleiten und den Priester seinem Schicksal überlassen, das uns übrigens nicht lange verborgen bleiben wird.

„Ganz gut, lieber Freund," erwiederte der Marquis als Antwort auf die letzte Bemerkung des Grafen, „aber der Termin ist noch nicht zu Ende, und es ist Eure eigene Schuld, wenn mein Versprechen nicht gänzlich in Erfüllung geht."

„Wie kann das meine Schuld seyn?" sagte der Graf. „Mit der Erfüllung Eures Versprechens habe ich nichts zu thun."

„Ja, Ihr habt damit zu thun," antwortete der Mar-

quis. „Ich gab Euch die Mittel an die Hand, aber wenn irgend eine sentimentale Bedenklichkeit, ein mädchenhaftes Zaudern Euch von der Anwendung zurückhält, ists lediglich Eure eigene Schuld."

„Merkt wohl auf, lieber Herr," entgegnete der Graf, „wir verstanden uns ausdrücklich darüber, daß ich keinen Theil haben sollte an Allem, was meinen Pflichten gegen die Krone Frankreichs zuwider wäre. Mit Euren eigenen Planen hatte ich lediglich nichts zu thun. Beliebtet Ihr den Agenten des Reichs Gelegenheit zu geben, Euch gefangen zu nehmen, sich Eurer Festungen zu bemächtigen, und zwar aus Gründen und Absichten, die Euch selbst am besten bekannt, so hatte ich nichts damit zu schaffen. Das war einzig Eure Sache, ich mischte mich nicht in den Handel, nahm keinen Sold von Savoyen oder Oesterreich," fuhr er höhnisch fort. „Meine Zusage gieng einzig dahin, das Fräulein zu befreien, falls ich bei irgend einer Gelegenheit Kunde erhielte, daß sie auf dem Wege von Font Covert nach Brianzone als Gefangene fortgeführt würde. Das sagte ich zu, und ich würde denn auch keine Bedenklichkeit gehabt haben, den günstigen Umstand auf die beste Weise zu nützen."

Auf Masserans Zügen spiegelte sich ein bedeutsames Lächeln, dessen Sinn der Andere unschwer errieth. Daher fügte er mit finsterer Miene bei: „Ihr mißdeutet meine Worte, ich würde ihr nichts zu Leide gethan haben, Herr! Wohl würd' ich Sorge getragen haben, sie so lange bei mir zu behalten, daß sie keinem Andern ihre Hand geben konnte, dabei aber hätte ich sie in allen Ehren behandelt."

„Ohne Zweifel, ohne Zweifel," versetzte der Marquis. „Nun aber ist meine Meinung die, Herr Graf, daß wenn ich Euch wieder auf meine große Gefahr eine Gelegenheit biete, Ihr ohne Anstand einen kleinen Grad sanften Zwangs anwenden wollt, um Eure Vermählung mit dem Fräulein durchzusetzen. Wir haben Priester genug, die die Ceremonie mit taubem Ohr zu Ende bringen, trotz aller Vorstellungen, die Abneigung und mädchenhafte Schüchternheit eingeben mögen. Ist die Sache aber einmal so weit gebracht, so bedenkt, daß meine Sicherheit, ja mein Leben selbst auf dem Spiele stehen, wenn Ihr schwachen Bitten nachgebt. Ist einmal der Würfel gefallen, so besteht unsre einzige Sicherheit darin, daß sie Euer Weib wird! Dann wird sie schweigen, schon um ihrer selbst willen."

„Beim Himmel," sagte der Graf tief und leise, „sie soll mein Weib werden, und wär's auch nur aus Rache für die Verachtung, womit sie mich in Paris behandelte. Koste es ihr und mir das Leben, und unserer ganzen Verwandtschaft, sie soll mein seyn, Herr von Masseran."

„So sey es," versetzte der Marquis, „aber den neuen Plan ins Werk zu setzen muß ich mich auf wenige Tage entfernen."

Der Graf warf ihm einen argwöhnischen Blick zu. „Wenige Tage?" sagte er. „Wie! doch lange genug, nach Paris oder Wien zu reisen."

„Keins von Beiden," erwiederte der Marquis kalt. „Drei Tage reichen hin, wenn gut angewendet. In drei Tagen bin ich wieder hier."

„Und während dieser drei Tage,“ versetzte der Graf, „mag dieser Bernhard von Rohan erwünschte Gelegenheit haben, seine schöne Dame zu besuchen und sie vielleicht im Einverständniß mit ihrer schönen Mutter über die französische Grenze bringen. Und dann mag er ihres Vaters Jawort vor dem Gerichtshofe des Königs geltend machen.

„Mit ihrer Mutter Einverständniß in keinem Fall,“ sagte der Marquis. „Diese ist so wenig für ihn als Ihr, und stünde er morgen vor dem französischen Gerichtshofe, ihr Widerspruch reichte hin, der Verbindung in den Weg zu treten. Aber um jeder Gefahr zu begegnen, und wo möglich das Gemüth eines argwöhnischen Mannes zu beruhigen, sag' ich Euch, daß es meine Hauptabsicht bei dieser Reise ist, diesen Bernhard von Rohan von meinen Wänden ferne zu halten. Ich weiß, daß er kommt, weiß, warum er kommt, und zwar besser als Ihr; ich habe so eben erst in dieser Stunde von seinen Beweggründen, seinen Absichten gehört, und zwar durch einen vollkommen Eingeweihten, und findet er sich vor meinen Thoren ein, soll ihm vor meiner Rückkehr eine strenge Abweisung zu Theil werden. Freilich muß ich ihn später vorlassen, aber dann bin ich darauf vorbereitet. Genügt Euch das? Und wenn so, sagt es geradezu, denn es ist hohe Zeit, daß ich mein Pferd besteige, und ohne Verzug diesen Ort verlasse.“

Obwohl nichts weniger als beruhigt, willigte Graf Meyrand dennoch in den Vorschlag, aber mit dem festen Entschlusse, die Operation eines Verbündeten zu überwachen, dem er selbst auf den schwarzen, krummen Pfaden ihrer ge-

genseitigen Interessen so wenig trauen konnte. Er suchte beim Abschiede seinen Argwohn zu verbergen, um seine eigenen Absichten ja nicht zu verrathen, aber sein edler Verbündeter war ein zu vollkommener Leser des menschlichen Herzens und Gesichtes, um sich täuschen zu lassen. Und so schieden Beide von einander mit der festen Ueberzeugung, daß Jeder den Andern zu betrügen suchen würde, wofern nicht die strenge Nothwendigkeit die Beobachtung des Bündnisses gebiete.

„Nun,“ dachte der Marquis bei sich, indem er einen Augenblick stehen blieb, dem Grafen nachzusehen, „nun zum Pfaffen. Er muß noch mehr mit der Sprache heraus, vollständiger, deutlicher. — Was aber nachher mit ihm thun? Es wäre gefährlich, ihn einzusperren — doch könnte man ihm verrätherische Reden Schuld geben. — Ein Sturz von der Mauer wäre wohl das Beste — ich muß 'mal mit Geronimo sprechen.“

Während dieses Selbstgesprächs stand er mit dem Rücken gegen das Schloß gelehnt, die Augen fest auf den Boden geheftet. Auf der andern Seite des ziemlich tiefen Thals stieg ein Berg in die Höhe, an dem sich die Straße nach Piemont hinzieht, kaum einige Minuten vom Schlosse entfernt, wenn man nach der Volkssprache die Richtung der Krähe beobachtete, wohl aber eine Viertelstunde für den, der auf dem Wege blieb. Mit dem dumpfen Selbstgespräche zu Ende gekommen, erhob der Marquis den Blick nach dieser Seite. Aber wer schildert sein Erstaunen, seine Bestürzung, als er auf der Straße die Gestalt des Priesters gewahrte, der ruhig den Niederungen Savoyens zuwanderte.

Der Marquis eilte ins Schloß, aber alle die verschiedenen Hausangehörigen an den Thoren vermaßen sich hoch und theuer, daß Niemand die Schwelle passirt habe. Bei der Untersuchung fand man sämmtliche Gartenthüren fest verschlossen und dem Marquis drängte sich die in seinen besondern Verhältnissen äußerst bedenkliche Ueberzeugung auf, daß er verrathen und verkauft sey in seinem eigenen Hause.

Siebentes Kapitel.

Es mag eine abgedroschene Bemerkung scheinen, daß der allmächtige, gütige Schöpfer bei Ertheilung der besondern Funktionen, des bestimmten Aufwandes von Thätigkeit unter den einzelnen Theilen unserer materiellen Form das nothwendige Gegengewicht keineswegs außer Acht ließ. Vielmehr wurde jeder Lebensperiode der erforderliche Grad von Thätigkeit, die verhältnißmäßige Summe von Gefühlen zu Theil, die uns die unvermeidlichen Mühen und Sorgen leichter und erträglicher machen. Die Leiden der Kindheit sind an sich schon bald vergessen, Vergnügen tritt an die Stelle der Schmerzen, und Sorge, nagende Sorge, die Folter des spätern Lebens, ist uns noch unbekannt. Die Knabenjahre, die fröhlichen, enthusiastischen, hoffnungsvollen Knabenjahre, die Epoche des Erwerbs und der Erwartung sind zwar zu Zeiten nicht frei von Schmerzen, die es an Intensität mit denen der reifern Jahre aufnehmen, dafür haben sie aber so viele

entschädigende Freuden, ihr eigener Sonnenschein ist so glänzend, das Licht, das die Zukunft über sie ergießt, so blendend, daß diese Schmerzen nur als Vorbereitungen, als Warnung dienen, freilich, sobald sie vorüber, nur zu bald vergessen. Das höhere Alter mit seinem Verfall, dem Verlöschen irdischer Hoffnungen, der Aussicht auf das Grab, hat auch stumpfere Gefühle, die uns manches Peinliche früherer Jahre nicht mehr empfinden lassen. Die abgestumpfte Hitze des Appetits läßt den Genuß nicht mehr so schmackhaft erscheinen, aber die damit verbundene Apathie dehnt sich auf Widriges so gut als auf Behagliches aus. Ja, weise benützt, bewährt sich diese Apathie als die beste Vorbereitung zur Verzichtung auf ein Daseyn, das wir auf dem Wege der Erfahrung erprobt und zu leicht erfunden haben — zu leicht in Allem, was einem hohen, ätherischen Geiste genügen mag, zu leicht in Allem, außer in seinem großen Zwecke, eine Vorschule zu seyn für ein künftiges Leben. Daneben vergesse man nicht, daß Gott dieser auf solche Weise für einen andern Zustand vorbereiteten Bürde des hohen Alters einen besondern Trost, eine besondere Beruhigung gewährt, ein Versprechen, leuchtender denn alle Versprechungen der Jugend, eine Hoffnung, glänzender denn alle, die auf unserem Lebenspfade hingewelkt sind.

Aber noch eine andere Periode gibt es, die, die gefährlichste von allen, oft auch zur peinlichsten wird, eine Zeit, wo das heftige Verlangen des Jünglings die Hand zum Genusse ausstreckt, wo das große Geheimniß entschwundener Täuschung sich uns aufschließt, wo wir zum ersten Mal die

bittere Erfahrung machen von den eitlen Mährchen der Hoff=nung, von der zerbrechlichen Gunst des Glückes. Unsere Erkenntniß hat sich um Vieles erweitert, Freundschaften haben sich bereits nur zu oft falsch erwiesen, unser eigen Herz wird uns zur Pein, die Freude hat sich als Dunst, als Täu=schung bewährt, wir gewöhnen uns an Dulden, Leiden und Bereuen, in Mitten einer Welt, die kurz zuvor, wie wir träum=ten, aus nichts als Glanz und Schönheit und Glückseligkeit bestand. Ich spreche von der Zeit des Uebergangs ins Mannesalter, wo wir allen Sorgen dieses Alters begegnen in einem Augenblicke, da wir nichts als seine Freuden er=warteten. Aber auch diese Periode hat ihre glänzende Entschädigung, ein Gefühl, unserer Brust eingepflanzt zu unserer Kräftigung, dem Höchsten und Niedrigsten, dem Wilden und Civilisirten gemeinsam — ein Gefühl, das mancher Wunde zum Balsam gereicht, uns mit einer Atmo=sphäre von Trost, Hoffnung, Freude umgibt, uns befähigt, selbst in Mitten rauher, dunkler Wirklichkeiten in einem seli=gen Traum hinzuleben.

Dieses Gefühl ist Liebe, und glühend und kräftig schlug es in Rohans Brust, den Tag nach der im letzten Kapitel erwähnten Unterhaltung. Wir finden ihn wenig Minuten vor Sonnenuntergang unter einer Gruppe schlanker Föh=ren auf einer Felsspitze, kaum zehn Schritte entfernt von der äußersten Gartenecke des Schlosses Masseran. Die Bäume standen dicht beisammen, ihre breiten Stämme hat=ten sich bei dem kärglichen Boden und den Gebirgsstürmen in manchfach seltsame Formen verschlungen. Von dieser

Gruppe liefen zwei bis drei Reihen derselben Art an der Seite des Hügels ins Thal hinab. Man hätte sie für die Reste einer alten Allee halten können, wären die Linien etwas regelmäßiger gewesen.

Die Schatten dieser Bäume gewährten vollste Verborgenheit und es gehörten sehr scharfe Augen dazu, unsern Helden unter einem derselben angelehnt zu entdecken, wie er den Blick fest auf eine gewisse Stelle der Gartenmauer unmittelbar unter einem der kleinen Wachtthürme gerichtet hielt. So stand er eine Weile in ängstlichster Erwartung, wie er sie in keiner andern Lage je zuvor gefühlt, zugleich aber mit manch angenehmen Gedanken und Hoffnungen und glücklichen Erinnerungen, die ihm die Minuten versüßten, so daß sich seine Ungeduld einem jener Getränke vergleichen ließ, die zur Befriedigung des Durstes erfunden, den Gaumen zugleich auf die angenehmste Weise reizen. Wie gesagt wartete er eine Weile, bis endlich, gerade als ein entfernter Schneegipfel des Gebirgs unter den Strahlen der scheidenden Sonne seine Farbe in ein leuchtendes Rosenroth verwandelte, das kleine Pförtchen, in seinen Angeln sich bewegend, halb aufgieng. Bernhard sprang vor, im Augenblicke hatte er den kleinen, offenen Raum erreicht, die Thüre zurückgestoßen, und er befand sich im Schloßgarten von Masseran.

Kaum einen Schritt von der Pforte, die Hand fest ans Herz gedrückt, als wollte sie dem Klopfen der Furcht, der Erschütterung Einhalt thun, stand ein Fräulein im Alter von etwa zwanzig Jahren. Gewiß war sie nicht älter und ihre Schönheit

schien wie die Morgensonne das Versprechen einer langen Bahn vor sich zu haben. Sie war äußerst anmuthig und schön, ihr ganzes Wesen schien belebt von einem hohen, glänzenden Geiste. Aber hätte das Aeußere auch nicht so vollkommen harmonirt mit dem Innern, wäre es auch nicht — wie die Natur wahrscheinlich uranfänglich immer beabsichtigt — ein irdischer Typus ihrer Seele gewesen, würde sie unser Held doch ebenso innig, ebenso zärtlich geliebt haben. Denn er kannte die Schönheit dieser Seele, kannte ihr Herz als zärtlich, hingebend, liebevoll, wußte, daß ihr Gemüth rein war und erhaben und fest in allen seinen tugendhaften Entschlüssen.

Sie waren von Kindheit an zusammen aufgewachsen, ihr Vater war sein Vormund gewesen, hatte Vaterstelle an ihm vertreten, als seine Eltern nicht mehr waren. Sie hatte sich für seine Schwester gehalten, bis ihnen ihre Herzen sagten, daß es sich glücklicherweise nicht so verhalte. Nichts Widriges war ihnen im Fortgange ihrer Neigung widerfahren, kein Hinderniß hatte sich ihnen in den Weg gestellt bis auf diesen Tag, und so liebten sie sich, obwohl von keiner Seite gestört, beunruhigt, gehemmt, noch immer mit treuem, beständigem Herzen, und fürchteten nicht die Erscheinung der Stunde der Prüfung.

Gewiß war sie schön; nicht allein waren ihre sämmtlichen Züge sehr fein, sondern auch die Gesichtsbildung äußerst anmuthig und die Art, wie der Kopf auf dem Nacken saß, dieser von den Schultern sich erhob, all das hatte einen eigenen Ausdruck, eine Grazie, die sich einzig mit einer an-

tiken Statue von Meisterhand vergleichen ließ. Auch die Augen waren lieblich, sehr lieblich, tiefblau, voll klaren Lichts, und die dunkeln Lider umhingen sie wie eine schwarze Wolke, die, den westlichen Himmelsrand bedeckend, dem glänzenden Abendlicht Raum genug läßt, auf die Erde herabzuströmen. Die Farbe war ein hellblauer warmer Colorit; in diesem Augenblick aber stand sie da, bleich wie ein Marmorbild, mochte es nun der innern Bewegung oder dem kalten Lichte der Stunde zuzuschreiben seyn.

Sie drückte die Hand ans Herz und sah, etwas vorwärts gebeugt, spähenden Blicks nach der Thüre, als wäre sie zu augenblicklicher Flucht bereit, wenn eine unerwartete Gestalt zum Vorschein käme. Kaum aber wurde sie Bernharden gewahr, so überstrahlte ein freudiges Lächeln ihr Gesicht, und sie eilte ihm mit der unverhaltenen Freude reiner, inniger Neigung entgegen. Im Augenblick lagen sie sich in den Armen.

„Isabelle! meine Geliebte!“ sagte er, „ich hielt diesen Mann für fest entschlossen, mich auf immer von Deinem Anblick auszuschließen.“

„Und so würde er auch thun,“ versetzte sie, „so würd' er thun, wenn er könnte. Aber ach, Bernhard, ich fürcht' ihn — fürcht' ihn in jeder Beziehung — fürcht' ihn um meinet-, fürcht' ihn um Deinetwillen.“

„Sey unbesorgt, Isabelle!“ erwiederte Rohan, „er kann nur Unglück über sein eigen Haupt bringen, wenn er Dich oder mich zu schädigen versucht. Schon jetzt schwebt er in Gefahr. Aber sag' mir, Geliebte, sag' mir, ist er

wirklich abwesend vom Schlosse, oder war's nur ein Vorwand, meinem Besuch auszuweichen, als ich gestern kam?"

„Nein, er ist wirklich abwesend," war die Antwort. „Hier wenigstens ist keine Täuschung, denn ich sah ihn gestern Mittag mit geringem Gefolge ausreiten. Er schlug den schmalen, bedeckten Weg hinterm Schlosse auf der andern Gartenseite ein. Ich sah's vom Fenster meines Zimmers aus, und glaube nicht, daß er seither zurückgekommen."

„Wahrscheinlich mir auszuweichen," meinte Bernhard nachdenklich, „und doch, wie konnte er mein Hierseyn erfahren? Spielte er je darauf an, Isabelle?"

„Gegen mich wenigstens nicht," war ihre Antwort. „ich hab' ihn aber auch seit jener schrecklichen Nacht kaum gesehen. Ich hielt mich am Krankenbette meiner Mutter, auf das sie seine Grausamkeit und Brutalität gebracht hat. Auch würd' er nie — sollt' ich ihn auch sehen — Deines Namens gegen mich erwähnen, vielmehr möchte er, daß ich ihn vergäße, Bernhard. In dieser Beziehung hab' ich Dir gar Viel zu sagen."

„Ich weiß, daß ich Dein Herz richtig beurtheile, liebe Isabelle," erwiederte Bernhard, „wenn ich behaupte, daß es schwer werden möchte, Dir diesen Namen vergessen zu machen. Und doch sind mir in den letzten zwei Tagen Warnungen zugekommen über manch schwarzen Plan, wie es scheint, gegen Deinen und meinen Frieden. Ein vager Wink ward mir gegeben, daß ein Mann, den ich als brav kenne, und den die Welt für redlich hält — ein Mann, der einst mein vertrauter Freund, mein Gefährte war, an manchem

heißen Tage in Kampf und Gefahr — ein Mann, der aus manchen Aeußerungen, die mir gelegenheitlich in gedankenloser Freiheit des Herzens entschlüpften, unser auf unauflöslichen Zusagen beruhendes Verhältniß kennt, ich sage, daß dieser Mann aufs Aeußerste sich bemüht, mich in Deiner Gunst zu ersetzen. Und doch werde ich es nie glauben, Isabella, nie, daß Du in dieser Beziehung auch nur Ein Wort von irgend einem Manne anhören würdest. Und obwohl er sich höchst seltsamer Weise von der Armee fern hält, obgleich eine Veränderung, ich darf sagen, eine wunderbare Veränderung, mit ihm vorgegangen, obwohl er aus einem lustigen, raschen, gedankenlosen Jungen ein vorsichtiger, berechnender, undurchdringlicher Mann geworden, doch will ich nicht glauben, daß Hadrian von Meyrand Schlimmes gegen mich im Schilde führe. Nein, nein, noch immer vertrau' ich ihm."

„Trau' ihm nicht, Bernhard, trau' ihm nicht!" erwiederte Isabella, „trau' ihm ja nicht! ich wenigstens kenn' ihn genau. Du sagst, Deine Isabelle," fuhr sie mit einem zärtlichen Blicke fort, „würde nie den Worten der Liebe lauschen, wenn nicht von Deinen Lippen gesprochen, und lässest ihr damit nur Gerechtigkeit widerfahren. Gewiß wäre dem so, wenn sie es anders verwehren könnte; war sie aber gegen ihren Willen, trotz aller Widerrede und Entrüstung gezwungen, dergleichen Worte zu hören, so vergab sie sich doch kaum das Unvermeidliche, und warf sich vor, was ihr aufgedrungen ward. Hat sie auch Deinen Vorwurf zu leiden, Bernhard?"

„Gewiß nicht," sagte er, sie fester an sich drückend mit einem Blicke in ihr reines, klares Auge, das einem tiefen Born von Unschuld und Treue glich. „Gewiß nicht, theure Isabella, was unwillkürlich geschah, erlaubt keinen Vorwurf. Aber wie verhält es sich? Erzähle mir Alles? So hat mir Meyrand denn wirklich Unrecht zugefügt?"

„Wenn er Deine Liebe zu mir kannte, gewiß," erwiederte sie, „aber versprich mir, Bernhard, daß keine rasche, hastige That mich meine offene Sprache bereuen läßt, und ich sage Dir Alles!"

„Mein Wort darauf, Isabelle," sagte er. „Nur gegen gefährliche oder unverschämte Nebenbuhler hat der Tapfere des Schwerts nöthig. Meyrand gehört nicht der ersten, und mag auch wohl nie der zweiten Klasse angehören. Aber sprich, Theure! ich muß Alles wissen."

„So sey es denn," erwiederte sie. „Schon vor unserem Abgange vom Hofe entgieng es mir nicht, daß mir dieser Graf Meyrand seine unausgesetzte Aufmerksamkeit zuwandte, und obwohl er diese auch auf meine Mutter und ihren zweiten Gemahl ausdehnte, suchte ich ihm doch immer auszuweichen, denn es lag Etwas in seinem Blicke und Wesen, das mir nicht gefiel. Ich bemerkte jedoch, daß viele Vornehme bei Hofe, ja der König selbst, ihm in seiner Absicht förderlich waren, so daß er sich sehr oft in meiner Umgebung befand. Eines Tages folgte er mir durch die bedeckten Hallen des Louvre an der Seite meiner Mutter, und da ich ihn nicht vermeiden konnte, ergoß er sich in einen Liebesantrag, den ich aber ganz kurz abfertigte. Ich sagte

ihm geradezu, daß ich bereits Herz und Hand vergeben, und bat meine Mutter, es zu bestätigen und jeder weitern Behelligung ein Ende zu machen. Er hatte sie aber für sich einzunehmen gewußt, und entsprach sie auch meiner Bitte, wars doch ziemlich unbestimmt und lau. Zwar verließ er mich damals, aber schon am andern Tag überraschte er mich, als ich auf meiner Mutter Zimmer allein war und begann dasselbe Thema auf's Neue. Dießmal handelte ich, wie ich fürchte, unklug, Bernhard. Ich war zornig, mein Unwille war erregt, daß er mich troß meiner frühern Aeußerung also verfolge; ich behandelte ihn verächtlich, sagte ihm in Erwiederung einer Frage, die er sich nicht erlaubt haben sollte, daß, gesetzt auch, ich wäre einem Andern nicht in Liebe verbunden, noch zur Reue verpflichtet, ich für ihn, den Grafen, doch nie etwas Anderes fühlen würde, als kalte Gleichgültigkeit. Endlich verlor er die Fassung, obwohl er erst spät seinen Abschied nahm, und beim Weggehen hört' ich ihn etwas zwischen den Zähnen murmeln, das wie eine Drohung klang. Seither habe ich ihn nur noch dreimal gesehen, einmal bei Hofe, aber inzwischen war mein Bruder aus Italien zurückgekommen, und grade an meiner Seite, so daß er mir nicht nahe kam. Sodann zweimal hier, indem mich Herr von Masseran unter dem Vorwand einer Jagdparthie ins Freie nöthigte. Ins Schloß getraut er sich nicht, und bei jenem Zusammentreffen hielt er sich in abgemessener Entfernung. Aber doch lag etwas in seinen Augen, das mich schaudern machte.

„Die letzten zwei Tage hat er sich mit mir in derselben

kleinen Herberge aufgehalten," sagte Bernhard. „Ich will heute Nacht mit ihm sprechen, Isabelle, — ruhig und freundlich, das versprech' ich Dir. Aber er muß von dieser Bewerbung abstehen, wenn er sie etwa noch immer fortsetzt. Nein, sey nicht so traurig, Theure. Ich halte meine Zusage getreulich, will das Vergangene verzeihen, wenn er es für die Zukunft unterläßt."

„Ich kann meine Besorgniß nicht unterdrücken, Bernhard," erwiederte sie; „aber glaube nicht, daß ich Dich abhalten will, so zu handeln, wie Du es für recht hältst. Ich kenne Dich als gemäßigt und billig, weiß daß Du nicht, wie es bei Andern der Fall seyn könnte, der Ansicht bist, Deine Liebe zu mir durch trotzige, hastige Blosstellung eines Lebens, an dem alle meine Hoffnungen hängen, kund geben zu müssen. Deine Ehre gilt mir mehr als das Leben, aber gehe bei ihrer Wahrung um so ruhiger zu Werke, als Du überzeugt bist, daß nicht nur Dein Leben, Dein Glück auf dem Spiel steht, sondern auch das Meine. Nun hab' ich Dir alles aufrichtig gestanden, wie ich mein Lebenlang thun werde, und darf kaum noch ein Wort des Zurathens, des Abrathens beifügen. Doch meine ich, Deine Ehre erheische keine zornige Sprache, keine Vorwürfe, da ich wenigstens diesem Mann nicht sagte, daß es sein Freund sey, den er zu ersetzen wünsche."

Bernhards Stirne verfinsterte sich, doch erwiederte er lächelnd: „Ich fürchte, Isabelle, er wußte Alles nur zu wohl. Ich erinnere mich verschiedener Zeiten, wo ich über mein Verhältniß zu Dir Worte fallen ließ, die er unmög-

lich mißverstehen konnte. Inzwischen hab' ich gesagt, daß ich über das Vergangene weggehen will, und nun laß' uns an Erfreulicheres denken."

„Ich weiß nicht," erwiederte sie, „weiß nicht, wie es kommt, Bernhard, aber eine düstere Wolke scheint über mir zu hängen, die mich hindert, angenehmeren Gedanken nachzugehen. Im letzten Jahre hat sich soviel Peinliches, Beängstigendes zugetragen, so viel, das mich mit Widerwillen und Kummer erfüllte, daß mein Muth sehr herabgestimmt ist. Während ich früher nichts als heitere lachende Aussichten erblickte, scheint mir nun Alles voll Jammer und Verzweiflung."

„Muth gefaßt, Isabelle," versetzte Bernhard, „Muth gefaßt," indem er zu jenen Liebkosungen seine Zuflucht nahm, die größere Wirkung thun als bloße Worte. „Ich will Dich den traurigen Zuständen, die Dich hier umgeben, entziehen. Wohl weiß ich, Deine Mutter war oft hart und immer kalt, und seitdem wir uns entfernten, Dein Bruder und ich, hast Du keine Stütze, keinen Trost gehabt in Mitten der peinlichen Lage, die ihr Benehmen Dir bereitete."

„O, es war nicht ihre Härte, ihre Kälte, Bernhard," erwiederte Isabelle Brienne, „das hätt' ich leicht ertragen mögen. Aber fiel mir mein theurer Vater ein, mit seinen hohen, edlen Eigenschaften, seiner Güte, seiner Zärtlichkeit gegen sie, und sah ich sie nun am Altar stehen, ihre Hand einem ihm in Allem so unähnlichen Manne reichend, einem finstern, verrätherischen, habsüchtigen, arglistigen Menschen, da fühlt' ich zum erstenmal, daß ich Trost und Hülfe be-

durfte. Ja, da sehnt ich mich nach einem Schirm, einer Stütze, und gewiß hätt' ich Dich eilig hervorgerufen, wäre nicht ein thörichtes Schamgefühl hindernd dazwischen getreten."

„Es war allerdings nicht Recht, Isabelle," erwiederte er. „Denn mit Deines Vaters Willen mir verlobt und von Kindheit an durch das innigste Verhältniß mit mir verbunden, wem konntest Du unbedingtes Vertrauen schenken, wenn Du selbst mir gegenüber Dein Bedenken hattest?"

„Wohl weiß ich, daß es thöricht war," erwiederte sie, „allerdings, sehr thöricht, Bernhard — und doch, selbst jetzt" — und sie sah erröthend zu Boden — „und doch selbst jetzt nehme ich aus demselben kindischen Grunde Anstand, Dir den besten, ja nach meiner Ueberzeugung den einzigen Plan zu nennen, durch den wir all diesen Gefahren zu entgehen Hoffnung haben."

„Nein, Isabelle, nein," versetzte Bernhard, „nachdem Du einmal so viel gesagt, mußt Du noch mehr sagen. Du mußt mir Alles frei und offen gestehen. Die schönste Seite der Liebe ist ihr Vertrauen, dieses vollkommene, unbedenkliche Vertrauen, dieser Austausch jeden Gedankens, jeden Gefühls, diese vollständige Gemeinschaft aller Geheimnisse des Herzens, aller Bestrebungen des Geistes, die zwei Wesen enger und inniger aneinander kettet, als das festeste menschlicher Bande, — mehr als das Gelübde der Leidenschaft, mehr als der Eid am Altare. Gewiß würde dieß Vertrauen, lehnten wir seine Herrschaft nicht ab, irdischer Liebe eine Dauer geben, die wir selten in dieser Welt finden.

Ja, Isabelle, Du sollst, darfst keinen Gedanken haben, der nicht auch mein wäre."

„Und das will ich auch nicht, Bernhard," war ihre Antwort, „und obwohl ich nicht ohne Erröthen aussprechen kann, was ich sagen wollte, so nehm' ich doch kein Bedenken mehr. Es ist nichts anderes Bernhard, als daß Du mich ohne Verzug von hier wegbringen mußt."

„O wie froh bin ich," rief er, sie umschlingend, mit einem Kuß auf die glühende Wange, die sich an seine Schulter lehnte. „Wie froh, Isabelle! Denn ich wollte nur die Ankunft Deines Bruders abwarten, um Dir selbst diesen Vorschlag zu machen. Weigert sich der Herr von Masseran mich zu empfangen, so kann ich mich nicht mit Gewalt eindrängen, und Du magst jeder Art von Kummer und Ungemach ausgesetzt seyn, ehe ich bei dem Könige oder Brissac die erforderliche Auctorität zu Deiner Freilassung auswirke."

„Und damit ist noch nicht Alles gesagt, Bernhard," erwiederte das Fräulein. „Dieser Mann ist arglistig gegen Alle. Angenommen der König von Frankreich wäre genöthigt seine Armee aus Italien zurückzuziehen, wie es denn wirklich der Fall seyn soll, so verräth er das Vertrauen, das man ihm bisher schenkte, unterwirft sich wieder dem Herzoge von Savoyen, nimmt die Truppen des Kaisers auf. Und was möchten die Folgen seyn? ich würde ein reiner Sklave seyn in seinen Händen. — Ja, Lieber, laß mich noch mehr sagen, ich habe guten Grund diese Gefahren nicht bloß für eingebildet zu halten, ich weiß, daß sie

vorhanden sind, und daß er wirklich mit dem Reich im Verständniß ist. Ich sah Kuriere kommen und gehen, hörte sie sich lange mit ihm in deutscher Sprache besprechen. Ich sah Offiziere, die weder französisch noch italienisch verstanden, wie sie das Schloß besichtigten, sich mit ihm über neue Befestigungsplane berietыhen. Zweimal, da ich mit ihm auszureiten mich weigerte, allerdings aus Furcht vor Gefahren, über die ich mir keine Rechenschaft zu geben wußte, brach meine Mutter, bereits völlig in seinen Banden, gegen mich in unbestimmte Drohungen aus, daß man Mittel finden würde, mich in entlegenere Lande zu bringen, wo mein Gehorsam schneller und unbedenklicher seyn würde. Auch dießmal, glaube ich, ist er in einem ähnlichen Geschäfte abwesend, und es würde mich keineswegs überraschen, wenn ich vor Ablauf dreier Tage diesen Platz mit deutschen Soldaten angefüllt sähe.“

„Dann, liebe Isabelle,“ rief Rohan, „dürfen wir keine Zeit verlieren. Ich bezeichnete Deinem Bruder Grenoble als den Ort unseres Zusammentreffens und habe dahin und nach Paris Boten an ihn geschickt. Nun aber können wir seine Ankunft nicht abwarten. Deines Vaters eigenhändige Einwilligung dient uns zur Rechtfertigung, und der König ist bereits von der Unzuverläßigkeit und schwankenden Treue dieses Mannes unterrichtet. Freilich wärs besser, wenn Dein Bruder hier gewesen wäre, denn dann hätte er Dich zuerst aus den Händen dieses Mannes abverlangen können.“

„Ach nein, Bernhard, nein,“ war ihre Antwort. „Ich bin umgekehrt recht froh, daß Heinrich nicht hier ist. Es

überläuft mich ein Schauder bei dem bloßen Gedanken, er könnte in die Hände dieses Herrn von Masseran fallen. Du weißt ja, Heinrichs Tod würde ein großes Vermögen zur Verfügung meiner Mutter stellen, und so schrecklich es lauten mag, gibt es doch meines Bedenkens kein Mittel, vor dem dieser Italiener zurückbebte, wenn es gilt, Reichthum oder Gewalt zu gewinnen oder überhaupt eines der Güter, um die der Mensch auf Erden sich bemüht. Nicht um die Welt wollte ich, daß Heinrich sich in die Gewalt eines so verrätherischen Mannes gäbe. Ist er in Grenoble, so können wir zu ihm fliehen, und uns dort zusammengeben lassen."

„Besser, weit besser, liebe Isabelle," versetzte ihr Geliebter, „wenn die Trauung vor unserer Entfernung hier erfolgt. Es ist ein Geistlicher in der Nähe, der einige Rücksicht für mich zu haben scheint und immer noch, ich weiß nicht warum, in der Herberge verweilt. Er läßt sich wohl leicht überreden unsere Hände zu vereinen, wie es unsere Herzen bereits sind. Und dann ist mein Recht Dich zu beschützen und zu vertheidigen unbestreitbar. Aber laß uns eilen, Isabelle. Nicht wahr morgen Nacht?"

Sie zögerte einen Augenblick; nicht daß sie schwankte, über ihre Antwort verlegen war, aber doch schwieg sie, indem ihre Hand in der Seinigen ruhte, ihre Augen sich an seiner Schulter verbargen, während er sie fortwährend zu überreden suchte, da es dessen doch wirklich nicht bedurfte.

„Bedenke," fuhr er fort, „das Geheimniß dieses Pförtchens mag jeden Augenblick verrathen werden. Masseran

kehrt vielleicht binnen Tagesfrist zurück; kämen wir offen zusammen, möchte unser Verkehr entdeckt werden. Was wir zu thun haben, muß auf einmal geschehen."

Wir brauchen kaum beizufügen, daß Bernhards Bitten den gewünschten Erfolg hatten. Isabelle sagte zu, sie versprach künftigen Abend, zu derselben Stunde, zur Flucht gerüstet, sich wieder einzufinden, und Bernhard wollte inzwischen für Anfertigung des Ehevertrags durch einen benachbarten Notar, so wie für einen zur Trauung bereiten Priester sorgen.

„In vier bis fünf Stunden," fuhr er fort, „sind wir auf französischem Boden, und wie Du vorige Nacht gesehen, mögen wir Ueberfluß haben an einer willigen Bedeckung. Außer diesen wildern Vasallen ist auch mein eigen Gefolge drunten in der Herberge, natürlich darf ich aber nur wenig Leute mitbringen zu Vermeidung alles Aufsehens. Hast Du Jemanden im Schlosse, theure Isabelle, außer dem guten Henriot, der Dir Hülfe und Beistand gewähren mag?"

„O ja," war ihre Antwort, „das Mädchen, das Dir heute meinen Brief überbrachte. Ich kann mich auf sie verlassen."

„Sie schien aber unfreundlich oder einfältig," versetzte Bernhard. „Ich konnte nicht über ein paar Worte aus ihr herausbringen, und selbst diese waren kaum zu verstehen."

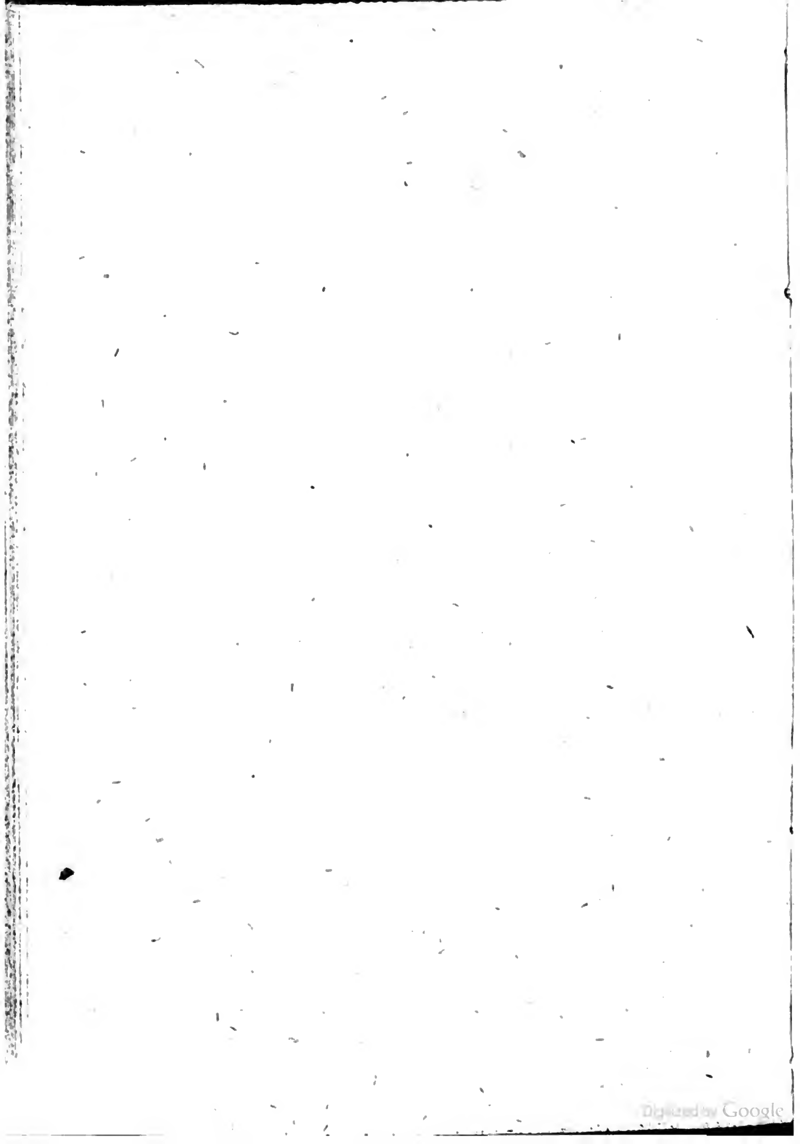
„Sie ist allerdings sehr schweigsam," meinte Isabelle, „aber nicht so einfältig als sie aussieht. Trag' ihr etwas auf, wozu Nachdenken, Aufmerksamkeit gehört, gewiß wird sie die Aufgabe zur Zufriedenheit zu Ende bringen. Viel-

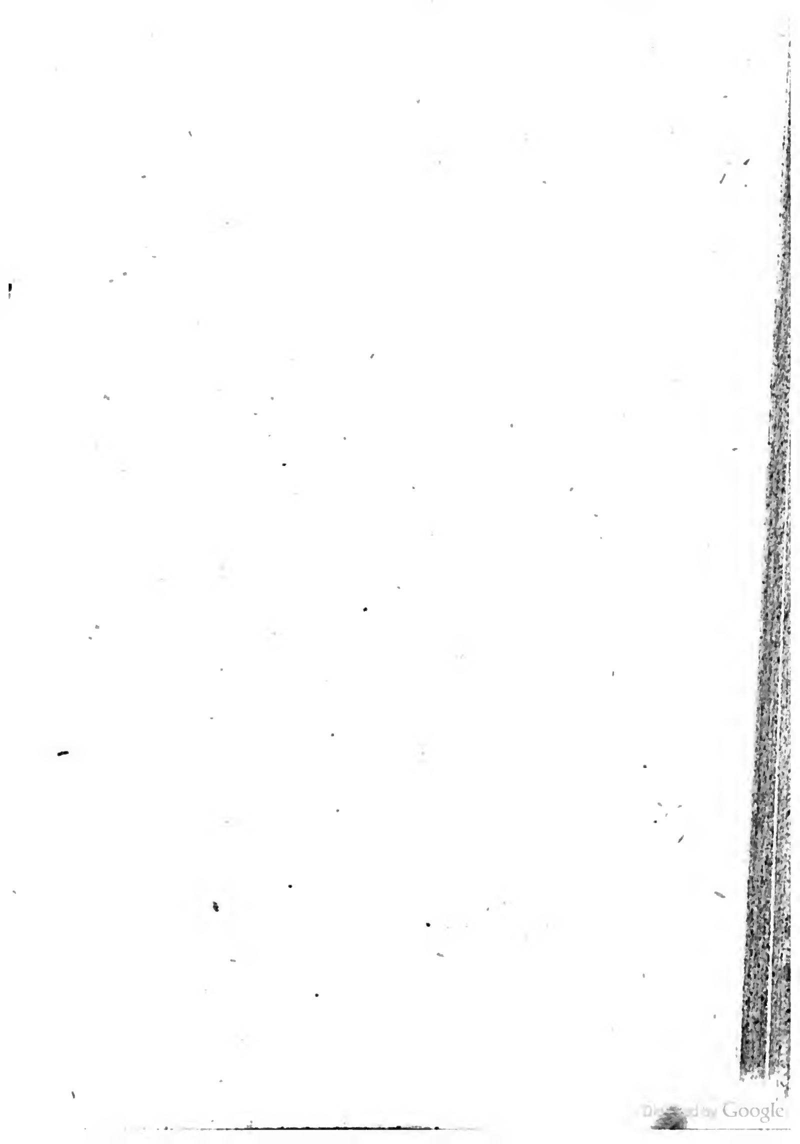
leicht ist es so besser, daß sie nicht beobachtet, was um sie her vorgeht, und mit ihren Worten etwas karg thut."

„Husch!" sagte Bernhard, „ein Licht auf der Terrasse zunächst dem Schlosse, das sich uns zu nähern scheint. Adieu! Isabelle, Adieu! Zwar hindert sie die Finsterniß uns zu sehen, doch ists besser ich verlasse Dich bis morgen. Aber vergiß nicht, Theure! und komm lieber etwas zu früh als zu spät!"

Er drückte sie nochmals ans Herz und schlüpfte zum Pförtchen hinaus. Dieses aber schloß er nicht gänzlich, denn eine unbestimmte Besorgniß wegen des lieben Kinds ließ ihn noch warten und lauschen, bis er sich überzeugte, daß der neue Ankömmling zu den befreundeten Wesen gehörte. Ein paar Minuten später ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen, die deutlich zu Isabellen sagte: „Eure Frau Mutter, gnädiges Fräulein, wünscht Eure Gegenwart, Ihr sollt Euch auf der Laute hören lassen."

„Ich komme, gute Madelaine," erwiederte Isabellens Stimme, und Bernhard hörte in der klaren Abendluft den Klang verhallender Tritte.





G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Zweiundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila,
der Zigeuner 2c.

Aus dem Englischen.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Achtes Kapitel.

„Ist Graf Meyrand noch nicht zurück?“ fragte Bernhard von Rohan beim Eintritt in die Küche der kleinen Herberge. Denn außer einem oder zwei von seinem eigenen Gefolge, dem Wirth, der Wirthin, und einem aufwartenden Jungen war Niemand darin zu sehen.

„Er ist nicht nur zurück, gnädiger Herr,“ gab der Wirth zur Antwort, „sondern schon wieder fort, und zwar zu meinem Leidwesen mit Sack und Pack. Er kam zurück und reiste in großer Eile ab, nachdem er mit fürstlicher Freigebigkeit seine Zeche berichtigt.“

„Seltsam,“ sagte Bernhard. „Hat er keine Botschaft an mich hinterlassen?“

„Keine, gnädiger Herr,“ war die Antwort, „aber Eurem Diener, Meister Martin, gab er einen Brief an Euch. Aber Martin ist gerade nach der Anhöhe spazieren gegangen, und hat den Brief mitgenommen.“

„Wißt Ihr, wohin der Graf sich begibt?“ fragte der junge Edelmann.

„Wohl, nach Pont de Beauvoisin, auf der Straße nach Paris," antwortete Jener; „er ist schon an die zwei Stunden fort."

Es ist die gewöhnliche Politik der Gastwirthe, Herbergeväter, und anderer dieser Klasse, unter welcher Benennung sie vorkommen mögen, den so eben abgegangenen Gast in die Wolken zu erheben, indem sie besonders diejenigen Tugenden an ihm preisen, welche sie ihrem gegenwärtigen Hörer einprägen möchten. So geschah es auch hier, der Wirth schilderte noch immer die Großmuth, die unbegrenzte Freigebigkeit des Grafen von Meyrand, mit den glühendsten Farben, als einige heitere Stimmen, hie und da durch lautes, herzliches Gelächter unterbrochen, die Ankunft des guten Vaters Willand in lustiger Gesellschaft verkündeten.

„Wir mögen wie die Vögel im Hanfsamen leben, wenn er fort ist, wahrhaftig wie die Vögel im Hanfsamen," ließ sich die Stimme des Priesters vernehmen. „Beim heiligen Meßopfer, nicht zufrieden, mehr als sein beschieden Theil von jedem Dinge zu essen, mußte er auch noch mit seinem Blick alles versalzen, was er nicht aß, alles schlecht, ungenießbar machen. Seine Miene war so frostig, daß sie Einem die Suppe kalt machte, sein Blick so herbe, daß der Wein davon sauer ward. Ich will mir ein neues Abend- und Morgengebet aufsetzen — „möge ich nie wieder solch einen Gesellen finden in einer Schenke wie diesen Grafen Meyrand."

Beim Eintritt der Ankömmlinge entdeckte Bernhard in dem Begleiter des Pater Willand seinen eigenen Diener

Martin. Dieser übergab ihm sogleich Graf Meyrands Brief, den Rohan aufmerksam und mit Zeichen des Beifalls las. „So ist denn mein Freund Meyrand in wichtigen Angelegenheiten nach Paris abgegangen," sagte er laut.

„Ei wohl, wie der Fuchs in sein Loch, nach der gemeinen Sprache," erwiederte der Priester.

„Ja wohl," meinte der junge Cavalier, „gibts viele Füchse in jenem Loche, guter Vater, aber Eure Vergleichung ist nicht sonderlich schmeichelhaft für den guten Grafen."

„Sie bezog sich auch mehr auf seine Reise nach Paris, als auf Paris oder ihn," war die Antwort. „Noch einmal sag' ichs, er geht nach Paris wie der Fuchs in sein Loch, das heißt rückwärts."

„Nein," sagte Bernhard, „so dumm sah ich noch keinen Fuchs sich geberden. Warum sollt' er rücklings hineingehen?"

„Um seine Fährte zu verbergen," antwortete der Priester, „daß die Fußstapfen herausweisen statt hinein. So sagt uns wenigstens der ehrliche Landmann."

„Aber wie läßt sich das auf Graf Meyrand anwenden?" fragte Bernhard mit gespannter Neugier.

„Weil er uns sagt," war die Antwort, „daß er nach Paris gehe, während wir ihn von der Anhöhe beobachteten und nachdem er kaum eine Stunde diese Richtung gehalten, eine ganz andere einschlagen sahen."

„Seltsam genug!" erwiederte Bernhard, der seine Unruhe möglichst zu verbergen suchte, „seltsam genug.

Vielleicht daß er, noch einige Freunde zu besuchen, im Vorbeigehen irgend eine Stadt berühren will. Aber kommt, lieber Wirth, sorgt für das Abendessen, gebt uns mehr Licht, denn es ist eine schwarze, finstere Nacht. Guter Vater," fuhr er zu Pater Willand sich wendend, leise fort: „ich hätte nebenbei mit Euch ein Wörtchen zu sprechen unter vier Augen — möcht' Euren Rath vernehmen in einer Sache, wo es auf gesunden Verstand und guten Willen ankommt. Ich bitt Euch, laßt es bei der ersten Flasche bewenden."

„Lieber Sohn!" versetzte der Andere, „die Menschen haben sich von jeher getäuscht über den Sitz der Wahrheit. Sie und mein Gehirn wohnen zusammen auf dem Boden der zweiten Flasche. Denn auf dieser Stufe einmal angelangt sagen die Meisten sicher die Wahrheit, und mein Hirnkasten ist nie klar und rein und aufgeräumt, bis er wenigstens mit dieser Quantität gewaschen ist. Aber sorgt nicht, ich will mich in Acht nehmen, obwohl falls Ihr beichten wollt, Ihr mich möglichst trunken wünschen solltet; denn fühlen sich meine Knie wie eine ungestärkte Halskrause, so leg' ich Euch sehr leichte Bußen auf. Wärs indeß nicht besser, die Sache vorläufig zu besprechen, während der gute Wirth das Essen besorgt, wir könntens dann später beim Gläschen überlegen. He?"

„Das läßt sich hören." erwiederte Bernhard. „So folgt mir denn auf mein Zimmer, guter Vater. Leucht' uns voraus, Martin," und damit führte er den Priester die knarrende Treppe hinauf in das hohe, geräumige, viereckige Schlaf-

gemach, das Niemand in der niedern, demüthigen Schenke gesucht hätte. Sobald sich die Thüre hinter dem abgehenden Diener geschlossen, nahmen die Augen des Priesters einen schlauen, aber ernsten Ausdruck an, und er begann: „Wißt Ihr daß ich gestern zweimal da gewesen und dreimal heute, und immer nur wegen Euch?“

„Wirklich? das wußt' ich nicht,“ war die Antwort. „Und warum suchtet Ihr mich denn?“

„Euch zu sagen, daß Ihr Eure Zeit gut nützen mögt,“ sagte der Priester. „Der Gebieter Masserans ist abwesend. Ohne Zweifel hat er sich nach Paris begeben, um sich bei dem Könige zu rechtfertigen wegen Anschuldigungen, die, wie er hört, gegen ihn erhoben wurden. Ihr habt daher Zeit nach Euren Wünschen zu handeln, und es bedarf weiter nichts als Wachsamkeit, Eile, Verschwiegenheit.“

„Ich habe bereits allen Dreien entsprochen,“ versetzte Rohan. „So eben komm' ich vom Pförtchen bei den Föhren.“

„Dann habt Ihr Corse de Leon gesehen,“ sagte der Priester kurz abgebrochen. „Wann und wo? konnt' ich ihn doch nicht finden gestern und heute.“

„Diesen Morgen,“ war die Antwort. „Ich traf ihn diesen Morgen, und hielt ihn für einen alten Viehtreiber, so vollkommen war seine Verkleidung.“

„So habt Ihr denn auch das Fräulein gesehen?“ fragte der Geistliche.

„Auch sie, lieber Freund,“ antworte der junge Cavalier etwas betroffen, daß der Andere seine Schritte so vollkommen errieth. „Ich habe das Fräulein gesehen, und gerade

in Folge unserer Unterredung möcht' ich mit Euch sprechen. Kann ich mich auf Euch verlassen, seyd Ihr geneigt, morgen Nacht eine Eurer heiligen Functionen zu meinen Gunsten zu verrichten und —"

„Euch trauen mit Einem Worte," erwiederte der Andere; „die Trauung zu vollziehen zwischen Euch und der schönen Isabelle von Brienne? Gut, mein Sohn, ich sehe kein Hinderniß, kein Unrecht dabei. Habt Ihr Alles wohl überlegt," fuhr er lachend fort, „und seyd Ihr nun einmal entschlossen, das Kreuz des heiligen Ehestandes auf Euch zu nehmen, so sey es ferne von mir, Euch davon abzuhalten. Freilich weiß ich unserer heiligen Kirche den innigsten Dank dafür, daß sie in gnädiger Erwägung und Sorgfalt für unser zeitliches und geistiges Wohl uns eidlich auf den Stand verzichten läßt, der alle Eure Wünsche umfaßt. Jedenfalls will ich das Band um Eure Nacken schlingen, und dann mögt ihr zusammen die Straße entlang rennen, so gut ihr könnt. Aber wo soll's vor sich gehen?" fuhr er fort. „Sagt mir das „Wann und Wie," denn das ist das Nothwendigste."

Bernhard eröffnete ihm soviel, als er für nöthig hielt. Allerdings legte er dadurch seinen Plan vollkommen in die Gewalt des Priesters, doch fürchtete er davon keine üblen Folgen. Wir Alle — Weise und Einfältige, gleichviel — lassen uns in unsern Beziehungen zu unsern Nebenmenschen mehr oder weniger durch ganz andere Gründe als die Gebote der reinen Vernunft leiten. Der vorsichtigste, argwöhnischste Mensch wird zuweilen sein Vertrauen schenken, wo es am wenigsten verdient ist, aus Gründen, die seine Ur-

theilskraft keineswegs billigen würde. Der kalte, ruhige Politiker, der schon manche Büberei europäischer Kabinette vereitelt, seine Gedanken dem durchdringenden Auge der Diplomatie zu verbergen weiß, verräth oft sein Geheimniß an ein hübsches Gesicht, oder läßt es in den Besitz eines schurkischen Dieners kommen.

Aber Bernhard von Rohan war so wenig vorsichtig als mißtrauisch. Sein Character war offen und vertrauend, nnd wo er sich verschlossen zeigte, war's aus Gründen der Vernunft und wohlerwogener Ueberlegung. Gegenwärtig mußte er dem Priester vertrauen und er that es gerne und ohne Zögern, denn Pater Willands Gesicht und Benehmen hatte etwas Freimüthiges und Wohlwollendes, das Bernhard zu seinen Gunsten einnahm, gleichviel, ob sich dieses Vorurtheil rechtfertigen ließ oder nicht. Ueberdieß, so sehr sich die Züge des guten Priesters im Laufe vieler Jahre aus seinem Gedächtniß verwischt haben mochten, um so mehr, als in dieser Zeit eine gewaltige Veränderung mit ihm vorgegangen seyn mußte, war es doch immer, als enthielten die Tafeln seines Erinnerungsvermögens einige ihnen entsprechende Linien. Gewiß hat auch das Gedächtniß seinen Instinkt, uud so wenig wir uns bisweilen das „warum" oder „woher" der Zeit oder sonstiger Umstände hinsichtlich eines uns plötzlich vor Augen kommenden Gegenstands zu erinnern wissen, fühlen wir doch seine genaue Beziehung zu angenehmen oder unangenehmen Begegnissen der Vergangenheit, Begegnisse, die Ursache gewesen seyn mögen, eine Person, deren Namen uns entfallen, zum Objekt unserer Liebe,

unseres Hasses, unserer Furcht zu machen. So verhielt es sich mit Bernhard von Rohan und Vater Willand; denn konnte sich Jener auch nicht entsinnen, wo sie sich früher schon getroffen, ja war er nicht einmal über diese Thatsache an sich im Reinen, so war er doch völlig überzeugt, daß, wenn es wirklich der Fall gewesen, aller Grund vorhanden sey, den Priester in Ehren zu halten.

Nachdem sie mit ihren Verabredungen für die künftige Nacht zu Ende waren, ging der Ritter auf einen nahe verwandten Gegenstand über, der ihm ziemlich schwer auf dem Herzen lag.

„Nun aber, guter Vater," begann er, „müßt Ihr mir auch ehrlich und aufrichtig sagen, ob Ihr vollkommen gewiß seyd, daß sich dieser Herr von Masseran an den französischen Hof begeben."

„Lieber Sohn," erwiederte der Priester, „es gibt nichts auf der Erde, dessen wir vollkommen gewiß sind. Da Ihr aber nun einmal diese Frage auf's Tapet gebracht, so gibt es allerdings verschiedene Gründe zu der Annahme, daß dieser savoyische Gott sey bei uns!!! sich nicht nach Paris begeben. Für's Erste rieth ich ihm dazu, ein gewichtiger Grund, auf das Gegentheil zu schließen, denn er gehört zu Denen, die Aufrichtigkeit in irgend einer Sache für baare Unmöglichkeit halten. Ich von meiner Seite war in so weit aufrichtig, als ich ihm den einzigen Weg bezeichnete, auf dem er seinen Nacken vom Griff des französischen Königs retten kann, aber ich habe noch eine andere Absicht, nämlich, den Ort von seiner unerfreulichen Gegenwart zu säubern.

Sodann gibt es noch einen zweiten Grund für die Annahme, daß er sich nicht an den französischen Hof begeben."

„Tausende gibt's dafür," unterbrach ihn Bernhard von Rohan.

„Ja wohl; aber einen gibt's," fiel der Priester ein, „der, obwohl nicht unter Euren Tausenden, bündiger ist, als alle Uebrigen, nämlich, daß der ehrenwerthe Herr von Masseran, dieser große Freund der Wahrheit, einigen seiner Diener und keineswegs den vertrautesten, diesen Ausflug nach Paris mittheilte. Da er sich in seinem ganzen Leben nie über einer Wahrheit betreten ließ, wenn eine Lüge denselben Dienst leisten mochte, so ist das ein zweiter erheblicher Grund gegen die Vermuthung der Pariser Reise. Auf der andern Seite aber dürfen wir die Möglichkeit nicht übersehen, daß er auch einmal die Wahrheit sagen könnte, in der Hoffnung und Erwartung, man werde sie in Folge seines bekannten Characters für eine Lüge halten, und er könne auf diese Weise die lieben Freunde über's Ohr hauen. Kurzum die Sache ist zweifelhaft, denn jedes seiner Worte ist gleich den gelehrten Sätzen der Schule, worüber wir mit so vieler Gelahrtheit disputiren, mit so starkem Zusatz von Lügen legirt, daß der Gran Wahrheit, was daran seyn mag, selbst für den feinsten Kopf Frankreichs nicht binnen Jahresfrist herauszubringen wäre. Aber laßt hören, Sohn! laßt hören! Welche Gründe habt Ihr für diese oder jene Seite vorzubringen?"

„Keine von sonderlichem Gewicht!" erwiederte Bernhard, da er unmöglich die schriftlichen oder mündlichen Auf-

träge des Marschalls von Brissac Preis geben konnte. „Inzwischen drang ein Gerücht bis zu uns nach Italien,“ fuhr er fort, „dieser Mann spiele ein doppeltes Spiel mit den beiden Höfen von Frankreich und Oesterreich. Als ich daher von seinen Abreise hörte, war ich geneigter, Mailand für das Ziel seiner Reise zu halten, als Paris.“

„Dahinter will ich bald kommen,“ rief der Priester, „Euer Verdacht ist nichts weniger als ganz unwahrscheinlich. Und obwohl er, mit dem Zweck Eurer Reise bekannt, das Gerücht von der Pariser Tour ausgesprengt haben mag, damit es scheine, als habe er vor Eurer Ankunft an seine Rechtfertigung gedacht, so mag doch Alles erlogen seyn, und er selbst befindet sich vielleicht gegenwärtig kaum fünf Stunden von seinem Schlosse. Aber so viel ist klar, lieber Sohn, wir dürfen keine Zeit verlieren; mittlerweile will ich ganz sichre Kunde über seine Route einziehen.“

„Aber ist dieß wirklich im Bereiche der Möglichkeit?“ fragte Bernhard von Rohan. „Könnt Ihr bestimmte Kunde erlangen in einer so labyrinthischen Gegend wie diese?“

Der Priester lachte. „Ganz gewiß, lieber Sohn, und ohne den geringsten Zweifel,“ sagte er endlich. „Das Vergangene können wir immer ausmitteln — die Zukunft aber ist in der Hand Gottes, und ruht in der dunkeln Kammer seines Raths. Aber wißt Ihr nicht, habt Ihr nicht selbst gesehen, wie lebendig zu Zeiten diese Wildniß wird? Wohl mag der Landmann und der Wanderer an diesen Gebirgswänden hinziehen, ohne was anderes zu sehen, als den grauen Stein, den klaren Strom, den grünen Busch und pfiffe er

auch alle französischen und italienischen Weisen auf einmal, bliese er sämmtliche Hörner, die jemals von Neapolis bis zum fernen Nord erklangen, er würde nichts aufschrecken, als etwa einen Rehbock, einen Adler. Aber es gibt dann wieder gewisse Töne, von gewissen Stimmen ausgestoßen, die jeden Strauch ins Leben rufen, jeden Fels in einen bewaffneten Mann verwandeln. Lieber Freund, der Berg ist voll Augen, und der Gebieter von Masseran, obwohl er es weiß, weiß doch nicht bis zu welchem Umfang. Es gibt nur Ein Wesen unter der blauen Himmelsdecke, das all dieß sieht — der Mann, den ich vorige Nacht bei Euch fand."

„Gewiß ein außerordentliches Wesen," erwiederte Bernhard, „und ich möchte gern mehr von ihm wissen."

„Aller Wahrscheinlichkeit nach hört Ihr noch mehr von ihm," war die Antwort. „Aber Ihr müßt Tausende seines Gleichen in der Welt treffen. Im Allgemeinen gibt es drei Plätze, wo Ihr die großen Spitzbuben versammelt findet — den Hof der Könige, den Gerichtshof und das Refectorium. Der ehrliche Mann dagegen hat nur zwei Versammlungs-Oerter so viel ich weiß — das Gebirge und die Landstraße. Freilich gibt es Ausnahmen, wie Ihr wißt — zum Beispiel ist da eine ehrliche Haut von Priester, der die armen Seelen im Kirchspiele des heiligen Johann von Bonvoisin zu besorgen hat, just auf der äußersten französischen Grenze. — Bei meiner armen Seele! was hat er da zu thun, seine Zeit nicht besser anwendend, als dereinst sein Patron, der heilige Antonius, seinen Kopf? Was thut er da, sage ich, den Steinen des Berges predigend, wie dereinst sein verehrungswür-

diger Vorgänger den Fischen predigte, oder ein Ferkel schalt. Freilich schickte der König, Segen dafür auf sein gutmüthig Haupt, genannten Priester nach Bonvoisin, daß ihn kein Unfall träfe, denn der verwegene Ketzer Clemens Marot drohte, ihm den Dolch ins Herz zu stoßen, weil er einige seiner rebellischen Lieder auf des Verfassers eigen Haupt zurückgeworfen. Dann fühlte sich wieder der ernste gravitätische Admiral durch seine Predigt an einem Sanct Antoniustage verletzt, und zwar hinsichtlich der Häringe, weil er es für eine Satyre auf die von ihm eingeführte Fischertaxe hielt. Dennoch aber ist dieser gute Priester — oder besser gesagt, er sollte es seyn — einer der ehrlichsten Bursche in ganz Frankreich, wenn Ihr sein eigen Wort dafür nehmen wollt, ein großer Schalk nach der Meinung Einiger, eine gute Seele nach der Meinung Anderer. Es mag noch ein Paar solcher Querköpfe in Frankreich geben, und verlaßt Euch darauf, wo sie auch sind, Ihr hört die Armen gut von ihnen sprechen, während die „Wittwen und Mädchen über vierzig" die Köpfe schütteln und sie gegen den hochwürdigen Vorgänger herabsetzen. Einige ernste Leute im Kirchspiel aber machen ein gar schlaues Gesicht, und haben sie im Verdacht der Ketzerei, ohne ihnen jedoch das Geringste beweisen zu können."

Bernhard von Rohan lächelte, aber begierig mehr von Vater Willands Bekanntschaft mit seinem Freunde Corse de Leon zu hören, erwiederte er: „ich meinte, derselbe gute Priester, dessen Ihr erwähnt, wäre entweder Savoyarde von Geburt, oder hätte wenigstens eine savoyische Pfarre, und

der Erste unter seinen Beichtkindern wäre unser Freund Corse de Leon."

„Darin irrt Ihr Euch, mein Sohn," war die Antwort, „und zwar in allen Stücken. Jener Priester hat keine Pfarre in Savoyen, wohl aber mag er da Geschäfte haben, und Corse de Leon möchte als Beichtkind sich sehr unbußfertig benehmen. Da erinnere ich mich," fuhr er nachdenklich fort, „daß ich vor fünf, sechs Jahren durch ein kleines Dorf in der Nähe des Monte Rosa, genannt Pommières, kam. Die Leute baten mich, eines jungen Menschen Beichte zu hören, der bei einem Erdsturz des Berges jämmerlich zerquetscht worden war. Es war schwer, ihn überhaupt zur Beichte zu vermögen, und schon hatte ihn ein Priester des heiligen Moritz aufgegeben. Aber ich fieng die Sache auf einem andern Wege an, ich sagte ihm, meines Dafürhaltens komme er davon und in diesem Fall habe er Aussicht, nicht verdammt zu werden. Er entgegnete, er wolle lieber sterben, als nicht, ich schalt ihn deßhalb, und am Ende brachte ich ihn zur vollen Beichte. Was diese enthielt, gehört nicht hieher, lieber Sohn, aber ich fand in ihm einen Mann, der viel Unrecht erduldet, manch' schweren Kummer erlitten hatte, dabei so sanftmüthig von Natur als kühn, furchtlos und entschlossen, so edel und großmüthig in seinen Absichten, als zuweilen wild, trotzig und rücksichtslos in deren Ausführung. Ich saß an seinem Bette sechs Wochen lang, denn die drei ersten schwebte er zwischen Leben und Tod. Endlich genas er, und gleich wie in Feuer gestähltes Eisen schien sein ganzes Wesen aus diesem Unfall um so kräftiger und thätiger hervorzugehen,

Zwei oder drei Jahre vergiengen, bis ich ihn wieder sah, und inzwischen war er Corse de Leon geworden. Die Ursache, warum er sein Vaterland, Frankreich verließ, was kurz vor unsrer ersten Begegnung geschehen, war, daß er bei seiner Heimkehr aus dem Felde, wo er seinem Könige seit Jahren gedient, seine Schwester entehrt, beschimpft und mißhandelt fand von dem Intendanten eines kurz zuvor verstorbenen vornehmen Herrn. Er schrie nach Gerechtigkeit, konnte aber keine erlangen. Dann besuchte er das Sterbebett des armen Mädchens, und fand ihr Haupt gestützt von der Tochter desselben vornehmen Mannes, ihre Lippen befeuchtet von der Hand Bernhards von Rohan. Kaum hatte der Tod sein Werk vollendet, so suchte er racheglühend das Haus des Intendanten. Aber zwei edle Jünglinge waren ihm zuvorgekommen, Bernhard von Rohan und Heinrich von Brienne, und hatten jenen Schändlichen mit Schimpf davon gejagt. Allein der Vorfall nagte an seinem Herzen und die so oft bei Dritten gesehene Ungerechtigkeit, nun ihm selbst widerfahren, verwandelte einen Theil seines Bluts in Galle. — Aber horch! der Wirth klopft an die Thüre, ein Zeichen, daß das Essen auf uns wartet, und was ist alle menschliche Natur, verglichen mit dem Nachtessen!“

Neuntes Kapitel.

Der Abend war finster und etwas stürmisch, und obwohl sich Bernhard von Rohan ganz zu derselben Stunde

wie am vorigen Tag bei der Gartenmauer einfand, konnte er in der Dunkelheit kaum das Pförtchen finden, als er es mit klopfendem Herzen von der kleinen Föhrengruppe aus zu erspähen suchte. Ein hohler, pfeifender Wind blies scharf und streng durch's Gebirge und doch hiengen die schweren Dünste unbeweglich an den Berggipfeln. Zwar trugen einige Wolkenspitzen des abendlichen Horizonts eine rothe Einfassung, aber es war nicht der Glanz von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne. Alles war düster, schwarz, freudeleer, nur Bernhards Herz schlug hoch vor Liebe, Freude und Erwartung.

Es sollte von nun an ihm ganz angehören, das Wesen, das er schon so lange, so innig, so zärtlich liebte. Im kurzen Raum einer Stunde war sie sein, mit ihm vereint durch das unlösbare Band, dem er um so freudiger entgegensah, weil es ewig seyn sollte. Wessen Herz schlüge nicht hoch bei Erfüllung eines Jahre langen Traumes?

Endlich meinte er eine Bewegung an der Pforte wahrzunehmen, er stürzte vorwärts und öffnete leise. Drinnen stand Isabelle, mit dem treuen Henriot und dem schweigsamen Mädchen, ihn erwartend. Wohl zitterte sie heftig, als Bernhard seinen Arm um sie schlang, aber Rührung war's, nicht Furcht, was sie bewegte. Noch immer war der Gebieter Masserans abwesend, keine Ueberraschung war zu fürchten, und als ihr Geliebter sie zu beruhigen, zu ermuthigen suchte, als er ihr sagte, daß seine Leute im Bereich des Hörnerschalls wären, daß noch viele Andere ungesehen sie auf allen Seiten umgäben, versicherte sie leise, daß sie sich nicht fürchte,

daß sie bereit sey, ihm überall hin zu folgen. Aber noch immer sah er sie bewegt, und im Abführen flüsterte er ihr manch beruhigendes, zärtliches Wort zu, zog sie näher an sich, suchte sie auf jede Weise zu überzeugen, daß die Liebe, die Treue, die er ihr zu geloben im Begriffe, so fest, so unermüdlich sey, als der glänzendste Traum der Hoffnung und Erwartung sie nur immer mahlen könne.

„Kennst Du die Kapelle drunten im Thal, Isabelle?" fragte er, als er sie den schmalen Fußpfad hart an den Mauern des Schlosses hinunter führte. „Wir haben den Schlüssel, dort wartet unser der Priester."

„Aber zu dieser Stunde," fragte Isabelle besorgt, „kann er zu dieser Stunde den Dienst verrichten?"

„Er hat volle Autorität dazu," erwiederte Bernhard gleich leise. „Für Alles ist gesorgt, liebes Kind."

„Horch!" flüsterte Isabelle und blieb stehen. „Hörtest Du nicht Stimmen oben?"

Auch Bernhard hielt an und horchte, aber kein Ton traf sein Ohr. „Nichts weiter als unser eigenes Echo," sagte er; „so leise wir sprechen, kehren unsere Worte an der Felsecke abprallend, zu unsrem Ohr zurück. Aber laß uns eilen, Liebste. Bist Du nur erst mein, wird diese Angst sich geben."

Es erfolgte keine weitere Unterbrechung. Schritt um Schritt machten sie sich den rauhen, beschwerlichen Pfad hinab Bahn, bis endlich im tiefsten Thalgrunde zwischen dem kleinen Bache und dem Schloßfelsen eine alte, gothische Kapelle zum Vorschein kam. Die Zinnen, die Thürme, die reichen

Zierrathen des kleinen Gebäudes ragten, für die Herabsteigenden vollkommen sichtbar, aus dem im Hintergrund befindlichen glitzernden Gewässer hervor. Dagegen blieb mit Ausnahme dieser dunkeln architektonischen Umrisse, so wie einiger kühnen Felsenmassen, die übrige Scene in tiefe Nacht begraben. Schon oft hatte Isabelle an Sonn- und Feiertagen den Gottesdienst in der Kapelle besucht, aber mittelst eines andern Pfades, der, in den Felsen gehauen, unmittelbar zum Schlosse führte. Auf ihrem dießmaligen Wege schien ihr Alles neu und verändert und zwar von ihren eigenen Gefühlen bis zu dem Anblicke der Gegend selbst. Auf der Seite, von welcher sie sich näherten, stahl sich ein schwacher Lichtstrahl vom Altar durch die Fenster, nicht unähnlich einer reinen, heiligen Gottesverehrung in Mitten finsterer Jahrhunderte, und, von ihm geleitet, befanden sie sich bald am Eingang der Kapelle. Die Thüre gab willig dem Drucke der Hand nach, und Isabelle, von Bernhard halb geführt, halb getragen, näherte sich dem Altar, wo sie das letzte Gelübde jungfräulicher Liebe ablegen sollte. Vor dem Altar stand auf der einen Seite der gute Vater Willand, auf der andern zu nicht geringem Erstaunen Bernhards und Isabellens der ordentliche Geistliche des Platzes, blaß, bewegt, hie und da mit wildem, ängstlichen Blicke in die Runde sehend.

„Schnell!“ rief Vater Willand, als die Liebenden nahe kamen, „ihr habt lange gezögert, meine Kinder. Laßt uns das Geschäft schleunig abmachen und die Lichter auslöschen.“

„Ich bin gezwungen,“ sagte der andere Geistliche,

„durch Befehle, denen ich nicht zu widerstehen wage, diese Nacht hier zu seyn. Aber ich rufe euch zu Zeugen, daß ich wider meinen Willen hier bin, und falls der Gebieter von Masseran —“

„Pah! Pah!“ rief Vater Willand; „wir bedürfen Eurer überhaupt nicht, guter Freund. Wir brauchen nichts als die Kapelle — ich lese das Gebet, Bruder! — Näher meine Kinder, näher,“ und damit nahm er das Buch und begann alsbald, und zwar so abgekürzt als es der Ritus zuließ, das Trauungs-Formular zwischen Bernhard von Rohan und Isabelle von Brienne abzulesen.

Letztere war einer Stütze sehr bedürftig, aber das schweigsame Mädchen, ihre einzige weibliche Begleitung, war zu leblos, zu statuenartig, um ihr zu einer solchen dienen zu können. Freilich war auch Isabellens Zustand ein ganz ungewöhnlicher. Allerdings ward sie nicht, wie nur zu häufig der Fall, mit einem ihr unbekannten Manne getraut, und die süßen, innigen Gefühle, diese Begleiter des weiblichen Herzens von früher Kindheit an, sollten nicht ohne Vorbereitung gepflückt werden. Das Gleichniß von den Blumen, die so oft der rauhen, rücksichtslosen Hand zum Opfer fallen, welche beim Brechen selbst des Stengels, des Stammes nicht schönt, ließ sich auf sie nicht anwenden. Auch übergab sie sich einem Manne, den sie lange gekannt, innig geliebt, den sie stets als ihren Verlobten betrachtet hatte. Aber so plötzlich, so geheim sollte sie ihm nun getraut werden, sollte mit ihm fliehen im Dunkel der Nacht, den Augen der Menschen verborgen, von Allen getrennt, die

durch die Bande des Bluts gehalten waren, diesen neuen Verpflichtungen die Weihe zu geben.

Zu all diesen durch die Lage des Augenblicks hervorgerufenen Gefühlen, kam nun noch die Furcht der Entdeckung, der Verfolgung. Ihre Mutter, das wußte sie, hatte sich mehr in der Rolle eines Spions ihrer Handlungen, eines Kerkermeisters ihrer Person, als in der ihrer Freundin, ihrer Beschützerin, ihrer Rathgeberin thätig erwiesen. Ließ sich unter solchen Umständen annehmen, daß diese Mutter sich nicht in Bälde von der strengen Befolgung der Befehle des Gebieters von Masseran werde überzeugen wollen, damit ja ihre Tochter die Mauern des Schlosses während seiner Abwesenheit auch nicht einen Augenblick verlassen könne? Und wie sollte in diesem Falle die Entdeckung ihrer Flucht nicht augenblickliche Verfolgung hervorrufen? Obwohl sie daher im Allgemeinen ihre Augen zu Boden gesenkt hielt, oder sie mit dem Ausdrucke der Liebe, des Vertrauens zu Bernhard von Rohan erhob, warf sie doch zuweilen einen ängstlichen Blick rückwärts über die Schulter nach dem Eingange der Kapelle. Sie machte dabei die Bemerkung, daß dieselbe Furcht ihre Begleiterin beseelte, deren Augen gewöhnlich in der nämlichen Richtung thätig waren.

Vorläufig gieng jedoch keine Unterbrechung vor. Die Worte — die unwiderruflichen Worte ihrer Vereinigung mit Bernhard wurden leise aber fest gesprochen, der Ring befand sich an ihrem Finger, die Einsegnung war vorüber, und einen Augenblick, einen kurzen Augenblick lag sie als

Braut in den Armen des Geliebten. Aber plötzlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, als fiele in der kleinen Sakristei zur Rechten des Altars etwas zu Boden.

Im Nu löschte der Geistliche die Lichter. Bernhard hielt Isabelle fortwährend mit dem linken Arm umfaßt, während seine Rechte nach dem Schwerte griff. Aber ehe er es ziehen konnte, warfen sich drei Männer auf ihn, von denen zwei aus der Sakristei, der dritte durch das im Hintergrunde befindliche Fenster eingedrungen waren. Durch das Letztere bahnten sich noch mehrere Andere den Weg.

Nun herrschte vollkommene Finsterniß und Verwirrung in der Kapelle; gewiß aber war, daß die Zahl der Eindringenden mit jeder Minute stieg. Der junge Ritter kämpfte gewaltig um seine Freiheit, er zog vermöge seiner großen Körperkraft seine Gegner hieher und dahin, aber sie ließen ihn nicht los, hingen sich vielmehr an seine Arme, daß er weder Schwert noch Dolch fassen konnte, und eben so wenig das kleine Jagdhorn an seiner Seite, dessen Ton, wie er wußte, ihm augenblicklich Succurs verschafft hätte. In der Unmöglichkeit, es an die Lippen zu bringen, erhob er seine Stimme zu lautem Hülfrufe, aber frische Streiter warfen sich auf ihn, eine Schärpe schlang sich um seinen Mund, die Arme wurden ihm rücklings gebunden, und so sah er sich rettunglos gefangen.

Wie gesagt herrschte die vollste Dunkelheit, nicht der geringste Lichtstrahl ergoß sich in die Kapelle und Niemand erlaubte sich ein lautes Wort. Bernhard hörte nichts als das Getrampel vieler Füße, ein leises, murmelndes Geflü-

ster, als fände Berathung oder Befehlertheilung statt, endlich das Schluchzen einer Brust, die, wie er nur zu gut erkannte, dem Wesen angehörte, das er über Alles auf Erden liebte. Einmal ließ sich eine Stimme etwas lauter als die andern wahrnehmen, und er glaubte in ihr Adrian von Meyrand zu erkennen. Gleich darauf erwiederte eine andere, die ihm fremd war: „Nein, nein, hieher. Laßt die Thüre dort verschlossen, diese hier bringt uns schneller dahin.“

Nun völlig übermannt, obwohl das Herz in ihm glühte, und er zu Sprengung seiner Bande sich die Kraft dessen wünschte, der einst den Tempel von Gaza niedergestürzt, gab Bernhard im Gefühle entschiedener Vergeblichkeit ferneren Widerstand auf. Doch konnten sie ihn nicht ohne rohe Gewalt durch die Sakristei und von da durch eine kleine Pforte ins Freie schleppen. Noch immer schloß ihm die Schärpe den Mund, daß er nicht sprechen, kaum athmen konnte, aber die frühere, totale Finsterniß war in etwas gewichen, und er sah sich hastig überall um. Von Isabellen war keine Spur zu erblicken; da und dort zeigten sich einige dunkle zerstreute Gruppen, von denen er Niemand erkennen konnte, und so ward er den Felsen, auf welchem das Schloß stand, hinaufgeschleppt.

In wessen Hände er gefallen, war ihm nun kein Geheimniß mehr. Der Charakter des Mannes war zu gut bekannt und hätte Bernhard in diesem Augenblick an sein eigenes wahrscheinliches Schicksal gedacht, würde er nichts als die schwärzeste, gewaltsamste Lösung des Drama vorausgesehen haben. Aber in diesem Augenblick war er nur mit

Isabellen beschäftigt; mit unbeschreiblichem Seelenschmerz gedachte er der traurigen Folgen, die dieses Ereigniß für sie haben mußte. Er erkannte die ganze Bedeutung der unglückseligen Thatsache, Isabellen unter solchen Umständen und jenseits der Grenzen ihres Geburtslandes in den Händen des Herrn von Masseran zu wissen.

Inzwischen schleppten sie ihn über den kurzen Raum zwischen dem Schloßfelsen und der Kapelle, nach einem in den festen Stein gehauenen Thorweg. Am Eingang desselben stand ein Soldat mit einer Fackel. Diesem übergaben sie ihn, indem sie mit den Worten zur Eile mahnten: „Da nehmt und versorgt ihn, wie Euch der gnädige Herr befohlen."

Der Mann mit dem Lichte erwiederte nichts, sondern übernahm mit einem hinter ihm stehenden Gefährten den Gefangenen und geleitete ihn, etwas höflicher, als bisher der Fall gewesen, vorwärts. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so ließ sich ein breites, schweres Felsstück, das, in einer Angel ruhend, dem unterirdischen Gang zur festschließenden Thüre diente, langsam hinter ihnen herab. Rohan gieng geduldig vorwärts, von der Vergeblichkeit des Widerstandes vollkommen überzeugt.

Nachdem er im Verlauf des Wegs eine kleine Treppenreihe erstiegen, gelangte er zu einer eisernen Thüre, vor welcher eine Schildwache mit einem Lichte hielt. Seine Begleiter wiesen ihn hinein, und er fand sich in einem Kerker, dessen erster Bewohner er augenscheinlich nicht war, denn eine Brodkruste mit dickem, grünem Schimmel bedeckt, lag auf dem Tische und in einer Ecke stand ein halbzerbro-

chener Wasserkrug. Neben der Thüre befand sich eine Bettlade mit etwas Stroh und ein einziger Stuhl; außer diesem nothwendigen Geräthe hieng eine starke Kette in einem schweren, eisernen Ringe, durch einen Kloben mit dem soliden Mauerwerk verbunden, an der Wand. Bernhard starrte einen Augenblick wild nach dieser Seite hin, dann blickte er fragend einen der Wärter an, der gerade das verschimmelte Stück Brod vom Tische und den zerbrochenen Wasserkrug aus der Ecke nahm.

Der Mann schien ihn auf den ersten Blick zu verstehen. „Nein," sagte er, „nein! die sind nicht für Euch, falls Ihr Euch ruhig verhaltet. — Jetzt aber könnt Ihr reden, so viel Ihr wollt," und damit band er die Schärpe los. Nach tiefem Athemholen sagte der Ritter: „Was soll all das bedeuten? warum bin ich hier? Wißt und bedenkt, daß ich im Dienste Heinrich II., Königs von Frankreich, bin, und zwar gerade mit einer Botschaft von ihm betraut. Ich kam hieher mit Depeschen des Marschalls von Brissac an den Herrn von Masseran und schwer wird die Züchtigung derer ausfallen, die mich beleidigen oder zurückhalten."

Der Mann hörte ihn mit großer Gemüthsruhe bis zu Ende, und erwiederte: „Wir wissen nicht und bekümmern uns nicht, junger Herr, wer oder was Ihr seyd, und in wessen Diensten Ihr steht. Wir gehorchen den Befehlen unseres Gebieters und seyd Ihr geneigt, allen Widerstand aufzugeben und Euch ruhig zu verhalten, so binden wir Euch los, und lassen Euch den freien Gebrauch Eurer Glieder und Zunge. In dieser Beziehung habt Ihr nur Eines zu beant-

worten, und dieses Eine ist: „Wollt Ihr ruhig bleiben oder nicht?“

„Es bleibt mir keine andere Wahl,“ sagte Bernhard bitter. „Wie ihr mich ungerechter und unverantwortlicher Weise zum Gefangenen gemacht, hab' ich keine Gewalt zum Widerstand, was ihr auch über mich zu verhängen beliebt.“

„Das heiß ich klug gesprochen,“ sagte der Mann; „zuvor aber, wenn's Euch beliebt, wollen wir Euch diese kleinen lustigen Dinger da abnehmen, die ich lieber in meiner Hand als in meiner Gurgel sehe.“ Und nun entkleidete er den Gefangenen mit vieler Vorsicht seiner sämmtlichen Waffen, um sie, wie er lachend bemerkte, ihm für künftige Zeiten aufzuheben. Dann band er ihm die Arme los, die unter den festgeknüpften Stricken ganz erstarrt waren, und mit den Worten: „ich will Euch was zu essen holen,“ bewegte er sich nach der Thüre, an der seine Gefährten stehen geblieben waren.

„Ich hab kein Bedürfniß dazu,“ erwiederte Bernhard düster, und er legte sich in seinem Innern selbst die Frage vor, ob ein menschliches Wesen in einer solchen Behausung Appetit haben könne.

„Es wird kommen, junger Herr, es wird kommen,“ sagte der Mann; gewiß kommt der Appetit, ehe Ihr hier herauskommt. Sah ich doch schon Viele, die den ganzen lieben langen Tag an nichts Anderes mehr dachten, als an Essen und Trinken. Auch war's ja das Einzige, was sie noch an das Leben erinnerte. Hätten sie d a s nicht mehr gehabt, konnten sie ebensowohl einen Stein in der Mauer vorstellen.“

Mit dieser tröstlichen Aussicht auf das bevorstehende Gefängnißleben stellte der Schließer die Lampe auf den Tisch und entfernte sich. Doch kehrte er nach wenig Minunuten mit etwas Speise zurück, die er dem jungen Cavalier, der noch immer in seiner alten Stellung vor dem Tische stand, vorsetzte. Ein kalter Blick, als wollte er sich von Rohan's Standhaftigkeit überzeugen, vertrat dießmal die Stelle der Conversation. Unmittelbar darauf verließ der Schließer das Gefängniß und der Schlüssel drehte sich nochmals von außen im gewichtigen Schlosse.

Bernhard blieb noch lange in derselben Stellung, in die vorigen schwarzen, melancholischen Gedanken vertieft. Noch immer lasteten sie auf seinem Gehirne, obwohl er sie zu bannen, sein Schicksal mit gewohntem Gleichmuthe zu ertragen sich bemühte. Er gab nicht leicht der Verzweiflung Raum, wenn sich nur irgend Gelegenheit zu thätigem Eingreifen darbot, aber dießmal konnte er sich nicht helfen. Mit seiner eigenen Hand konnte er sich nicht Recht verschaffen, mit seiner eigenen Stimme seine Sache nicht verfechten; mochte er Talent und Geist besitzen, gleichviel, es war Alles vergebens. Hier waren Kraft und Muth unnöthig, nur Eines blieb ihm — Geduld, eine Gattung des Muths, die der Bravste nicht immer besitzt. Bernhard bemühte sich, sie zu Hülfe zu rufen; sie kam, aber freilich nur langsam. Und gedachte er Isabellens, seiner lieben, holdseligen Braut, ihm in demselben Augenblicke entrissen, wo er sie mit Recht so nennen durfte, so verließ ihn seine Entschlossenheit und

in voller Verzweiflung warf er sich auf sein Strohlager nieder. — War das sein Hochzeitbette?

Zehentes Kapitel.

„Nun, hab' ich nicht Wort gehalten?“ ließ sich eine Stimme in der Kapelle vernehmen.

„Wirklich, das habt Ihr,“ erwiederte eine andere, „aber ich fürchte, wir sind zu spät gekommen. Der Fall des verdammten Pferdes hat uns fünf Minuten aufgehalten — die wichtigen fünf Minuten, an denen so oft aller Erfolg im Leben hängt.“

„Ihr solltet auch nicht feine, wohlgenährte Berberpfferde in diese wilden Berge bringen lassen, Graf,“ versetzte der Erste, „aber der Kühne kommt nie zu spät. Der Liebhaber ist wohl aufgehoben auf lange Zeit, und Ihr könnt —“

„Husch, husch!“ meinte der Andere, als fürchtete er, ihre Unterhaltung, nicht viel lauter, als ein leises Geflüster, könnte die Ohren eines Dritten erreichen.

„O sie ist ohnmächtig,“ sagte Jener. „Vor kaum zwei Minuten sank sie mir rücklings auf den Arm. Hier, Forli, bring' eine Laterne.“

Diese war bald gebracht, und das Licht ergoß sich von der geöffneten Seite in vollem Strom über das Antlitz Isabellens von Brienne. Ihr schönes Auge war geschlossen, die langen dunkeln Wimpern ruhten auf der anmuthigen

Wange, die Lippen waren blaß, und nirgends gab sich das geringste Merkmal kund, daß dieser schwere, gefühllose Schlaf sich von dem Schlummer des Todes unterscheide. Doch nein, eine kaum merkliche Bewegung mit den Fingern, die Wirkung der körperlichen Pein, die ihr der Strick um die Handwurzeln selbst im Zustand der Ohnmacht verursachte, deutete, obwohl nur schwach, auf das Daseyn von Leben. Zwar ergoß sich das volle Licht nur über ihr Gesicht und ihre Gestalt, doch vertrieben die schwachen Strahlen wenigstens theilweise in der nächsten Umgebung die frühere vollkommene Dunkelheit. Freilich konnte man jeden Einzelnen dabei nicht erkennen, aber in den verschiedenen Theilen der Kapelle werden Gruppen finsterer Gestalten sichtbar, alle sich fern haltend von der Stelle, wo das unglückliche Mädchen, mit dem Kopf auf der obern Altarfläche ruhend, lag. Nur zwei hochgewachsene, kräftige Männer standen neben ihr und ein dritter, auf den Knieen liegend, leuchtete ihr mit der Laterne ins Gesicht.

„Wär's nicht besser, wir brächten sie alsbald weg?" bemerkte eine der Stimmen.

„Da hat sie den Ring am Finger!" sagte der Andere, ohne auf die Frage zu achten. „Verflucht sey das dumme Vieh wegen dieses Aufschubes! ich schieß es nieder mit meinen eigenen Händen, wenn ich zurückkomme." Hier hielt er eine Weile an, und fuhr dann fort: „So, er meint wohl, es gebe keinen Zauber, der diesen Ring je wieder herunterbringe? Aber ich finde schon einen, und, täusch' ich mich nicht, macht derweilen schon ein mächtiger Magier im Louvre

die Gegenbeschwörung zurecht. — Nein, nein, lieber Herr, es bleibt beim Alten; ich muß als Befreier erscheinen, nicht als Beleidiger. Die Zeiten sind vorbei, wo Damen sich in ihre Räuber verliebten. Aber wo soll es seyn? — ich denke, oberhalb La Chapelle?"

„Bewahre," erwiederte der Erste, „das geht nicht. Man könnte sagen, ich wolle mich mit dem Kaiser vereinigen. Nein, besser im Thal, gerade oberhalb Les Echelles. Dort sind wir auch der saubern Freunde los, mein Bester, die uns unser letztes Spiel verdarben. Es wird Tag seyn, bis wir dahin kommen und das ist just die rechte Zeit."

„Husch! sie kommt zu sich," sagte der Andere. „Schnell die Laternen verschlossen!" und nach kurzem Geflüster entstand eine merkliche Bewegung in der Kapelle. Einige kamen, Andere giengen, und Isabelle von Brienne, allmählig zum Bewußtseyn ihrer unglücklichen Lage erwachend, erkannte die strenge Stimme des Marquis von Masseran, der nun laut und in gebietendem Tone seinen Leuten die geeigneten Befehle gab.

„Ist die Sänfte noch immer nicht da?" sagte er. „Geht und beschleunigt ihre Ankunft; ich will dafür sorgen, daß solche Complotte nicht wieder vorfallen können. Habt ihr den Pfaffen gefaßt? ich hoffe, ihr habt ihn nicht entkommen lassen."

„Der ist wohl aufgehoben," erwiederte Einer, „schon längst liegt er in der Burg unter Schloß und Riegel. — Die Sänfte ist da, gnädiger Herr."

„Kommt meine Schöne," sagte der Gebieter von

Masseran. „Könnt Ihr nicht gehen, so müssen wir Euch eben wegtragen. Inzwischen denk' ich, ein Fräulein, gewandt genug, ihre eigene Mutter zu überlisten, und in einer Nacht wie diese, den Weg hieher zu finden, sollte bis zur Kapellenthüre gehen können."

„Gnädiger Herr," sagte Isabelle schwach, „ich betrog meine Mutter nicht. Eine Gefangene verschwieg ich blos meinen Plan zur Flucht vor einer Andern, die, wie ich unwillkührlich glauben muß, die Rolle eines Spions, eines Kerkermeisters zu spielen genöthigt war. — Ich rufe Jeden zum Zeugen," fuhr sie fort, die Stimme so laut erhebend, als ihr schwacher Zustand ihr erlaubte, „ich rufe Jeden zum Zeugen, daß ich gegen diese gewaltsame Wegschleppung protestire, es wäre denn, man wollte mich an den Hof des Königs von Frankreich, meines angestammten Oberherrn, bringen."

„Und wer sagt Euch, daß wir Euch anderswohin bringen wollen, als an seinen Hof?" fiel ihr der Gebieter von Masseran ins Wort. „Kommt, Madame, kommt! Laßt Eure Argumente und Proteste; ich bin Eurer Mutter Gemahl, Euer zeitiger Vormund, und dieser Vormundschaft sollt Ihr nicht so leicht entkommen." Mit diesen Worten ergriff er sie unsanft am Arme, und halb führend, halb schleppend, brachte er sie zum Eingang, wo sie sich in die Pferdesänfte setzen mußte. Nur so lange wurde hier noch verweilt, bis die Mannschaft sich auf's Pferd geworfen und die Marschordnung getroffen war. Dann setzte sich Masseran an die Spitze des Zugs, und dieser bewegte sich langsam vor-

wärts und zwar in entgegengesetzter Richtung vom Schlosse. Unfähig sich zu bewegen, lag Isabelle in der Sänfte und weinte. Inzwischen bemerkte sie, daß einzelne Reiter von Zeit zu Zeit vor- und zurücksprengten, und daß überhaupt gar vielfache Befehle und Weisungen den einzelnen Individuen des Zuges gegeben wurden. Mit ihr sprach Keiner ein Wort, doch machte sie bei Tagesanbruch die tröstliche Bemerkung, daß sich unter der Vorhut die Gestalt einer Weibsperson befand. Auch meinte sie in der Nacht die klagende Stimme ihres Mädchens gehört zu haben, und der Gedanke, im Zustande der Gefangenschaft an ihr eine Gefährtin zu haben, gereichte ihr zu nicht geringer Beruhigung.

Gerade in diesem Augenblick, wo noch immer die graue Nacht am Himmel hieng, aber Felsen und Bäume und Berge insgeheim mit jeder Sekunde deutlicher und bestimmter hervortraten, gab sich viel Geräusch und Bewegung unter der Truppe des Marquis von Masseran kund. Wenige Minuten später machte er auf der Spitze der Anhöhe Halt, und man sah ihn in lebhaftem Gespräch mit einigen seiner Leute. Zugleich drang Trompetenschall zu Isabellens Ohr, und sie konnte Pferdegalopp deutlich unterscheiden. Nun sah sie einige von Masserans Leuten, die sich bei der Vorhut befanden, absitzen, sich in schußfertige Stellung werfen, und einigemal ins Thal hinunterfeuern. Unmittelbar darauf hörte man ein lebhaftes Musketenfeuer in der Entfernung, und der Marquis, scheinbar in großer Hast und Bewegung, ließ die Sänfte eilig dem Zuge voraustragen. Aber immer häufiger wurden die Musketenschüsse von Seiten der Leute des

Marquis sowohl, als der scheinbaren Verfolger; der Rauch zog sich in langen weißen Wolken das Thal hinab, die Sänfte verhüllend, und Alles ringsum undeutlicher machend, während Galoppschlag, mit lauten, befehlenden Männerstimmen vermischt, immer näher drang. Endlich hörte man Schwertschläge, und zwei bis drei Berittene wurden von Andern im Handgemeng hinter die Sänfte zurückgetrieben. Noch eine kurze Scene des Tumults und der Verwirrung und das Gewehrfeuer schien sich in größerer Entfernung zu verlieren. Die beiden Reiter, welche der Sänfte zur Bedeckung dienten, machten plötzlich Halt, sahen sich um, und suchten in vollem Galopp das Weite. Der Führer selbst schlüpfte die Felsen hinab ins Thal, um sich, wie es schien, im Gebüsch zu verstecken, und Isabelle blieb allein mit gebundenen Händen, unfähig, ihren Sitz zu verlassen.

Bald aber ließen sich laute Stimmen vernehmen, und ein stattlicher Trupp, mit Staub und Rauch bedeckt, ritt gegen ihren Standort heran. Der siegreiche Führer sprang alsbald vom Pferde, und während einer seiner Leute das Gespann der Sänfte am Zügel ergriff, trat Graf Meyrand zu Isabellen und rief im Tone tiefen Mitleids und Bedauerns: „ich fürchte, Fräulein, Ihr müßt entsetzlich gelitten haben. Guter Gott!“ fuhr er fort, „der Elende hat ihr sogar die Hände gebunden,“ und nun schnitt er auf der Stelle mit seinem eigenen Dolch die Stricke entzwei, die auf den zarten Gelenken eine tiefe Furche zurückließen. Zugleich fügte er manch' beruhigendes Wort bei, aber immer im Tone vollster Unterwürfigkeit und Ehrerbietung, so daß Isabelle, die an=

fangs geneigt gewesen, die Befreiung durch seine Hand für peinlicher zu halten, als ihre frühere Gefangenschaft, allmählig auf andere Gedanken kam. Sie stammelte in wenig Worten ihren Dank für seinen Beistand, seine Aufmerksamkeit, und mit einer Bereitwilligkeit, die sich nicht lange bitten ließ, erzählte er ihr, wie er vorige Nacht erfahren, der Gemahl ihrer Mutter habe sich, in Folge ihres Versuchs, vom Schlosse Masseran zu entfliehen, äußerst gewalthätig gegen sie benommen, und sey nun im Begriffe, sie ins Innere von Savoyen abzuführen.

„Ich habe meine guten Gründe," fuhr der Graf fort, „den Mann eines geheimen Einverständnisses mit den Feinden Frankreichs für schuldig zu halten, und gewiß hatte er keine andere Absicht, als Euch auf immer aus der Nähe Eurer Freunde und der Verbindungen Eures Heimathlands zu entfernen, und dem königlichen Schutze zu entziehen. Freilich," fügte er mit einem Seufzer bei, „war ich geneigter Annahme meines Beistands nicht gewiß, und doch konnt' ich meiner Neigung, Euch zu folgen, Befreiung zu bieten, nicht widerstehen. Ich fürchtete zwar, Euch zu beleidigen, aber diese Bande um Eure Hände, holdes Fräulein, geben zur Genüge kund, daß Ihr wider Euren Willen weggeschleppt wurdet, und so mag denn auch das, was ich gethan, nicht vergeblich gewesen seyn."

Seine Worte stimmten so vollkommen mit Isabellens früherem Verdacht über Masserans Absichten zusammen, daß sie mehr Zutrauen zu ihm gewann, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Wie gesagt, entfernte auch der ehrer-

bietige Ton, den er annahm, manche ihrer früheren Bedenklichkeiten, und sie drückte ihm wiederholt ihren Dank für den geleisteten Dienst aus. Dabei sah sie ihm aber noch immer verstört ins Gesicht, als wäre sie seines Raths für die nächste Zukunft bedürftig.

Der schlaue Graf verstand diesen Blick und wohl wissend, daß ihre gegenwärtige Lage sie ganz in seine Gewalt gab, beschloß er, ihr dem Scheine nach eine unbeschränkte Freiheit zu lassen, so lange sie keinen Gebrauch davon machen konnte. Er erlaubte sich kein Wort über die Frage, wohin sie zunächst ihre Schritte zu wenden hätte, sondern blieb neben der Sänfte stehen, die Mütze in der Hand, die Feder auf dem Boden hin- und herziehend, als wäre er ihrer ferneren Befehle gewärtig.

Isabelle war sichtbar in Verlegenheit; sie hätte ihm gerne alles Vorgefallene erzählt, hätte ihm gerne gesagt: „ich bin Rohans Gemahlin; schützt mich, Eurem Freunde und Kameraden zu liebe," aber eine Bangigkeit, ein Zweifel, ein Stocken hielt sie zurück. Sie hatte sich mit dem durchdringenden Scharfblick des Weibes in Allem, was Liebe betrifft, von der Intensität und Gefährlichkeit der Leidenschaft des Grafen überzeugt, und wenn auch Schamhaftigkeit einigen Theil an ihrem Bedenken hatte, so bestärkte sie doch vorzüglich die Furcht, durch das Bekenntniß ihrer ehelichen Verbindung Bernharden von Rohan zu gefährden, seine Gefangenschaft noch strenger zu machen, ja vielleicht sein Leben aufs Spiel zu setzen, in dem Entschlusse, sich Zeit zur Ueberlegung zu nehmen. Die nächste Frage war nun aber,

was für den Augenblick zu thun wäre, und nach langer, ihre Verlegenheit an den Tag legenden Pause, sagte sie halb zu sich, halb zu dem Grafen: „Wohin nun gehen, was beginnen?“

Gerade diese Frage hatte Meyrand erwartet und gewünscht. „Dürft' ich meine unmaßgebliche Meinung äußern,“ sagte er in bescheidenem Tone, „so würde sich Fräulein von Brienne unverzüglich an den französischen Hof und unter den Schutz Ihres Souveräns begeben, der sich wohl am Besten zu ihrem Führer, ihrem Vertreter eignet. Dort entgeht ihr auch der Rath und Beistand ihres Bruders nicht, sie tritt somit von selbst in jenen Zustand von Freiheit, Behaglichkeit und wie ich hoffe, von Frieden wieder ein, dessen sie, wie ich kaum zweifeln kann, durch die Verbindung ihrer Mutter mit dem charakterlosen Savoyarden beraubt ward.“

„Aber da ist noch gar Vieles zu bedenken,“ sagte Isabelle leise; „noch gar Vieles, Herr von Meyrand —“ und bei diesen Worten, fiel ihr der Gedanke schwer aufs Herz, daß sie den Mann, dem sie so eben erst die Hand gegeben, in Gefahr und Kummer, vielleicht im Elend, verlassen, daß sie wenige Stunden nachdem sie sich gegenseitig immerwährende Vereinigung durchs Leben zugesagt, eine Entfernung von mehr als hundert Meilen zwischen sich und diesen theuren Mann setzen solle.

Graf Meyrand schnitt ihr Bedenken kurz ab. „Jedenfalls, theures Fräulein,“ sagte er, „wird uns der augenblickliche Uebergang auf französischen Boden zur absoluten Nothwendigkeit. — Die Grenze ist ganz nahe, in wenig

Stunden befinden wir uns in unserem Geburtslande. Verlaßt Euch darauf, der saubere Herr von Masseran gibt seine Leute nicht so wohlfeilen Kaufs preis. Mein sämmtliches Gefolge befindet sich hier, er aber kann hunderte zu Hülfe rufen, und möchte mich trotz alles Widerstandes überwältigen, Wünscht ihr in Savoyen zu bleiben, so werde ich zwar mein Bestes zu Eurem Schutze thun, aber ich fürchte die Folgen, und möchte Euch rathen, oder besser gesagt Euch überreden, alsbald über die Gränze zu gehen. Ihr könnt ja nachher über Euer künftiges Verhalten zu Rath gehen, wenn wir einmal französischen Boden unter uns haben; denn hält auch Frankreich dieses Land mit Gewalt der Waffen in Unterwürfigkeit, so ist es eben doch nicht unser eigen, und während wir in den Festungen liegen, müssen wir das offene Land seinem Schicksale überlassen. Ha!“ fuhr er fort, die Straße hinansehend, auf welcher einige seiner Begleiter mit einem Pferde znm Vorschein kamen, das die schweigsame Zofe, die Begleiterin Isabellens in dieser verhängnißvollen Nacht trug, „Ha! hier kommen gerade einige meiner Leute, wie es scheint mit einer dienstbaren Gefährtin. Könnt Ihr Euch auf sie verlassen, so wird Euch ihre Gesellschaft zu nicht geringem Troste gereichen.“

„Es ist mein Mädchen,“ sagte Isabelle, „und ich bin ganz Eurer Meinung, daß es fürs Erste am Gerathensten ist, der französischen Grenze zuzueilen, falls die Entfernung nicht bedeutend wäre.“

„Ein Ritt von wenig Stunden, nichts weiter,“ war

die Antwort. Aber wir dürfen keine Zeit verlieren, der Feind möchte uns auf der Ferse seyn."

So sehr Isabelle von Sorge, Gemüthsbewegung, Ermüdung angegriffen und erschöpft war, gab sie doch ihre Bereitwilligkeit zur alsbaldigen Weiterreise zu erkennen, und die Pferde an der Sänfte setzten sich in der Richtung gegen die Gränze in Bewegung. Die Zofe, vom langen Ritte gleichfalls ermüdet, nahm an der Seite ihrer Gebieterin in dem bequemern Tragwerk Platz, und Graf Meyrand, der sich zu Pferde fest an der Sänfte hielt, ließ es an freundlichen, beruhigenden Aufmerksamkeiten gegen Isabelle nicht fehlen. Er vermied dabei jedes Zeichen von Huldigung oder Zuneigung, das ihr zuwider seyn konnte, doch würde sie es, wie wir nicht bergen können, vorgezogen haben, wenn er sie einem Zweigespräch mit ihren eigenen Gedanken überlassen hätte. Die Nothwendigkeit, unter der Führung und dem Schutze eines Mannes zu reisen, dessen auf beleidigende Weise geltend gemachte Liebe sie hatte zurückweisen müssen, war an sich schon höchst peinlich für sie, und die Aussicht auf eine längere Dauer dieses Verhältnisses so drückend, daß sie es auf jede Gefahr abzubrechen beschloß. Die Frage über das Wie erforderte reifliches Nachdenken, aber dazu, so wie zu einer Erörterung ihrer künftigen Handlungsweise mit ihrer Begleiterin, dem einzigen Gegenstande einer längern, vertrautern Bekanntschaft in ihrer gegenwärtigen Lage, ließ ihr der Graf absichtlich keine Zeit.

Vor Ablauf der nächsten drei Stunden befanden sie

sich auf französischem Gebiet und Isabelle mußte es nicht wenig auffallen, daß der Gebieter von Masseran, wenn es wirklich seine Absicht war, sich dem Kaiser oder Philipp von Spanien in die Arme zu werfen, bis auf wenige Meilen der französischen Gränze nahe kommen mochte. Auch noch andere Vorfallenheiten kamen ihr etwas bedenklich vor, aber sie konnte keiner derselben auf den Grund sehen, während es ihr ebensowenig gelang, den dießfallsigen Argwohn los zu werden.

Im ersten Dorf ward für nöthig gefunden, Halt zu machen, um den Pferden an der Sänfte einige Erhohlung zu gönnen. Graf Meyrand bot mit der besorgtesten, zartesten Aufmerksamkeit Allem auf, was Isabellens Zustand und irgend einer Weise erträglicher, erfreulicher machen konnte. Er besorgte für sie ein Zimmer in der kleinen Schenke, wo sie einige Stunden ruhen konnte, ließ auf's Eiligste die nöthigen Erfrischungen bereiten, und befahl, seine Pferde wieder vorzuführen. Zu Isabellens nicht geringem Erstaunen, wendete er sich mit den Worten an sie: „Es mag nun das Beste seyn, wenn ich mich für jetzt beurlaube, Fräulein von Brienne. Ihr seyd hier in Sicherheit bis zu meiner Rückkehr; ich muß nun gegen Chambery hin eine Recognoscirung vornehmen, falls etwa Streifpartheien dieses Mannes die Gränze passirt hätten und Euch auf Eurer ferneren Route beobachten wollten.“

Isabelle bemühte sich dem Benehmen ihres Gesellschafters die beste Auslegung zu geben, und so hielt sie denn seine Worte für eine delicate Entschuldigung, sie für jetzt

allein zu lassen. Sie suchte sich zu überreden, daß zwischen dem Grafen und Bernhard von Rohan eine Verständigung stattgefunden haben möge, die dem Erstern alle Aussicht auf den Besitz ihrer Hand genommen hätte, und daraus ergab sich der weitere Trugschluß, Meyrands gegenwärtiges Benehmen entspringe aus der Absicht, den Anforderungen der Freundschaft und den Gesetzen ritterlicher Artigkeit in jeder Weise zu genügen. Aber das Mißtrauen, diese Furcht der instinctmäßigen Einsicht, womit das Weib des Mannes Leidenschaft durchschaut, verließ sie darum nicht, und um ja nicht mißverstanden zu werden, widersetzte sie sich seinem Gehen mit keiner Sylbe. Freilich fühlte sie, daß sie damit gegen die Gesetze der Höflichkeit anstieß, und ebenso glaubte sie auf seinem Gesichte den Ausdruck getäuschter Erwartung über die kalte Gleichgültigkeit, womit sie seine Ankündigung hinnahm, zu bemerken.

Eilftes Kapitel.

Graf Meyrand und seine Reiter entfernten sich langsam von der Hausthüre, und Isabelle war nun mit ihrem Mädchen der einzige Gast in der kleinen Schenke.. Beide fühlten sich ausnehmend müde. Gern hätte sich das Fräulein unter Verzichtleistung auf jede Art von Erquickung durch Speise und Trank alsbald zur Ruhe gelegt, aber eine Verständigung mit ihrer Begleiterin über ihr gegenwärtiges

Schicksal, namentlich über die Frage, wie man den überall drohenden Schwierigkeiten begegnen möge, lag ihr noch mehr am Herzen. Deßhalb kam ihr der Schlaf gar nicht in den Sinn, sondern sie eröffnete sogleich das Gespräch. Hatte sich aber die Zofe immer sehr schweigsam erprobt, so behauptete sie dießmal ihren Ruf mehr als je. Sie kehrte nicht nur ihre mürrische Laune heraus, die an sich schon Isabellen nicht gefallen konnte, sondern nahm noch überdieß den Ton der Verletzten, Gekränkten an, und schien darüber ihre Theilnahme an den schweren Leiden ihrer Gebieterin zu vergessen. Isabellens Fragen über die Vorfälle in der Kapelle, nachdem sie das Bewußtseyn verloren, beantwortete sie einfach damit, sie selbst sey so erschrocken gewesen als irgend Jemand, und habe nur an sich selbst gedacht.

„Es scheint Dir leid zu thun, Margaretha," sagte Isabelle, nachdem sie dieß Benehmen einige Zeit geduldet, „es scheint Dir leid zu thun, daß Du mir in diesem Handel Deinen Beistand liehest, und so Dir selbst einige Inconvenienzen zuzogst."

„Das nicht, gnädiges Fräulein," versetzte sie kurz, „aber ich bin sehr müde."

„Dann wär's wohl am Besten, Du giengst zu Bette," meinte ihre Gebieterin. „Ich bedarf Deiner in den nächsten Stunden nicht."

„Das will ich augenblicklich," war die Antwort, „aber ich bin sehr hungrig."

Isabelle konnte es nicht über sich gewinnen zu lächeln, wie sie wohl bei einer andern Gelegenheit gethan haben

würde, denn Selbstsucht verletzt vielleicht weniger in ihrer einfachen Nacktheit, als wenn sie durch ein heuchlerisches Gewand durchscheint. Wie die Häßlichkeit selbst nimmt sie sich geschminkt noch häßlicher aus. In diesem Augenblicke trug die Frau vom Hause, eine Wittwe, mit ihren eigenen und den Händen eines weiblichen Dienstboten, über welche letztere sie wie über ihre eigenen zu gebieten hatte, denn sie thaten nichts ohne ihre Befehle — einige Schüsseln zum Frühstück auf, die sie mit aller schuldigen Ehrfurcht vor Isabellen hinstellte. Die junge Dame versuchte zu essen, aber in diesem Augenblicke fielen ihr so viel traurige Dinge ein, sie gedachte der wahrscheinlichen Lage des Geliebten, des schwarz über ihm hängenden Schicksals, und um uns der einfachen, aber bezeichnenden Worte des alten John Hall zu bedienen, wo er das Benehmen des ersten berühmten Herzogs von Buckingham vom Zeitpunkt seiner Verhaftung bis zur Hinrichtung beschreibt: „Kein Bissen wollte hinunter."

Die Zofe dagegen ersetzte, was ihrer Gebieterin an Appetit abging durch den ihrigen, denn sie ließ sich sämmtliche Gerichte gar trefflich behagen. Als sie endlich fertig war, rieth ihr Isabelle zu Bett zu gehen und befahl, den Tisch abzuräumen. Die Zofe ließ es sich nicht zweimal sagen, und verließ alsbald das Zimmer. Der gutmüthigen Wirthin entging es nicht, daß die junge Dame so viel als nichts genossen, sie drang in sie, wenigstens etwas Wein zu sich zu nehmen, für dessen Vortrefflichkeit sie sich verbürgte. Aber Isabelle, deren Blicke zufällig auf das Fenster fielen, schrack plötzlich zusammen und erwiederte gleich darauf:

„Nein, gute Frau, was mir zunächst gut thun wird, ist etwas ruhige Ueberlegung. — Täusch' ich mich nicht," fuhr sie fort, „so sah ich so eben einen ehrlichen Mönch hart am Fenster vorübergehen, als wollte er sich auf die Bank vor der Thüre setzen. Nach den Muscheln auf der Schulter möcht' ich ihn für einen Pilgrim halten. Bringt ihm die Schüssel und sagt ihm, sie komme von einer Dame, die ihn bitten ließe, für sie zu beten, da sie sich seit letzter Nacht in einer übeln Lage befinde."

Die ehrenwerthe Hausfrau ergriff aufs Bereitwilligste das Gefäß mit eigenen hohen Händen und brachte es dem Wandersmann draußen. Dann kehrte sie zurück, noch Einiges in Ordnung zu bringen, und Isabelle fragte etwas rasch: „Was gab er zur Antwort?"

„O! gnädige Frau! er läßt Euch tausendmal Dank sagen. Er zog einen Rosenkranz hervor, der nach seinem Vorgeben viele Jahre lang in Loretto hieng, und begann alsbald so viel Pater und Ave's herzusagen, als wohl bei unserem Ortspfarrer ein Dutzend Kronen kosten würden."

„Und sagte er sonst nichts?" fragte Isabelle mit etwas getäuschter Miene.

Die Wirthin antwortete verneinend, und wünschte der jungen Dame angenehme Ruhe. Nun aber senkte sich die Schwermuth mit immer schwererem Flügel auf Isabelle herab. Sie saß da, das Haupt mit dem Arme gestützt, und wieder und wieder erneuerten sich dieselben Gedanken über ihre eigene und die Lage des Geliebten, eine peinliche, fruchtlose Wiederholung, vielleicht die drückendste unter allen

Formen der Sorge. Wissen und fühlen, daß Thätigkeit, Anstrengung absolut nothwendig ist — Hoffnung haben, gerade nur so viel, um sich nicht dem Muthe der Verzweiflung hinzugeben, — an eine Möglichkeit der Aenderung der Verhältnisse glauben, ohne die geringste Kenntniß der Mittel, wodurch sie bewirkt werden kann, in völliger Ungewißheit über die Art und Weise, wie die Anstrengung thätig seyn soll, wohin die Hoffnung führen mag, ist ein Zustand, in den wir auf unserm Lebenswege zu Zeiten gerathen. Wohl mag man ihn mit jenen dichten, undurchdringlichen Nebeln vergleichen, die zwar keine absolute Finsterniß verbreiten, aber noch schlimmer sind, als diese, weil undurchdringlich dem Lichte selbst.

Freilich dachte Isabelle nicht sowohl an sich, als an einen Dritten, an Bernhard von Rohan, und zwar mit dem tiefsten, innigsten, zärtlichsten Gefühle. Nachdem sie sich einige Minuten lang einem vagen, unzusammenhängenden Nachdenken über die Möglichkeit eines thätigen Auftretens von ihrer Seite hingegeben, war sie, um ihren Hoffnungen nicht jeden Stützpunkt zu entziehen, genöthigt, an Glück und Zufall zu appelliren — nein, nicht an Glück und Zufall, wohl aber an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Auf ihn stützte sie ihre Hoffnung und dieser Gedanke erfüllte sie mit neuem Muthe. „Könnt' ich denn nicht," fragte sie sich, „in irgend einer Weise für den Geliebten thätig seyn, in welcher Lage er sich auch befinden mag."

Aus dem Vorgang in der Kapelle, namentlich aus dem Umstande, daß auch nicht das geringste Waffengetöse oder

andere Anzeichen eines wirklichen Kampfes vernehmbar geworden, sowie aus der Art und Weise, wie es ihr selbst ergangen, war sie anzunehmen geneigt, daß ihr Geliebter überwältigt und gefangen worden, ehe er sich zur Wehre setzen konnte. Sie konnte kaum glauben, daß der Gebieter von Masseran Etwas gegen sein Leben wagen würde. Die Gefahr dabei schien ihr in keinem Verhältniß zu stehen zu dem beabsichtigten Zwecke, denn sie kannte diesen Zweck gar nicht, und hielt ihn für geringer, als er wirklich war, — ja für einen ganz andern. „Gesetzt nun, er wäre ein Gefangener im Schlosse Masseran, könnt' ich denn nicht," fragte sie sich, „Mittel finden zu seiner Befreiung?" Hatte sie doch von solchen Vorgängen gehört, nicht nur aus frühern Tagen, sondern aus ihrem eigenen Jahrhunderte, aus den Zeiten der Gegenwart selbst. Wie oft hatte sie schon gehört, daß der schwachen Hand des Weibes, der ausdauernden weiblichen Neigung gelungen, woran männliche Kraft und Klugheit zu Schanden ward, und sie besaß ja ein Herz, das zwar sanft und weich und nachgiebig in der Stunde des Glücks und der Sicherheit, doch seiner Stärke, seines Muths sich bewußt war, wenn Gefahr und Noth lieben Angehörigen drohte. „Der Geist meines Vaters," sagte sie, „der Geist des Mannes, der sich lieber dem vollen Zorn eines despotischen Königs aussetzte, als daß er den Freund seiner Jugend verlassen hätte, wird mir durchhelfen durch jede Prüfung auf meinem Wege zur Befreiung des Geliebten.

„Aber wie, wie?" war die Frage. Welche Mittel standen ihr zu Gebote, welche Stratageme, so lange sie von

Hadrian von Meyrand bewacht war? Sollte sie ihm ihren Entschluß mittheilen, an seine Ehrenhaftigkeit, seine Freundschaft für Rohan, seinen Edelmuth appelliren? Sollte sie ihm ganz vertrauen? Konnte sie es wagen?

Gerade als sie sich diese Fragen vorlegte, verdunkelte sich das Gemach, als gienge Jemand draußen am Fenster vorüber. Isabelle sah empor, alles war wieder hell. Es war ein heiterer Tag und die Sonnenstrahlen drangen von Südwesten zum Fenster herein, das, nach ländlicher Sitte enge und klein, einen steinernen Rahmen mit drei Abtheilungen hatte. Vielleicht daß ein Zweig des am Hause hinaufrankenden Geißblatts vom Winde gegen das Fenster getrieben, den Schatten verursachte, vielleicht, daß die Sonne sich momentan hinter Wolken versteckt; in diesem Glauben senkte Isabelle wieder das Haupt und überließ sich den frühern Träumereien. Aber augenblicklich kehrte der Schatten wieder und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Seyd Ihr allein?"

Isabelle sah empor; der Pilger, den sie zuvor gesehen, stand, auf seinen Stab gelehnt, am Fenster, nicht gerade ihr zugewandt, sondern mit der Schulter an das offene Gitter gelehnt, die Augen nach der savoyischen Seite richtend. Sein Gesicht schien ihr nicht ganz fremd, obwohl sie sich keine Auskunft darüber zu geben wußte. Es war ihr schon das erstemal aufgefallen, und vielleicht in dem momentanen Wiederschein mehr als dießmal, wo sie Muße hatte, es genauer zu betrachten. Auch konnte sie die oben erwähnte Stimme mit diesem Pilgrim kaum identifiziren, oder

wenigstens nicht glauben, daß die Frage ihr gegolten habe. Allein bald darauf sah er sich wieder nach dem Fenster um, und wiederholte: „Seyd Ihr allein?“

„Ganz allein!“ erwiederte sie.

„Dann tretet ganz nahe ans Fenster,“ versetzte er, „setzt Euch daneben, als säht Ihr heraus. Ich nehme hart daran an dem Aufsteigsteine Platz. Aber laßt uns nicht viel Worte machen, und leise reden, jedes Wort wohlerwogen, ehe es uns entschlüpft und behaltet dabei die Zimmerthüre wohl im Auge.“

Soweit Isabelle sein Gesicht übersehen konnte, waren es die Züge eines alten Mannes, etwas scharf und eckig, freilich verbarg die mönchische Käputze ein gut Theil davon. Sein schneeweißer Bart war nicht so lang, als ihn die Mönche gewöhnlich trugen, und sie schrieb dieß dem Umstande zu, daß er ihn erst seit seiner Pilgerfahrt habe wachsen lassen. Uebrigens sah der Mann recht ehrwürdig aus und da er augenscheinlich mit Isabellens Zustand vertraut war, so bildete sie sich ein, er habe eine Botschaft an sie, und beeilte sich, seiner Weisung zu folgen. Sobald sie am Fenster Platz genommen, setzte er sich auf einen der Steine, die den Reisenden das zu Pferde Steigen erleichtern sollten, und eröffnete mit abgewendetem Gesicht das Gespräch mit der Frage, „Kennt Ihr mich denn nicht?“

„Eure Stimme und Miene,“ erwiederte sie, „sind mir allerdings bekannt, aber ich weiß nicht woher.“

„Ich bin ja Pater Willand,“ sagte er, „der Euch bei Eurer Geburt die Taufe gab, und die ersten neun Jahre

Eures Lebens über Euch wachte, bis mir Euer Vater nach seinem Dafürhalten eine Beförderung in Paris verschaffte. Endlich hab' ich Euch diese Nacht dem Manne angetraut, dem Euch Euer Vater bestimmte."

Guter Gott"!" rief Isabelle; „ich meinte, Ihr wäret in die Hände des bösen Piemontesers gefallen. Hielt ich Euer Entkommen doch für rein unmöglich, da wir von allen Seiten so vollständig umringt waren."

„Sie faßten den andern Priester statt meiner," erwiederte er, „ich verbarg mich hinterm Altar bis sich Alle zerstreut und entfernt hatten. Auch Euer Gemahl ist in die Gewalt des einen Feinds gefallen, und Ihr in die Gewalt des andern, oder was noch schlimmer ist als ein Feind, in die Gewalt eines kecken, verrätherischen, rücksichtslosen Liebhabers."

„Nennt ihn nicht so, Vater Willand, nennt ihn ja nicht so!" sagte Isabelle. „Liebe erhebt, veredelt, reinigt —"

„Laßt uns das Kapitel nicht abhandeln, gnädige Frau," versetzte der Mönch. „Zwar hab' ich nichts damit zu thun, und doch versteh' ich es vielleicht besser als Ihr. Liebe läßt sich auf tausend verschiedene Dinge anwenden, und über ihre wahre Bedeutung ließe sich gar Vieles sagen, ich weiß nur so viel, daß Ihr bei diesem Manne nicht länger bleiben dürft, als es unumgänglich nothwendig ist."

„Aber sagt, wie komm' ich von ihm los?" fragte Isabelle ebenso leise. „Es ist das mein sehnlichster Wunsch. Und doch erlaubt, daß ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse. Er hat sich diesen Tag freundlich und gütig gegen

mich benommen, sein Leben gewagt, mich zu retten, mich mit Achtung und Zartheit behandelt.“

„Sein Leben gewagt!“ sagte Vater Willand — „wie! Schüsse gewechselt ohne Kugeln! Schwerter gezogen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen! Wahrlich eine Farce, die kein Kind täuschen konnte. Wirklich, hätten sie Euch nicht für ein Kind gehalten, sie würden sich nicht die Mühe genommen haben! Saht Ihr dabei auch nur einen Mann fallen? Saht Ihr auch nur einen Tropfen Blut fließen über all dem verschossenen Pulver?“

„Aber doch,“ sagte Isabelle, die allerdings keinerlei Blutvergießen im Gefolge des scheinbar hitzigen Gefechts wahrgenommen, „aber doch hat er sich edel und gütig benommen, und er will meine künftige Handlungsweise ganz meinem eigenen Gutdünken überlassen.“

„Versuchts einmal, versuchts einmal,“ war die Antwort; „bedient Euch dieser zugestandenen Freiheit, Ihr werdet Euch in engerem Gewahrsam finden, als während Eures Aufenthaltes im Schlosse Masseran. Aber hört,“ fuhr er fort, „denn meines Bleibens ist nicht länger hier. Ich bin Euch die ganze Nacht gefolgt bis hieher, freilich auf kürzern Pfaden, das kann ich nicht läugnen, aber bedenkt, ich bin schon bei Jahren und etwas fettleibig und ein altes Windspiel, wenn auch von gutem Schlage, läuft nicht so lange als ein junges. Nun muß ich etwas Ruhe genießen; auf heute Nacht aber sag' ich Euch meinen Beistand zu, wo immer Ihr Euch befinden mögt. Kommt Gelegenheit, ergreift sie im Augenblick; mittlerweile, damit Ihr wißt, wie

Ihr dran seyd, probirt die Freiheit, die Ihr zu haben wähnt. Graf Meyrand ist der Meinung, Ihr werdet Morgen früh geradezu den Weg nach Paris einschlagen; sagt ihm diesen Abend, Ihr hättet Euch für Grenoble entschieden; wo Ihr Euern Bruder Heinrich zu treffen gewiß wäret. Seht denn, was er sagen wird. Willigt er darein, nun wohl, so vertraut ihm! Läßt er Euch aber fühlen, daß sein Wille Euer Gesetz seyn müsse, so vertraut mir, und folgt, wohin ich Euch führen mag."

Isabelle versank in tiefes Schweigen. Endlich sagte sie: „nein, nicht nach Grenoble, ich darf jetzt nicht nach Grenoble. Es wäre zu weit abwärts, aber wollte Jemand meinem Bruder Nachricht bringen von meiner Lage, mit der Bitte, sich alsbald nach Latour zu begeben, dann, ja dann möcht' es gelingen —"

„Gelingen? was?" fragte der Mönch.

„Ihn zu befreien," war Isabellens Antwort, und eine hohe Röthe überzog bei diesen Worten ihre Wangen. In demselben Augenblicke wendete sich der Mönch nach ihr um und ein leichter Anflug von Lächeln auf seinem Gesichte ermuthigte sie, beizufügen: „ihn zu befreien, meinen Gemahl."

„Laßt Euch das nicht anfechten, schöne Dame," erwiederte der Mönch, „sorgt nicht, wir holen gewiß Euern Vogel aus dem Käfig. Ich kam nicht hieher, ohne Denen, welche am besten die Mittel und Wege zu seiner Befreiung wissen, Wind zu geben, wo und wie er sich befindet."

„Aber," versetzte Isabelle, „ich möchte mich nicht gerne weit entfernen, bis ich ihn in Freiheit sehe."

„Bildet Ihr Euch ein, liebes Kind," ich suchte Euch nach Grenoble zu locken, so mögt Ihr wohl den Fuchs für ein einfältigeres Thier halten als das Schaf. Ich rieth es Euch nur, um den saubern Grafen auf die Probe zu stellen. Traut ihm ja nicht, liebes Kind, und wärs auch nur in der unbedeutendsten Sache, so lange Ihr nicht die Taube in das Falkennest ihre Eier legen seht, oder bis nicht jene seligen Tage wiederkehren, wo das Lamm neben dem Löwen ruht! Der Wolf ändert seine Haut nicht, und wer Euch gestern beleidigte, wird Euch nicht morgen beschützen. So merkt Euch meine Worte wohl und folgt meinem Rathe! Nach der Rückkehr des Grafen brecht mit ihm nach Latour auf, und dort eröffnet ihm Eure Absicht, Euch seitwärts nach Grenoble zu wenden. Ihr werdet dann alsbald erfahren, ob Ihr Ihm zu vertrauen habt oder mir. Alsdann mögt Ihr Euch für einen von uns entscheiden, legt aber Euer Haupt nicht auf den Pfühl, bis Ihr mich wieder gesehen, und mir Antwort gegeben."

„Aber wie kann ich Euch wiedersehen?" fragte Isabelle, „wie soll ich erfahren, wo —"

„Dazu soll sich Gelegenheit geben," meinte der Andere, sie unterbrechend. „Wir müssen uns schlechter Mittel bedienen zu guten Zwecken, Fräulein. Eine braune Kutte, die Jahr für Jahr zwischen Paris und Loretto mehr Sünde und Schwachheit bedeckt, als alle Indulgenzen des Pabsts gut machen können, wird mich in manches Haus schmuggeln, wo kein anderer Schlüssel aufschließen könnte. Habt Ihr Euch einmal von Eurer gefährlichen Lage überzeugt, so hal-

tet Euch bereit, mir auf den ersten Wink zu folgen. Ich will Euch wenigstens die Freiheit verschaffen, zu gehen, wohin Ihr wollt, will Euch überdieß in allen Euren guten Absichten nach Kräften beistehen. Aber vor Allem, seyd verschlossen, mein Kind, wie das Grab, laßt keine Sylbe davon gegen irgend Jemand verlauten. Ich hörte einst durch Tradition von einer Weibsperson, die ein Geheimniß vier und zwanzig Stunden lang bei sich behielt, ich verlang' es nur sechs Stunden von Euch. Und nun lebt wohl, unser Gespräch muß hier enden."

Er entfernte sich alsbald, Isabelle aber sah fortwährend zum Fenster hinaus, indem sie das Gehörte ernstlichst bei sich erwog. Es ist eine gar wichtige Frage, wenn man sie sich zum Erstenmal vorzulegen hat — wem man vertrauen dürfe? Aber ach! es war nicht das Erstemal, daß Isabelle mit dieser peinlichen, bitteren Frage sich beschäftigen mußte. Wie Jedem, der im Leben vorrückt, war sie auch ihr schon oft und unter traurigen Umständen vorgekommen, und die Grenzen der Antwort waren enger und immer enger geworden. Wie Wenige finden sich durchs ganze Leben, denen man gänzlich und vollkommen vertrauen kann! Die Treue des Einen, die Weisheit des Andern, der Muth eines Dritten, die Entschlossenheit eines Vierten, die Thätigkeit, Energie, der Eifer Anderer, Alles, Alles läßt sich bezweifeln, und ach! sehen wir auf unser vergangenes Leben zurück, so ergibt sich das traurige Resultat, daß wir unser Vertrauen weit öfter am unrechten Ort geschenkt, als unverdienterweise vorenthalten haben. Dießmal aber hatte es

Isabelle mit einer ihrer Natur, ihrem Wesen nach ziemlich beschränkten Frage zu thun. Es handelte sich nämlich einzig darum: „welchem von diesen beiden Männern sie ihr Vertrauen schenken solle.“ Die Wahl beschränkte sich auf zwei. Schon früher hatte sie Ursache gehabt, dem Einen zu mißtrauen und abgeneigt zu seyn, ja ihn zu fürchten und zu meiden, und sie konnte sich, trotz aller neuern Bemühungen, den übeln Eindruck seines frühern Benehmens zu verwischen, dieses unbehaglichen, argwöhnischen Gefühls noch immer nicht entschlagen. Von dem Andern wußte sie freilich nur wenig, aber dieses Wenige schien doch seine Anhänglichkeit an sie und ihren Geliebten an den Tag zu geben. Begegnisse, die uns glücklich machten, lassen einen unvergänglichen Zauberschein hinter sich zurück; er umgibt Alle, die dabei thätig gewesen und in diesem Glanze führt er sie aus dem düstern Zwielicht der Vergangenheit vor das Auge der Erinnerung. Es geht uns damit wie mit den hervorspringenden Punkten einer Abendlandschaft, auf denen wir noch immer den Abglanz der Sonne erblicken, die sich schon lange unsern Augen entzogen. Aber nicht nur die willigen Förderer unserer Glückseligkeit, selbst diejenigen, die eine gleichgültige Rolle dabei spielen — belebte oder unbelebte Gegenstände, gleichviel — der Raum — seine Umgebungen — der Boden selbst — Alles wird von diesem Lichte erklärt und glänzt in der Erinnerung, wenn andere Dinge längst vergessen sind.

Ueberdieß hatte sich dieser Mönch nicht allein willig, sondern auch thätig bei ihrer Trauung mit Bernhard von Rohan erwiesen, und deßhalb glaubte sie ihm vertrauen zu

können. Dazu hatte er sich auf frühere Jahre berufen, und trotz des langen, langen Zwischenraums der wie ein leichter Seenebel seine Dämmerung zwischen jetzt und damals einwob, knüpfte sich doch die Kette unbestimmter aber angenehmer Erinnerungen Glied um Glied an den Ton seiner Stimme, an sein Benehmen, selbst an die rauhen, etwas rücksichtslosen Scherze, die er sich im Gespräch erlaubte. Isabelle erinnerte sich wirklich eines solchen Mannes als fleißigen Gastes in ihrem elterlichen Hause, sie erinnerte sich des häufigen Lobs, von ihrem Vater seiner Ehrlichkeit, seiner Aufrichtigkeit, seinem Eifer, seiner Uneigennützigkeit gespendet, und mochte sie nun selbst eine Entschuldigung für das Rauhe, Unziemliche in seinem Benehmen suchen, oder hatte ihr Vater wirklich einmal dergleichen gesagt, sie meinte sich bestimmt seiner Aeußerung zu entsinnen, Vater Willands Abscheu vor jeder Art Heuchelei habe ihn auf das entgegengesetzte Extrem geführt. Allerdings würde sie sich unter andern Umständen seiner Züge nicht mehr erinnert haben, aber nachdem er sich einmal zu erkennen gegeben, schienen sie ihr immer bekannter zu werden, und sie beschloß, sich ihm anzuvertrauen, wie auch die Probe mit Graf Meyrand ausfallen würde.

Zwölftes Kapitel.

Die kleine Stadt Bourgoin liegt in einer der lieblichsten Gegenden, die man sich denken kann. Sanft abhängige

grüne Hügel, mit der reichsten Vegetation bedeckt, erheben sich an ihren vier Seiten, ein anmuthiges Bassin mit vier langen Thälern bildend, deren jedes von einem klaren, funkelnden Bache durchschnitten ist. Schon zur Zeit unserer Erzählung war das Städtchen, wie auch noch heut zu Tage, hübsch, reinlich, wohl erhalten. Vielleicht konnte es sich damals einer geringeren Bevölkerung rühmen, jedenfalls aber keiner der Fabriken, die seither seiner Schönheit in eben dem Maße Eintrag gethan, in welchem sie seinem Wohlstand Vorschub leisteten.

Damals hiengen die Wirthsschilde gar weit vom Hause in die Straße hinaus, nicht selten war auch der Name des Wirths auf beiden Seiten des Thorwegs zu lesen, mit einer langen Empfehlung von Kost und Quartier und einem Preißcourant der vorhandenen Lebensmittel. Gewöhnlich stand vor dem Hause eine Bank, und eine weite Thüre führte zum Hofraume.

Mit dieser Beschreibung hatte aber das Aeußere der Schenke zu Bourgoin nichts gemein. Der Ort war zu klein für eine regelmäßige Herberge, und so war denn auch das einfache Symbol des Gasthauses nichts weiter als ein Baumzweig, befestigt an einem Pfahl, der horizontal zum Hause heraushieng. Wirth und Wirthin, im Spätsommer ihrer Tage angelangt, waren, was man in Frankreich eine gute ehrliche „Haut" nennt, obgleich die Benennung auch auf ein Thier zu gehen pflegt, das, dürfen wir uns aus seinem Blicke einen Schluß erlauben, mit der Gemüthsart unseres Paars im vollsten Widerspruche steht. Mit

Einem Worte es waren gutmüthige, ehrliche Landleute, und als die weibliche Ehehälfte einen ansehnlichen Trupp Reiter vor ihrer Thüre die Zügel anziehen sah, und in Mitten des Zugs eine Sänfte mit einer jungen Dame und deren Zofe gewahrte, war ihr erster Gedanke nichts weniger als selbstsüchtiger Natur, sondern: auf welche Weise sie dem schönen Gaste den Aufenthalt unter ihrem Dache recht angenehm und comfortabel machen könne.

Graf Meyrand sprang vom Pferde und befand sich im Augenblicke an Isabellens Seite, und, mit des Gebieters Wünschen instinktartig vertraut, hielt sich sein Gefolge mit Ausnahme des Dieners, der den Vorhang zurückhielt, und eines Andern, der sich neben das nächststehende Pferd postirte, beim Aussteigen des Fräuleins in ehrerbietiger Entfernung.

„Graf Meyrand," sagte Isabelle, im Aufstehen begriffen, „ich muß Euch wiederholt bemerken, daß ich ganz wider meinen Willen hieher gekommen bin. Wolltet Ihr mich nicht meinem Wunsche gemäß geradewegs nach Grenoble geleiten, so hättet Ihr mich wenigstens in Latour Nachtruhe halten lassen sollen."

„Gewiß, theures Fräulein," erwiederte der Graf, noch immer im Tone der tiefsten Unterwürfigkeit, „gewiß wäre ein Nachgeben von meiner Seite mit großer Gefahr für Euch verbunden gewesen. Nur wenige Meilen von Chambery entfernt und noch weniger von Beauvoisin wären wir gänzlich feindlicher Discretion überlassen gewesen. Was Grenoble betrifft, so bat ich Euch ja nur so lange um Aufschub Eures

Plans, bis Ihr meine Gründe gehört hättet. Gegenwärtig mögt Ihr zu müde seyn, ihnen ein aufmerksames Ohr zu leihen, aber vor unsrem Aufbruch nächsten Morgen sollt Ihr sie der Länge nach vernehmen."

„Eure Artigkeit, mein Herr," erwiederte Isabelle mit unverkennbaren Zeichen der Betrübniß und Unzufriedenheit — „Eure Artigkeit ist etwas gewaltthätiger Natur." Sie näherte sich nun der Wirthin, die auf den Wink eines der gräflichen Diener sich in einiger Entfernung gehalten hatte, freilich nicht so weit, um nicht Alles deutlich mit angehört zu haben, denn die Ohren der Wirthe und Wirthinnen erwerben sich durch lange und ganz eigenthümliche Uebung eine wirklich Staunen erregende Fertigkeit, nach Umständen Alles oder auch nichts zu hören.

Graf Meyrand bückte sich tief, und folgte Isabellen bis zur Thüre. Hier befahl er, augenblicklich ein anständiges Gemach für seinen schönen Schützling zu besorgen und dann empfahl er sich für diesen Abend. Beim Umkehren spielte ein leichtes Lächeln auf seiner Lippe, das wir auf folgende Weise auslegen mögen: „Könnt' ich diesem Masseran trauen, ich wollte dem Mädchen willfährig seyn und probiren, wie viel sich mit Sanftmuth ausrichten ließe. Sah sie mich ja diesen Morgen so freundlich an, daß ich darüber fast ihre frühere Insolenz vergessen. Doch mags gut seyn, den hohen Geist etwas herabzustimmen und da nun einmal der Sturm begonnen, wollen wir ihm seinen Lauf lassen. Niemand kann mir Unrecht geben, wenn ich mich gelinder Zwangsmittel bediene, sie nach Paris zu bringen, vor das

Antlitz ihres rechtmäßigen Herrn und Königs, welcher am Besten entscheiden kann, ob jener Ring an ihrem Finger bleiben soll oder nicht."

Schon sah er im Geiste Isabellens Vermählung mit Bernhard von Rohan durch den königlichen Machtspruch annullirt, schon fanden seine eigenen Ansprüche an ihre Hand geneigtes Gehör, ja Gewährung. Ueberdieß, dachte er, müsse die Thatsache der in langsamen Tagmärschen durch ganz Frankreich in seiner vollsten Länge stattgehabten Reise Isabellens Einwilligung mehr zur Sache der Noth als der Wahl machen, und mit innerlichem Behagen erwog er die Miene kalter Gleichgültigkeit, womit er den ganzen Handel abmachen wollte, als wäre auf der ganzen Erde nichts, gar nichts der Berücksichtigung eines so erhabenen Kavaliers würdig.

Inzwischen geleitete die Wirthin unsre schöne Freundin auf ihr Zimmer. Jene erlaubte sich dabei manch theilnehmende Frage, nicht gerade in Betreff des mit dem Grafen stattgehabten Zwiegesprächs, aber doch berechnet, die Ursache von Isabellens Kummer und Traurigkeit zu erfahren. Freilich hatte Isabelle keine Lust, sie in ihr Geheimniß einzuweihen, aber sie antwortete wenigstens so gütig und wohlwollend, daß die Wirthin mit der vollsten Ueberzeugung sich entfernte, es sey dieß die liebenswürdigste junge Dame, die sie jemals gesehen, und der von irgend Jemand gar übel mitgespielt worden. Wer dieser Jemand wäre, darüber konnte sie nicht mit sich einig werden, dennoch aber sah sie beim Herunterkommen den Grafen mit nichts weniger als

günstigem Auge an, und fertigte seine Fragen gar kurz und schnippisch ab.

Nachdem sie ihrem Mädchen einige Aufträge ertheilt, welche die schweigsame Person so stumm als jemals hinnahm, setzte sich Isabelle äußerst schwermüthig gestimmt ans Fenster. Fast gewaltsam von Latour entfernt, wo der gute Pater Willand sie erwartete, und nun vollkommen mit den Absichten des Grafen Meyrand bekannt, in dessen Händen sie nicht viel besser als eine Gefangene war, konnte sie von keiner Seite mehr Hülfe oder Befreiung erwarten. So bot ihre Lage nicht wenig dunkle, peinliche Momente, ja viele gegenwärtige und künftige Gefahren. nicht allein ihr, sondern auch dem Manne ihrer Liebe und ihrem gegenseitigen Glücke. Dergleichen traurige Gedanken mischten sich unaufhörlich in das Hauptthema ihres Grübelns und machten das letztere, so bitter es an sich war, noch bitterer und peinlicher.

Indem sie so dasaß und zum Fenster hinaussah, — zufällig saß sie in einiger Entfernung von demselben, so daß sie von den Untenstehenden nicht wohl gesehen werden konnte, — gewahrte sie plötzlich einen kleinen Trupp Reiter, welche die gegenüberliegende Anhöhe herabkommend, gerade auf's Städtchen zu ritten. Sie zog sich unwillkürkich zurück, denn sie erkannte an den Ankömmlingen die Farben des Marquis von Masseran, und trotz ihrer gegenwärtigen, höchst unerfreulichen Lage hielt sie es doch noch für ein größeres Unglück, in die Hände des verrätherischen Piemontesers zu fallen. Die Leute, vier oder fünf an der Zahl, waren im Begriffe, raschen Trabes an dem Wirthshause

vorüberzuziehen, als ihnen Graf Meyrands Stimme einen Augenblick Halt gebot. Er brachte seine ersten Fragen mit leiser Stimme vor, aber der Angeredete erlaubte sich eine lautere Sprache und Isabelle hörte ihn deutlich sagen: „Ja, gnädiger Herr, er hat sich schleunigst nach Paris aufgemacht, und wir folgen ihm in möglichster Eile. Wir hoffen, ihn in Lyon einzuholen."

„Meiner Treu, äußerst auffallend," sagte der Graf; das Uebrige konnte Isabelle nicht verstehen.

Graf Meyrand hielt die Eilenden nicht länger auf, die Nachricht schien großen Eindruck auf ihn zu machen, und er brach in die lauten Worte aus: „Dieser Mann wird nie ehrlich zu Werke gehen; wir dürfen ihm wirklich keinen großen Vorsprung gestatten. Laß die Pferde bei Tagesanbruch bereit halten, Matthias. Peter, schnell den Fuß in den Bügel, und setze den Leuten nach. So eben sah ich einen von der Straße ablenken bei der Baumgruppe dort auf der Spitze der Anhöhe. Beliebt ihnen, die Hand in den Rachen des Wolfs zu stecken, so mögen sie den Biß empfinden."

Vor Einbruch der Nacht kehrte der Abgesandte zurück mit der Meldung, daß, so weit er habe sehen können, der ganze Trupp sich auf der Straße nach Lyon hingezogen habe. Nun begab sich der Graf etwas ruhiger in die Wirthsstube und setzte sich, freilich noch immer zerstreut, zum Abendessen nieder. Zuvor erließ er an das schöne Fräulein, das zu geleiten ihm die Ehre geworden, wie er sich auszudrücken beliebte, die unterthänige Anfrage, ob sie ihm beim Abendbrode nicht Gesellschaft leisten wolle; allein es erfolgte die

Antwort, Fräulein von Brienne habe sich bereits zur Ruhe begeben.

Bald darauf suchte auch der Graf sein Lager, aber seit lange an pünktliches Erwachen zu jeder bestimmten Stunde gewöhnt, fuhr er mit dem ersten Flimmern des Tages in die Höhe und gab alsbald Befehl zum unverweilten Aufbruche. Nur wenige Leute waren im Wirthshause schon wach, aber die gute Hausfrau hatte sich, freilich ziemlich ungern, schon erhoben und befahl, Fräulein von Brienne zu wecken, mit der Meldung, die Zeit zur Abreise sey da. Inzwischen stellte sich der Graf an den Fuß der Treppe, die Arme über die Brust geschlagen, in jener widrigen Stimmnng, die mehr eine Folge der Unzufriedenheit mit uns selbst als mit den Dingen außer uns zu seyn pflegt. Da wurde es laut und lauter in der obern Etage, man hörte ein ängstliches Hin- und Wiederrufen, die Stimme der Wirthin brach in Töne der Verwunderung, des Erstaunens aus, selbst die Zunge der schweigsamen Zofe verstieg sich zu einer bedeutend höheren Tonleiter, als gewöhnlich, und noch andere Anzeichen, daß nicht alles im rechten Geleise sey, gaben sich zu erkennen, so daß Graf Meyrand selbst veranlaßt wurde, sich der gewohnten, ruhigen Ueberlegung zu entschlagen und lebhaften Schritts und zornigen Blicks die Treppe hinaufzueilen.

Er fand die Thüre zu des Fräuleins Gemach offen, die Wirthin, ein paar Schritte davon im Zimmer stehend, die Zofe neben dem Bette, das Fenster zurückgeschlagen,

daß die Morgenluft bequem durch das Gitter einziehen konnte, von Isabellen aber keine Spur.

„Wo ist Deine Herrschaft?“ wendete sich der Graf wüthend gegen die Zofe, sie mit durchdringendem Blicke fixirend.

„Das weiß ich nicht, Herr,“ erwiederte die Person.

„Sie hat die ganze Nacht ihr Bette nicht berührt,“ sagte die Wirthin. Ihre liebliche Wange hat nie auf diesem Pfühle geruht; armes Ding! Sie muß wahrhaftig durchs Fenster entwischt seyn und ist ihr ein Leid geschehen, so mag wohl Jemand darum zu tadeln seyn, das laß ich mir nicht nehmen.“

„Schweigt!“ rief der Graf mit strengem Blicke. „Und nahmst Du es nicht auf Dich,“ fuhr er gegen die Zofe fort, „sie keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren?“

„Ich kann nicht schlafen mit offenen Augen,“ war die Antwort.

„Wieder ein Streich von dem Schurken Masseran,“ sagte der Graf; „aber er soll sich getäuscht sehen, denn ich will gleichzeitig mit ihm in Paris eintreffen. Ihr, Mamsell, habt die Güte, mit mir zu gehen, deßhalb bringt Euren Anzug etwas in Ordnung und sputet Euch.“

Er schien noch Mancherlei auf dem Herzen zu haben, aber er bezwang sich und sein Ingrimm wußte sich ohne weitere Worte durch ein höhnisches, bitteres Lächeln Luft zu machen. Dann drehte er sich auf der Ferse um, gieng die Treppe hinab und stellte sich unter die Hausthüre, wo er einige Minuten ins Freie hinaussah, als ob nichts geschehen

wäre. Bald darauf sah er einen seiner Leute vorüber kommen, er winkte ihm herbei, flüsterte ihm einige Worte zu und ließ ihn gehen. Der Mann kehrte bald zurück und hinterbrachte: „Wir wissen alle keine Sylbe davon, gnädiger Herr. Gewiß ist keiner von den Leuten hier im Geheimniß."

„Hast Du den Wirth gesehen?" fragte der Graf.

„Nein!"

„So geh' und frage nach ihm."

Der Mann gehorchte und brachte die Antwort zurück, der Wirth sey nach seiner Gewohnheit schon ein paar Stunden vor Tag auf den Markt gefahren nach St. Laurent."

„Genug," sagte der Graf höhnisch. „Schnell nach den Pferden und dann in den Bügel und vorwärts!"

Dreizehntes Kapitel.

Die großen Bändiger starker Gemüther, die Bezähmer des rebellischen Herzens, die Ueberwinder der Hartnäckigen, Entschlossenen, Ausdauernden: Schweigen und Einsamkeit, lagen schwer auf Bernhard von Rohan. Nichts zu wissen von den Begegnissen draußen, keinen Messer zu haben für die Schritte der Zeit, die Sonne nicht auf- noch untergehen sehen — nicht einmal den flüchtigen Schatten an der Mauer gewahren, daß er uns das Vorschreiten der zögernden Stunden andeute, mit Einem Worte, Nichts, gar Nichts besitzen, was uns mit menschlichen Geschicken verbinden,

was uns an den gemeinsamen Weg mit unsern Nebenmenschen erinnern kann — Nichts zu fühlen als den matten Schlag des schweren Herzens, die drückende Folge bitterer Gedanken — das heißt gewiß nicht Leben, und ist's auch nicht gerade Tod, ist's wo möglich noch etwas Schlimmeres. Wo keinerlei Veränderung die vorschreitende Zeit bezeichnet, scheint diese in jenen Ozean unterzutauchen, aus dem sie zuerst emporgestiegen — in die Ewigkeit. So erging es denn auch unserm Helden Bernhard von Rohan; aller Mittel beraubt, die Flucht der Zeit zu berechnen, däuchte ihm jeder Augenblick ein Jahrhundert. Körperliches Leiden mochte ihm Linderung dünken im Vergleich mit der verzweiflungsvollen Leerheit des zweiten Tags seiner Gefangenschaft. Fast möchten wir die Strafe des Prometheus für vollständiger halten, wäre er der Einsamkeit des zürnenden Himmels überlassen worden ohne Beigabe des Geiers, der wenn auch sein Peiniger, doch sein Gefährte war. Den ganzen Tag kam keine Seele dem jungen Ritter nahe. Die aufgetragene Speise war genau für vier und zwanzig Stunden berechnet, sie reichte aber in der Wirklichkeit länger aus, denn Rohan berührte sie nicht. Und als endlich am Schlusse dieses Zeitraums die Portion sich erneuerte, gieng der Wärter so eilig ein und aus, daß der Ritter die Erscheinung kaum gewahrte, als sich bereits wieder die Thüre schloß und er aufs Neue sich allein sah.

Nach diesem kurzen Besuch mochten wieder einige Stunden verflossen seyn — Bernhard hatte wirklich eine so ansehnliche Reihe bitterer Begegnisse durchgemacht, daß sie ihm

auf mehr als Einen langen Tag genugsamen Stoff zum Nachdenken bieten konnte, — als er ein Geräusch an der Kerkerthüre hörte, wie wenn eine ungeübte Hand die schweren Riegel zurückschieben und den Schlüssel herumzudrehen versuchte. Zugleich hörte er leise murmeln: „der Tropf hätte eine Lampe da lassen sollen — ha, so ists recht!“ und im nächsten Moment drehte sich der Schlüssel, das Schloß gab nach und die Thüre flog auf.

Das Licht im Gefängniß brannte nur matt, denn es war lange nicht geputzt worden, so daß der Ritter den Eintretenden nicht sogleich erkennen konnte. Als aber dieser den Mund öffnete und sich eine tiefe melodische Stimme vernehmen ließ, fand sich der Gefangene alsbald zurecht, es war sein wilder Freund Corse de Leon.

„Ah! Herr von Rohan,“ sagte der Räuber, sich beim Eintreten rund umsehend, „Ihr seht, ich hab' Euch nicht vergessen. Tausend Flüche über den Schurken! Wie! wagte er's, Euch in ein solches Loch zu stecken. Er hätte Euch jedenfalls ein passenderes Zimmer geben sollen.“

Bernhard ergriff seine Hand. Da es keiner Worte, bedurfte, um ihn zu überzeugen, daß der Räuber zu seiner Befreiung gekommen, so dankte er ihm wieder und wieder, konnte aber dabei seine Verwunderung über die unvermuthete Erscheinung nicht unterdrücken.

Der Andere lächelte. „Daran ist nichts zu verwundern, Herr von Rohan,“ meinte er. „Es gibt wohl keine Thüre im ganzen Kastell, die sich mir nicht so bereitwillig öffnete, als ihrem Herrn. Das Alles ist leicht erklärlich. Ein Theil

der armen Leute, mit denen ich zu thun habe, hält mich für einen Hexenmeister und es ist nicht der Mühe werth, sie auf andere Gedanken zu bringen, obwohl ich nichts weniger als eifersüchtig auf diese Ehre bin. Das Wahre ist an sich wunderbar genug, ohne daß man es noch wunderbarer zu machen braucht," fuhr er nachdenklich fort, „und was ich Merkwürdiges zu Stande bringe, läßt sich neun unter zehnmal durch ein einziges Wort erklären. So mag es sich wohl auch mit den Wundern der Schöpfung verhalten. Wir blicken mit staunenden Augen auf tausend Dinge, die unserer irdischen Natur eben so viele Wunder dünken, ja wir selbst erscheinen uns als solche, und doch möcht' ich glauben, daß sich alle diese sichtbaren Wunder, das Mysterium unseres Daseyns, das Verketten der Geschicke, das lange Netzwerk von Ursachen und Wirkungen, vom Beginn aller Dinge bis zur Ewigkeit, daß sich All das lösen könnte vor unsern Augen durch ein einzig Wort, das uns der Wille Gottes für jetzt vorenthält — durch einen kurzen Aufschluß, der sich aber freilich für diese Handvoll beweglichen Thons nicht eignet."

Damit setzte er sich ruhig auf den Saum des Bettes, ergriff auf die gleichgültigste Weise die Lampe und schneuzte sie, dann fuhr er kurz abbrechend fort: „Wir müssen noch einen Augenblick warten, Herr von Rohan, die Pferde sind noch nicht da, und wir mögen ebensowohl hier müßig seyn, als auf der Höhe."

„Aber ist keine Gefahr dabei? Könnte man uns nicht anhalten?" fragte der Ritter.

Der Räuber lächelte. „Es wäre eine schwierige Auf-

gabe, mich anzuhalten," sagte er, „es wird's aber auch Niemand probiren. Ihr habt wohl von der Reise Masserans nach Paris schon gehört?"

„Keine Sylbe," erwiederte der junge Ritter, „keine Sylbe weiß ich davon; überhaupt hab' ich während meines Aufenthalts in dem verd.....n Loch nicht das Geringste gehört. Natürlich hat er Isabellen mit sich genommen?"

„Das wohl nicht." versetzte der Räuber. „Er machte sich eiligst auf die Reise und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstlich, weil er erfuhr, daß man seinen Umtrieben mit der Krone Spanien auf die Spur gekommen, sodann weil er fürchtete. man möchte wegen Euch Nachforschungen anstellen, und da wollte er sich vorher rechtfertigen. Auch hatte er keine Lust, sich in irgend einer Sache Eurem guten Freunde, dem Grafen Meyrand, ganz anzuvertrauen, besonders aber nicht —"

„Aber wo ist Isabelle?" fiel ihm der junge Ritter ins Wort.

„Ja, wer kann das sagen?" entgegnete Corse de Leon.

Bernhard fuhr ungestüm auf. „So müssen wir sie alsbald suchen," sagte er. „Oeffnen sich Euch wirklich die Thüren des Schlosses so leicht, wie Ihr sagt, als ihrem Gebieter, so durchspähen wir jeden Winkel, und nehmen sie mit. Um Gotteswillen laßt sie nicht hier'"

„Sie ist nicht hier, wo sie auch seyn mag," erwiederte der Räuber, „und ich hoffe, sie ist bereits erlöst. Doch davon später mehr, denn ich höre die Glocke Eins schlagen und wir haben gerade Zeit, vor Ankunft der Pferde die Höhe zu

erreichen. Kommt, Herr von Rohan! kommt. Ich sehe, sie haben Euch die Waffen genommen. Gut, wir müssen für andere sorgen."

Er ergriff die Lampe und schritt zur Thüre voran. Dabei fiel die Beleuchtung auf die Kette an der Wand. Corse ward sie gewahr und seine Miene verfinsterte sich, indem er anhielt. „Ha, verfluchtes Werkzeug der Tyrannei!" murmelte er. „Wann schlägt die Stunde, wo man Dich nicht mehr kennt? Großer Gott! und auch dann erinnert man sich Deiner wenigstens als gewesen. Man wird in Büchern davon schreiben, wird durch Hörensagen wissen, daß es einst Menschen gab, die ihre Mitbrüder mit schweren Eisen fesselten, damit sie die edle Spanne Zeit, ihnen zur Thätigkeit, zur Freude gegeben, in Kerker und Ketten verschmachteten, bis das matte Lämpchen erlosch, der Staub zum Staube zurücksank! Wollte der Himmel, es gäbe keine Geschichte, das Andenken so entsetzlicher Thaten wie sie sich an diese Fesseln hier knüpfen, auf Zeiten zu bringen, wo der Mensch sein Herz von der schmutzigen Schlechtigkeit unserer Tage gereinigt haben wird! Weg damit! Mußte deßhalb der Mensch das Erz ans Licht des Tages schaffen, deßhalb das harte Metall im Feuer zu schmieden lernen? Aber kommt, kommt! ich vergesse mich selbst," und nun führte er Bernharden denselben Weg zurück, auf dem dieser von der Kapelle hergebracht worden war. Die mächtigen Thüren im Felsen standen alle offen, aber der Ritter bemerkte, daß Corse eine um die andere hinter sich schloß, bis sie zuletzt am Fuße des Hügels im Freien standen.

Schwer wär's, ja unmöglich, Rohan's Gefühle beim Athmen der ersten frischen Luft beschreiben zu wollen. Um sich einen Begriff davon machen zu können, müßte man selbst Gefangener gewesen seyn, und zwar ein vom vollen Geiste der Freiheit beseelter Gefangener, man müßte langes Gefängniß ertragen haben, und dann plötzlich erlöst worden seyn. Sein überschwängliches Gefühl wußte sich nur in einem Ausrufe Luft zu machen, im Ausrufe: „Gott sey Dank!" Dann folgte er seinem Gefährten, der mit schnellen Schritten die entgegengesetzte Seite des Hügels hinanstieg, bis er zur Stelle gelangte, wo er Bernharden am ersten Abend ihrer Bekanntschaft erwartet hatte. Die Pferde waren noch nicht da, und Corse setzte sich auf eine Felsenspitze und schien in seine frühern Träumereien zu versinken, allein sein junger Gefährte war nicht geneigt, sich ohne nähere Mittheilung zufrieden zu geben.

„Nun," sagte dieser, „nun! Ihr verspracht mir mehr zu sagen, mehr hinsichtlich Isabellens. Bei wem ist sie? In wessen Händen, wenn nicht in denen des Herrn von Masseran?"

„Sie war," versetzte Corse de Leon, „war in den Händen Eures saubern Freundes, des Grafen von Meyrand."

Bernhards Rechte fuhr nach dem Schwertgriffe, aber er hatte ja keines, und nun murmelte er zwischen den Zähnen: „Elender! Elender! glaubt' ich doch die verrätherische Stimme zu hören. Auf Wen mag man sich in dieser Welt verlassen?"

„Wenigstens nicht auf Solche," meinte der Andere,

„auf die sich die Leute gewöhnlich zu verlassen pflegen. Nicht auf den lustigen Zechbruder, der uns gefällig unsere Baarschaft verzehren, unsere kostbare Zeit vergeuden hilft — nicht auf diesen, nicht auf diesen, junger Herr! Nicht auf den glattzüngigen, plausibeln Rathgeber, der uns überall zuspricht, wo sein eigen Interesse mit im Spiel ist, der unserer Kraft, unserer Mittel sich bedient, Theil zu nehmen an unserem Glücke, unsern Erfolgen — auf ihn nicht, sage ich, gewiß nicht! Auch nicht auf den süßen Schmeichler, der uns gar fein zu verstehen zu geben weiß, wie tugendhaft, groß, gut und weise wir sind, oder uns keck mit Lobsprüchen überhäuft, in der Hoffnung, daß sie wenigstens theilweise nicht verschmäht werden, nicht auf ihn, sag' ich, nicht auf ihn. Ebensowenig auf den Begünstiger unserer Fehler und Thorheiten, verkauft er gleich seine Seele, unserer Sinnlichkeit zu fröhnen; nicht auf ihn. Auch nicht auf die leichtsinnige Dirne, die uns gewährt, was sie versagen sollte, schwörend sie thue es nur aus Liebe, während ihre Liebe für so manchen Andern vorausgegangen — nicht auf sie. So wenig auf den Priester, der Tugend lehrt, ohne sie zu üben, als auf den Heuchler mit den zarten, oder den Heuchler mit den rauhen Worten; so wenig auf den, welcher sich in das Gewand glatter Heiligkeit kleidet, als auf den, welcher den Ruf der Ehrlichkeit auf eine ungehobelte Außenseite gründet. Einige werden mit Euch weinen, Andere mit Euch lachen — Einige mit Euch discuriren, Andere mit Euch spielen, aber traut ja Keinem, als dem Erprobten, als dem, den Ihr als ehrlich kennen gelernt, der sich Euch ehrlich er-

wiesen — doch wir sprachen vom Grafen Meyrand. Daß er Euch verrathen und getäuscht, und zwar recht schändlich verrathen, fällt ihm zur Last, nicht Euch, denn hieltet Ihr ihn auch für redlich, schenktet Ihr ihm doch nicht schwachsinnig Euer Vertrauen. Das Beste wäre wohl, Ihr nageltet ihm beim nächsten Zusammentreffen die Ohren an die Thüre, aber wie gesagt, Ihr habt Euch deßhalb Nichts vorzuwerfen. — Inzwischen, hoff' ich, ist das süße, liebe Kind bereits seinen Händen entkommen, denn Einer, der ihr ausnehmend wohl will, hat diesen Theil der Aufgabe über sich genommen."

„Aber wie?" rief Bernhard, „wie kam sie überall in seine Gewalt?"

Corse erzählte ihm kurz, doch mit genügendem Detail, Alles was sich seit der letzten Katastrophe mit Isabellen begeben. Die gewaltige Entrüstung, die sich im Verlauf der Erzählung in der Brust des jungen Ritters entzündete, machte sich nicht in vielen Worten Luft. „Da muß Fürsorge getroffen werden!" sagte er, „ja lieber Freund, wir müssen auf die Rettung des lieben Kindes bedacht seyn. Können wir uns auf den guten Vater Willand verlassen? — Nicht seine Ehrlichkeit mein' ich, sondern seine Kräfte. Ist er doch, wie es scheint, allein, ohne Beistand und Rückhalt, sich mit einem verschlagenen, reichen, mächtigen Manne zu messen, der noch überdieß ein zahlreiches Gefolge bei sich hat."

„Wohl können wir auf ihn bauen," erwiederte der Andere, „ich weiß es gewiß. Die Kunstgriffe des Grafen, wie alle jämmerlichen Kunstgriffe, werden zu seinem eigenen Schaden ausschlagen, und in ruhiger, verständiger Ueberle-

gung nimmt er es mit dem guten Mönche nicht auf. Ueberdieß ist Pater Willand nicht so ganz ohne Rückhalt, wie Ihr annehmt. Wohl mag es Euch seltsam klingen, aber Viele der Eurigen, ich glaube wohl gar Alle, sind bei ihm, um ihn."

„Nein," versetzte Bernhard, „das überrascht mich nicht. Die Meisten sind in der Herrschaft Brienne aufgewachsen, haben Isabelle seit ihrer Kindheit gekannt, und wohl Keiner, der sie einmal gesehen, würde nicht gerne sein Leben für sie wagen."

Corse de Leon konnte sich eines melancholischen Lächelns nicht enthalten. Sind uns einmal die lieblichen Täuschungen entflohen, die, dem Heiligenschein des Morgenhimmels vergleichbar, in der Dämmerung unserer Jugend die leichte Luft und unkörperliche Dünste, vielleicht selbst die wolkige Heimath des künftigen Sturms mit den glühendsten Farben der Einbildungskraft verkleiden, und hören wir dann einen Dritten noch nicht Enttäuschten auf ihre Realität schwören, welch' trauriger Kontrast bietet sich uns in diesem Augenblick zwischen dem, was wir sind, und was wir waren! — wie melancholisch wird da die Ueberzeugung von der Leere unseres traumgleichen Lebens! Und doch mischt sich ein süßes Gefühl in unsere Trauer, daß andere sich noch freuen und glauben, wo wir selbst uns nicht mehr freuen, — nicht mehr glauben können; unsere Schwermuth erhebt und veredelt sich, indem die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der schönsten Lebensfreuden uns mit dem innigsten Sehnen nach wahreren, dauernderen erfüllt.

Bernhard ward diesen Ausdruck auf dem Gesicht seines

Gefährten nicht gewahr, obgleich die Nacht hell und klar, und noch vom Tageslicht genug vorhanden war, selbst unbedeutende Gegenstände zu bemerken. Allein seine Blicke waren in diesem Moment auf das Schloß Masseran gerichtet, insbesondere auf den nordöstlichen Außenthurm, der, vom Hauptgebäude auf zwei bis dreihundert Ellen entfernt, nur durch Mauern und einige kleinere Festungswerke mit ihm in Verbindung stand. Eine starke Lichtmasse strömte aus dem Thurm, Anfangs jedoch nur aus den obern Schießscharten. Aber sie wurde nachgerade immer stärker und stärker, und brach zuletzt aus allen Fenstern des untern Stockwerks hervor. Fast meinte Rohan, er sehe die Flamme von außen an dem dunkeln Steinwerk leckend sich hinaufschlängeln und bald überzeugte er sich, daß es keine optische Täuschung, sondern volle Wahrheit war. Dann erhob es sich, eine blasse, weiße Rauchsäule in die Luft, und in wenig Minuten ruhte eine dichte Wolke über dem Thurm, von einem ominösen Widerschein umhüllt, der in dem Maße zunahm, als sich das Feuer unten verstärkte.

„Seht doch! seht doch!" rief Rohan, Corse de Leon am Arm fassend; aber noch hatte er nicht geendet, als das Dach des Thurmes in sich zusammenstürzte und eine Flammenpyramide zum Himmel emporstieg.

„Ich seh's wohl," versetzte Corse de Leon, „aber hier sind die Pferde! nun schnell der Stelle zu, wo wir, hoff' ich, Eure Verlorene finden. Dann eilt Ihr ohne Verzug querfeldein der französischen Grenze zu. Eure eigenen Leute genügen zu Eurem Schutze und sie werden über Euren Anblick

sehr erfreut seyn, denn so sehr sie nach Eurer Meinung der schönen Isabelle gewogen seyn mögen, wären sie wohl nicht von der Stelle gewichen, hätten wir uns nicht einer kleinen List bedient. Wir ließen sie nämlich in dem guten Glauben, mehr als daß wir es ihnen aufbanden, Ihr und das Fräulein wäret beisammen. Meine Leute hier wagen es nicht, einen Fuß auf jenen Boden zu setzen und die übrigen Freunde sind ferne. Dieß ist der einzige Grund, warum ich das Fräulein nicht selbst befreite, und den elenden Verräther nach Gebühr züchtigte."

Indem er noch sprach, erschienen drei bis vier Berittene, mit zwei Handpferden. Ohne von dem Feuer weitere Notiz zu nehmen, schwang sich Corse de Leon in den Sattel, und schlug den Weg nach dem kleinen Wirthshause ein, dessen wir schon mehrmals zu gedenken Gelegenheit hatten.

Der junge Ritter folgte dem Beispiel, aber noch hatten sie sich keine hundert Ellen entfernt, als eine laute Explosion erfolgte, daß ringsum die Felsen schütterten, und das ganze Thal wiederklang. Die Pferde stutzten und fuhren zurück, und Bernhard und sein Gefährte sahen sich unwillkürlich nach dem Schlosse um. Der brennende Thurm hatte nun gänzlich seine Gestalt verloren, nur ein Theil der Mauer war noch zu sehen, an denen die Flamme noch immer hie und da hinauf leckte.

„Versteht Ihr das?" fragte Corse de Leon, und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ein Act der Thorheit, dessen sich ein König oder erster Minister nicht zu schämen hätte. Es sind Leute im Schlosse, die, bekannt mit

meinem Kommen und Eurem Entkommen, Thurm und Gefängniß vernichteten, damit ihr Gebieter Eurer Flucht nie auf den Grund kommen könne. So ist die Welt; jedem Akte der Schwäche, der Thorheit, des Verbrechens, muß nach unserer Ansicht ein zweiter folgen, jenen zu verbergen, zu rechtfertigen. Hat sich einer, gleichviel ob Privat- oder Staatsmann, durch einen Kapitalfehler in eine gefährliche Lage gebracht, so erforderts ja, meinen sie, schon die Schicklichkeit, den Wirkungen des ersten durch einen zweiten zu begegnen. Sie vergessen, daß jeder Fehler eingeschrieben ist in den zwei ewigen Büchern — dem Buche des Verhängnisses, dieses Dieners Gottes, und dem Buche Gottes selbst, und gewiß wird der ganze Belauf zu einer schwerern, furchtbaren Rechnung anwachsen. Doch voran!"

Vierzehntes Kapitel.

Der Schauplatz ändert sich nun gänzlich. Es ist nicht mehr die alte Bühne, auch die Acteure haben gewechselt. Von den Savoischen Bergen, dem Ritterschlosse, der einsamen Kapelle, dem anspruchlosen Wirthshause wenden wir uns nach der Hauptstadt Frankreichs, zu ihren stattlichen Palästen, der blinkenden Halle mit all dem lachenden geräuschvollen Treiben. Hier finden wir Alles versammelt, was jene schimmernde Periode, die mit Franz dem Ersten beginnend mit seinem unmittelbaren Nachfolger zu Ende gieng, an Notabilitäten im Gebiete des Glanzes, der Ta-

pferkeit, der Schönheit, des Witzes aufzuweisen hatte. Wie gesagt haben auch die Acteure gewechselt; der junge Krieger und seine holde Braut, der arglistige Italiener, der hochmüthige, charakterlose Graf stehen nicht länger vor uns. Auch Pater Willand bleibt zurück und selbst der Mann, der sich keines geringen Grads unserer Gunst zu erfreuen hat, Corse de Leon, muß vorläufig abtreten.

An der Thüre, — oder besser gesagt, jenseits der Thüre, denn sie befanden sich nicht mehr im Zimmer — standen zwei königliche Leibwächter. Die Hellebarde ruhte auf ihrer Schulter, auf welcher das wohlbekannte Zeichen des Salamanders reich gestickt sich präsentirte. Die beiden Männer hatten hier den Dienst eines lebenden Thors zu verrichten, sie versperrten den Ankommenden den Weg bis zur bestimmten Zeit, wo sich die Hallen des Louvre auf Befehl des Königs öffneten.

Heinrich, im Sommer seiner Jahre, anmuthig, schön, lebendig, mit einer Feuermiene, aber äußerst sanft und gutmüthig, stand am fernsten Ende des großen, fast leeren Empfangzimmers hart an dem Fenster, das auf die Seine hinauswies. Er unterhielt sich lebhaft mit einer Dame, bei deren Einführung wir uns etwas verweilen müssen, denn es handelt sich um die Person der gefeierten Diana von Poitiers. Zwar waren jene Tage vorüber, wo ihre blendende Schönheit die Augen Aller nicht weniger als die ihres königlichen Geliebten gefesselt, aber dennoch war sie noch immer sehr schön. Dabei enthielten ihre Züge einen Ausdruck von Kraft und Entschiedenheit, von thätig verständiger Lebhaftigkeit,

der auf den ersten Blick die Hauptrichtung ihres Charakters bezeichnete. Dem aufmerksamen Beobachter dieses Wechsels der feinen Züge, des raschen Geberdenspiels, des plötzlichen Aufflammens der Augen, der bald ungestüme Heftigkeit, bald tiefes Nachdenken verrathenden Miene, die ebenso schnell in ein heiteres Lächeln, ein herzliches Lachen, als in einen zum Himmel erhobenen Blick ich verwandelte, konnten die manchfachen Zauber und Ueberredungskräfte eines so begabten Wesens nicht entgehen. Es mußte ihm klar werden, daß so vollendet Züge und Ausdruck im Zenith ihrer Blüthe gewesen seyn mochten, der Hauptreiz des schönen Gesichts doch gewiß immer in seiner wundervollen Abwechslung lag.

Und was bewegt sie in diesem Augenblicke, was ist das Anliegen, das sie mit dieser Heerschaar von Kunstgriffen, Zaubern und Reizen bei dem Könige durchzusetzen sucht, daß man kaum annehmen kann, er werde zu widerstehen vermögen? Seht, wie sie sich mit den schönen Händen an seinen Arm hängt, wie das sprechende Auge zu ihm aufblickt! Nun fährt ein Schatte von Unmuth über ihre Stirne, die eine Hand läßt seinen Arm los, das Köpfchen wendet sich theilweise weg, eine Thräne trübt momentan das Auge, dann strahlt es glänzender als zuvor. Wie heiter lacht sie nun wieder mit dem herzlichen freudigen Lachen, das wir so selten hören, außer von kindlichen Lippen, und nun folgt ein Blick des beredtesten Nachdenkens, indem sie mit ausgestreckter Hand dem Monarchen gegenüber ein wichtiges Thema verficht, nicht anders, als thronte die Göttin Suada auf der

erhabenen Stirne! Welch hinreißendes Bild stellt sie uns in diesem Augenblicke dar! Ihre Worte ändern die Geschicke Europa's und mit Lachen, Thränen, erhabenen Sentenzen, alles zusammengemischt zu einem wundersamen Gegengift, kurirt sie das kranke Schooßkind Fortuna's, einen König, von der giftigen, pestilenzialischen Krankheit, der Kriegssucht!

„Gut," sagte der König, „gut Ihr habt gewonnen. Er soll die Vollmacht haben, so schwer es mir wird dem kalten, hochmüthigen Spanier in irgend einem Dinge nachzugeben. Und wenn auch letzlich Fortuna mit ihrer ganzen Unbeständigkeit die Wage momentan zum Nachtheile Frankreichs hielt, haben wir nicht schon Vieles wieder gewonnen, gewinnen wir nicht täglich mehr?"

„Wahr, Sire, sehr wahr," erwiederte Diana von Poitiers," Eure Armeen gewinnen wieder das Verlorene. Aber mein Land, Sire, ist nicht in demselben Falle. Frankreich leidet und seufzt bei jeder Wunde, die es Spanien schlägt, und jeder Eurer Streiche verletzt Euch selbst mehr noch als den Feind."

„Der König war im Begriffe zu antworten, aber sie hielt ihn lebhaft zurück: „doch bin ich nicht thöricht, mit Euch zu streiten?" fuhr sie fort. „Ihr sagt ja, ich hätte gewonnen, habt mir die Vollmacht zugesichert, und mag mir nun Heinrich auch an Gründen überlegen seyn, sein Wort bricht er nie. Ueberdieß hab' ich nicht auch noch ein Privatanliegen auf dem Herzen?"

„Ha!" sagte der König, sein gedankenvolles Schweigen brechend und augenscheinlich noch immer voll Bedenken,

und unwillig das besprochene Thema ruhen zu lassen — „das hatte ich wirklich vergessen. Ihr erwähntet eines Privatanliegens, wie? ich erinnere mich dessen nicht mehr, holde Diana. Aber freilich ist's auch hart vom Frieden hören sollen nach einer Niederlage. Wären wir noch warm vom Siege, noch geröthet vom Gefühle des Triumphs, der Feind in flehender Stellung uns zu Füßen, nun wohl, da ließen sich Friedensanträge hören, da könnte man ihn willig und großmüthig gewähren. Aber nach dieser verfluchten Schlacht von St. Laurence — nach einer so totalen, ausgezeichneten, furchtbaren Niederlage — der Connetable selbst gefangen — die Hälfte des gesammten Adels verwundet oder todt — unsere Soldaten zerstreut, die Provinzen überzogen — ists freilich bitter das Wort Friede hören zu müssen."

„Gewiß dem Herzen eines Heinrich so bitter," erwiederte die Dame, „als die Kriegstrompete dem Ohre so manchen Mannes. Aber Ihr habt zugesagt, Sire, habt Montmorency unumschränkte Vollmacht zugesichert, und — meine Petition vergessen."

„Gut, gut," sagte der König seufzend, „und worin besteht denn Euer Anliegen? ich weiß, Euer Privatinteresse hat mit der Sache nichts zu thun; Ihr standet nie mit Montmorency auf freundschaftlichem Fuße."

Die Herzogin erröthete leicht und versetzte alsbald: „Allerdings war ich nie seine Freundin, Sire, so lange ihm ein stolzes Glück lächelte, und als er Eure Majestät zu harten, dem Lande verderblichen Maßregeln veranlaßte. Nun aber, ich gestehs, bin ich seine Freundin, wie er sein

Unglück mit Ruhe und Würde tragend, Euer Majestät auf eine zur Rettung des Königreichs nothwendige Bahn zu leiten sucht. Ich habe mich ihm so sehr genähert, daß ich sogar eine Familienallianz in Aussicht stellte — die Verbindung unserer lieben Henriette mit seinem Sohne Damville — Nein, stutzt nicht, Sire, ich hab' Euch ja früher davon gesagt."

„Wirklich?" rief der König, „wirklich? ich entsinne mich nicht mehr, doch nein, es fällt mir etwas davon ein, aber ich muß wirklich an andere Dinge gedacht haben. Wie kann ich denn aber zu diesem Kontrakt meine Einwilligung geben," fuhr er fort. „Bedenkt doch, theure Dame, hörtet Ihr denn nicht von dem Gerüchte, das über Damville im Umlaufe? Wie sein Bruder soll auch er in geheimer Ehe seyn mit einer Italienerin?

„Es ist dergleichen etwas im Umlauf, Sire," erwiederte die Herzogin von Valentinois, „aber ich denke ohne Grund. Wäre dem aber auch so," fuhr sie entschlossen fort, „was liegt denn eigentlich daran? Die Verbindung hat längst aufgehört, der Pabst will die Ehe augenblicklich annulliren, und es ist ja noch nicht lange her, daß Euer Majestät ein Edikt gegen geheime Ehen zu erlassen versprochen. Sie sollten sämmtlich für ungültig und illegal erklärt werden, mit Ausnahme derjenigen, denen die volle Einwilligung der nächsten noch lebenden Verwandten zu Theil wurde, jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalt allerhöchsten Gutdünkens Eurer Majestät."

„Ich weiß es," versetzte der König. „Das Edikt ward

aufgesetzt, aber nie unterzeichnet, weil man bei seinem innigen Zusammenhang mit den kirchlichen Angelegenheiten die Sanktion unseres heiligen Vaters in Rom einzuholen für passend hielt und dieser wußte gar mancherlei dagegen einzuwenden. Aber wär's auch erlassen worden, könnt' es doch nicht auf vergangene Fälle zurückwirken."

„Euer Majestät halten zu Gnaden," entgegnete die Herzogin. „Vermöge einer besonderen Klausel ward es auf die Vergangenheit bezogen, wenigstens steht es so in einem Briefe, der mir vor wenig Stunden zugekommen. Er ist von Eurem getreuen Diener, dem Grafen von Meyrand, der das Edikt nach Rom zu überbringen hatte. Hätte es diesen rückwirkenden Sinn nicht," setzte sie heftig hinzu, so wären freilich Montmorency und meine Erwartungen gar bitter getäuscht."

Die königliche Stirne schien sich zu umwölken und die Herzogin fuhr eilig fort: „Es ist mir gewiß nicht um mich zu thun, Sire! auch nicht um die projektirte Heirath zwischen Henriette de la Mark und dem jungen Damville, aber ein anderer Umstand läuft damit unter, der dem guten Connetable schon manchen Seufzer ausgepreßt hat. Der Herzog, sein ältester Sohn, ist ehrgeiziger als sich Euer Majestät träumen läßt."

„Wirklich?" sagte der König mit einem Anflug von Lächeln. „Was meint Ihr damit, schöne Dame? Ist sein Ehrgeiz etwa dem Staate gefährlich?"

„Nein, Sire, das nicht," versetzte die Herzogin lächelnd, da ihr nicht entging, daß der König trotz seiner affektirten

Unwissenheit sie vollkommen verstand. „Da ist eine gewisse liebenswürdige Dame, die mit meiner Wenigkeit einen und denselben Namen führt, überdieß sehr nahe stehend den Gefühlen Eurer königlichen Person, so nahe wie eine leibliche Tochter, meinen die Leute. Sie hat nun einige Zeit in ihrem Wittwenkleide getrauert und der junge Herzog von Montmorency im stolzen Bewußtseyn des königlichen Bluts, das auch in seinen Adern fließt, wagt um die Hand der schönen Dame zu seufzen. Aber der Stein des Anstoßes ist der fatale Kontrakt, den er ohne Wissen und Willen seines Vaters mit Fräulein von Pienne unterzeichnete.“

„Ich habe davon gehört,“ sagte der König, dem die Idee einer Verbindung seiner natürlichen Tochter mit der erlauchten Familie Montmorency nichts weniger als unwillkommen war. „Aber ist der Connetable mit der Heirath einverstanden? Und wenn so, warum brachte er sie nicht früher zur Sprache?“

„Allerdings hegt er diesen Wunsch in tiefster Unterthänigkeit, Sire,“ erwiederte die Dame, „und er hat mich gebeten, meine ganze Ueberredungsgabe aufzubieten, damit Euer Majestät geruhen möge, Eure Einwilligung zur Verbindung seines Sohnes mit Madame de Farnese zu geben. Zwar weiß ich wohl, er überschätzt meine Mittel, indessen rechnet er auf ein Restchen von Neigung, das mir Euer Majestät noch immer bewahre, so wie auf Eure Rücksicht und Achtung für ihn selbst.“

Das hab' ich Beides in hohem Grade, theure Dame,“ sagte der König; dann wurde er nachdenklich und fügte wie

im Selbstgespräch hinzu: „eine sehr unglückliche Heirath — aber daß ein rascher Knabe sein Lebenlang in Kummer und Cölibat für die Thorheit seiner Unterschrift büßen soll, büßen für ein Versprechen, das ihm ein arglistiges Weib entlockte, wäre zu viel. Gern möcht' ich die Reinschrift des besprochenen Edikts sehen."

„Dort steht der Kanzler, Sire, „erwiederte die Herzogin, auf eine Gruppe von drei bis vier Personen deutend, die ihr beim Eintritt in die Halle gefolgt, aber am andern Ende leise zusammenflüsternd, stehen geblieben waren. „Dort steht der Kanzler, Sire, vielleicht hat er gerade eine Abschrift, des Edikts bei sich."

„Vielleicht, vielleicht, schöne Dame," sagte der König über die offen zu Tage liegende Intrigue lächelnd, indem er ihr zärtlich die Hand auf die Schulter legte. „Vielleicht mag das so seyn. He da! Herr Kanzler, auf ein Wort."

Auf den ersten Ruf trat ein großer, hagerer Mann im reichen, pompösen Gewand eines Großwürdenträgers der römischen Kirche aus der Gruppe, und näherte sich mit tiefem Bücklinge dem Könige. Sein Gesicht war dunkel und blaß, seine Züge hatten das italienische Gepräge und der Ausdruck ruhiger, schlauer Gewandtheit, aufs Vollkommenste damit im Einklang, herrschte darin vor.

„Seine Majestät, Herr Kardinal," begann die Herzogin, welcher das bedeutende Lächeln auf dem königlichen Antlitz nicht entgangen war, zu dem berühmten Johann Bertrandi: — „Seine Majestät, Herr Kardinal, wünscht eine Abschrift des Edikts über die geheimen Ehen zu sehen. Bekanntlich

ward es vor einigen Monaten aufgesetzt, aber nie unterzeichnet, ich bat Euch diesen Morgen, darnach zu sehen. Hat es sich gefunden?"

„Ich hab's hier, gnädige Frau," erwiedert eder Kanzler alsbald, indem er das Portefeuille unterm Arm hervorholte. „Darf ich es Euer Majestät präsentiren?" und nun wählte er die Urkunde aus der Masse anderer Papiere, und überreichte sie dem Könige.

Dieser nahm und las aufmerksam. „Ist," fragte er, „die Form in gehöriger Ordnung, eignet es sich so zur Bekanntmachung?"

„Allerdings, Sire," war die Antwort, „es fehlt nichts mehr als Euer Majestät Unterschrift und Siegel."

Heinrich ward nachdenklich! „Und ist, fragte er endlich, „ist es in jeder Beziehung in strikter Uebereinstimmung mit den französischen Gesetzen?"

„Que veut le roi veut la loi," erwiederte der Kanzler, und mit diesem tyrannischen Axiom, dessen versuchte Durchsetzung mehr Blutvergießen in Frankreich verursachte als vielleicht irgend eine andere jemals niedergeschriebene Zeile, beruhigte Johann Bertrandi sein Gewissen über die Sanktionirung einer These, die dem wahren Geiste jeden Gesetzes schnurstracks wiederspricht.

Heinrich aber gab sich nicht sobald zufrieden. So leicht es sonst heillosen Rathgebern wird, alle mögliche Scheingründe für die verwerflichen Wünsche des Monarchen aufzufinden, ja trotz der augenscheinlichen Vorliebe des Königs für das fragliche Heirathsprojekt, konnte er sich über die

Rechtmäßigkeit einer Rückwirkung des Gesetzes noch immer nicht beruhigen. Er fixirte den Kardinal, dann Diana mit zweifelhaftem Lächeln und sagte endlich: „Hebt es auf, Herr Kardinal, ich muß mich noch einen Tag darüber besinnen. Nein, seyd nicht so traurig, schöne Dame, es soll gewiß in günstige Erwägung gezogen werden. Vergeßt nicht, daß unsere Wünsche Hand in Hand gehen. Nun aber von was Anderem, Diana. — Ihr besucht doch heut Abend unsere heitere Halle? Ihr dürft wirklich nicht fehlen," fügte er bei, als ihm die verdrießliche Miene der Herzogin nicht entgieng; „Henriette de la Mark soll mit ihrem Geliebten Damville eine Galliarde tanzen."

„Aber kann der Geliebte je zum Gemahl werden?" fragte Diana mit dem vollen Blicke des Vorwurfs, und fügte mit der vollendetsten Kunst in Leitung des Monarchen bei:" Doch es hat nichts zu sagen! Hab' ich doch meinen Endzweck zum Besten des Landes erreicht, so hat es nichts zu sagen, wenn ich in einem Privatanliegen scheiterte. Mein guter Herr Kanzler, Seine Majestät haben geruht, dem edeln Connetable von Montmorency unumschränkte Vollmacht zu alsbaldigem Abschlusse eines guten und billigen Friedens mit Spanien und dem Reiche zu verwilligen. Ich darf wohl sagen, dieser glückliche Erfolg kommt auf Rechnung einer Dame, die für sich selbst nichts erhalten konnte! Doch nicht ihr gebühre die Ehre, sondern dem Könige, weil er seine Ruhmliebe, die Begierde nach Sieg, seinem guten Frankreich zum Opfer brachte. Wollt Ihr nicht, Sire," fuhr sie fort, „dem Kanzler Befehl geben zu alsbaldiger

Ausfertigung der Vollmacht? Es kann nicht schnell genug geschehen."

„Wozu," fragte Heinrich, „wozu denn solche Eile?"

„Weil es," versetzte die Dame, „zwei fest stehende, vom Glück begünstigte Männer gibt, deren Hauptbestreben seyn dürfte, Euer Majestät zu einer Sinnesänderung zu vermögen. Der Eroberer von Calais mag allerdings in Kriegs- und Friedenssachen ein Wörtchen mitsprechen wollen, und der Kardinal von Lothringen liegt ohnedieß Euer Majestät immer in den Ohren. Der Vorsatz könnte verrauchen, der Krieg noch lange glorreich fortgesetzt werden, und Frankreich darüber — zu Grunde gehen."

„Nein nein," entgegnete der König, die Herzogin ihren vorwurfsvollen Blick zurückgebend — „so wankend bin ich nicht in meinen Vorsätzen. Die Guisen haben so viel Einfluß nicht als Ihr meint."

„Wenigstens," erwiederte Diana keck, „haben sie Einfluß genug gehabt, die Erscheinung eines gewissen Edikts mehrere Monate lang zu hintertreiben. Ich meine dasselbe Edikt, das auf Befehl des Königs entworfen ward zur Sicherheit und zum Schutze des französischen Volks und zu Beseitigung des unseligen Uebelstandes, unter dem gegenwärtig die Hälfte der edeln Familien des Landes seufzt, mit einem Wort das Edikt gegen die in wilder Jugend geschlossenen Mißheirathen."

„Damit hatten die Guisen nichts zu schaffen, und haben nichts damit zu schaffen," versetzte der König ungeduldig. „Welches Interesse sollten sie dabei haben? Aller-

dings widersprach, wie ich mich entsinne, der Kardinal von Lothringen, aber aus allgemeinen Rechtsgründen. Welches Interesse sollte er oder sein Bruder für oder wider das Edikt haben?"

„Kein Anderes als das Haus Montmorency nieder zu halten," erwiederte Diana von Poitiers, „die Hoffnungen des jungen Herzogs zu Wasser zu machen, denen er sich vielleicht allzu dreist hingab."

„Ich möchte dieser Ansicht beitreten, Sire," begann der Kanzler. „Es ist allerdings Grund vorhanden zu der Vermuthung, daß unser heiliger Vater, der Pabst, seine Einsprache erhob in Folge der Einstreuungen des Kardinals von Lothringen. Es ist Euer Majestät nicht unbekannt, daß ein Bote des Kardinals den Grafen Meyrand überholte. So fand denn der Letztere den heiligen Vater bereits gegen das Edikt eingenommen."

„Wir wollen's bedenken," war des Königs Antwort. „Beruht die Opposition auf faktiösen Gründen, so werden wir ihr kein Gehör geben, aber ich möchte vor Erlassung des Edikts einen Rechtfertigungsgrund haben, bei dem meine und Eure persönlichen Wünsche, schöne Dame, aus dem Spiel blieben. Ich muß Zeit haben darüber nachzudenken. Nun aber öffne man die Thüren, denn wir haben unsern Hof schon zu lange warten lassen."

Dem gemäß giengen die Thüren des Vorzimmers auf, die Wachen traten mit ihren Hellebarden auf die Seite und in wenig Minuten wimmelte der große Empfangssaal von Frankreichs Adel. Der König empfieng mit huldvoller

Herablassung seine Vasallen, sprach mit Mehreren, lächelte gegen Alle, und das Flüstern der Stimmen, der Klang der Schritte, das Rauschen der Kleider, all das zusammengenommen verbreitete ein allgemeines summendes Getöse. Kanzler und Herzogin benutzten dasselbe zu einem leisen Zwiegespräche, und ein Vorübergehender hörte Letztere Jenem zuflüstern: „Nicht allein das, Herr Kardinal, wenn es gelingt, sondern auch die Abtei St. Martin. Sie trägt ihre zwölftausend Kronen des Jahrs."

Ein tiefer Bückling mit dem unterwürfigsten Lächeln war des Kanzlers Antwort, und die Herzogin wendete sich einer andern Gruppe zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir finden zunächst unsere schöne Bekannte, die Herzogin von Valentinois, in sitzender Stellung, einem Spiegel von der wundersamsten Politur gegenüber, vor ihr der Toilettentisch, bedeckt mit den wunderbarsten Essenzen und Parfümerien sämmtlicher vier Welttheile. Zum Sitz diente ihr ein breiter Armstuhl, mit reichem Sammt ausgeschlagen, und damit wir über der Beschreibung der Nebensachen eines wichtigen Umstands, der Zeit, nicht vergessen, so war's Abends neun Uhr und zwar an demselben Tage, mit dem sich das vorige Kapitel geschlossen. Die Herzogin war im Negligée von Silberstoff, das frühere etwas beschwerliche Prachtkleid war verschwunden, und nun gings an

den Anzug für die Abendunterhaltung bei Hofe, wobei sich drei Zofen äußerst thätig um ihre Person erwiesen. Aber auch in diesem einfachen Aufzuge und aller Verschönerungsmittel des Schmuckes und der Kleidung baar und ledig, nahm sich die Herzogin nicht weniger reizend aus, auch erschien sie ohne allen Aufwand von Kunst eben so jugendlich, als im pompösesten Hofkleide. Der dienstbare Geist, der die langen, luxuriösen, braunen Haare zurecht zu machen hatte, war nicht im Stande, auch nur Einen Silberfaden als Zeugen der vorrückenden Jahre zu entdecken. Die Zähne waren noch ebenso perlenweiß als in ihrer frühesten Jugend, Stirne und Nacken boten auch nicht Eine Furche, die zu ziehen der Hand der Zeit gelungen wäre.

Zu Füßen der Dame, auf einem Schemel, saß ein liebliches Mädchen, mit einem Gesicht, dessen Züge eine leichte Aehnlichkeit mit denen der Herzogin verriethen. Das Fräulein, in vollendetem schimmerndem Anzuge, sah empor zum Gesicht der Herzogin, wie versunken in Staunen und Bewunderung über eine Schönheit, welche selbst dem großen Zerstörer aller Dinge siegreich zu trotzen schien.

Ihrerseits sah die Herzogin mit dem Blicke des Vergnügens und der Neigung auf das hübsche Kind, dem die Anrede „meine schöne Henriette“ zu Theil ward. Sie strich ihr mit eigenen Händen die Locken von Stirne und Gesicht, und sagte: „Du mußt heut Abend ja recht liebenswürdig erscheinen, denn nun gilt's zu bezaubern und zu fesseln.“

Das Fräulein lächelte etwas muthwillig und meinte: „Nein! das wär' eine schlechte Politik, lieber jetzt weniger

liebenswürdig scheinen und nachher um so mehr. Gegenwärtig bin ich seiner Liebe gewiß. Später aber muß ich mich aufs Bezaubern legen, wenn er mein Gemahl ist, um seine Liebe zu erhalten."

Auch die Herzogin lächelte: „Glaub' mir, Henriette," erwiederte sie, „leicht erhält sich die Liebe des Mannes, wenn das Weib sich dieselbe Mühe gibt, sie zu bewahren, wie vordem sie zu gewinnen. Oft machen wir Männer wankend, die gerne treu wären, weil wir für hinreichend halten, sie einmal bezaubert zu haben. Wie viele unseres Geschlechts sehe ich täglich, Henriette, die sich alle erdenkliche Mühe geben, Neigung einzuflößen, die heiter und aufgeräumt, artig und gütig sind, gefallen wollen, sich gar leicht zufrieden geben, mit Einem Worte nichts als Grazien und Lockungen zur Schau tragen, und, ist das Ziel erreicht, geben sie auf einmal jedes Streben auf. Nun sind sie gleichgültig, mürrisch, anspruchsvoll, unfreundlich, rauh und dann wundern sie sich, wenn das gewonnene Herz schneller wieder verloren geht, als es erobert ward! Beim Fliegenfangen legt selbst ein Kind nicht blos Einen Tropfen Honig, denn das Insect würde ihn aufsaugen und dann davonfliegen. Es muß Honig genug da seyn, um die Thierchen festzuhalten, meine Liebe."

„Eine Lehre, die ich nie vergessen will," sagte Henriette de la Mark. „Da ich aber immer meinte, meine Gnädige, unser Streben gehe nach Glückseligkeit, nicht nach Bewunderung, so würd' ich wohl nie vergessen haben, daß Neigung sich nur durch dieselben Mittel erhalten wie erwerben läßt.

Aber horch! es wird unten laut. Es können doch nicht schon die Gäste seyn?"

Die Frage löste sich sogleich; eines der Kammermädchen ward hinaus gerufen und kam mit der Botschaft zurück, es wären so eben in größter Eile zwei Herren angekommen, welche die Herzogin augenblicklich zu sprechen wünschten. Diese kehrte sich zornig gegen das Mädchen mit der Frage, ob man ihnen denn nicht gesagt habe, daß sie gerade an der Toilette sey? Jene erwiederte bejahend, aber sie hätten sich auf die Dringlichkeit ihres Anliegens berufen.

„Man bitte sie um ihre Namen," sagte die Herzogin nach augenblicklichem Besinnen. „Meyrand's letzter Brief spricht von baldiger Heimkehr. Vielleicht ist er es selbst?"

Und so war es auch wirklich, der andere Name aber war der des Herrn von Masseran.

„Sie möchten sich nur einen Augenblick gedulden," fuhr die Herzogin fort, „ich will mich möglichst beeilen. Schlinge mir das Haar in einen großen Knoten zusammen," Lourette. — So oder so, nur flink!"

Dann schlang sie das Gewand fester um sich, winkte Henrietten mit der Hand, sie hier zu erwarten, und eilte in Begleitung eines der Mädchen, das ihr voran leuchtete, in den Saal hinab.

Beim Eintritt in denselben präsentirte sich ihr, neben einer Tafel stehend, die hochgewachsene, graziöse Gestalt des Grafen Meyrand, und ihm zur Seite der finstere, verschlagene Marquis von Masseran. Bis auf einen gewissen Grad behaupteten Beide ihre gewöhnliche Fassung, obgleich sich

die manchfachen Bewegungen in ihrem Innern nicht ganz verkennen ließen. Meyrand's Benehmen verläugnete die frühere Anmuth und Würde nicht, ein leichtes Auftreten und ruhige Selbstbeherrschung waren ihm auch wirklich so sehr zur andern Natur geworden, daß er sie nie ganz aufgeben konnte. Aber seine gewöhnliche gleichgültige Miene war dahin, und eine ungeduldige Heftigkeit in seinem Blicke gab Zeugniß von dem wilden, geschäftigen Zustande seines Innern. Auch mit seinem Gefährten war eine Veränderung vorgegangen. Der Ausdruck ruhiger Schlauheit, sonst der herrschende auf diesem Gesichte, falls er nicht zu Zeiten wilden Regungen weichen mußte, hatte nun einer rastlosen Unruhe Platz gemacht, in der das scharfe, blitzende Auge bei jedem Laut flüchtig und unstät umherschweifte.

Der Graf gieng der Eintretenden mit Zeichen der tiefsten, unterthänigsten Huldigung entgegen, und brachte die dargebotene Hand ehrerbietigst an die Lippen. Der Gebieter von Masseran folgte ihm auf der Ferse, und eine augenblickliche Pause trat ein. Aber die Herzogin, viel zu ungeduldig, die Ursache des unerwarteten Besuchs erst im Laufe der Unterhaltung zu erfahren, beharrte nicht lange in ihrem Schweigen.

„Willkommen in Paris, Herr von Meyrand!“ begann sie. „Aber was führt Euch in dieser Stunde hieher? Ich denke, es muß eine sehr wichtige Angelegenheit seyn.“

„Wenigstens könnte uns nur eine solche vermögen, gnädige Frau, uns auf solche Weise bei Euch einzudringen,“ erwiederte der Graf. „Auch bin ich wirklich kaum seit einer

halben Stunde in der Hauptstadt angelangt. Ich kann's nicht läugnen, ich kam mit einer guten Portion falschen Verdachts gegen meinen guten Freund, den Marquis von Masseran hier, hinsichtlich der Dame, von der ich Euch geschrieben; ich wollte jene Dame in aller Eile Seiner Majestät vor Augen führen, aber mein Plan ward zu Wasser und ich war anzunehmen geneigt, der Marquis habe dabei die Hand im Spiele. Allein sein Benehmen und seine Betheurungen, gnädige Frau, haben mich von meinem Irrthum überzeugt und es möchte scheinen —"

„Halt, Herr von Meyrand," fiel ihm die Herzogin ins Wort, „gebt mir zuerst eine getreue Geschichtserzählung und sagt mir, wie Ihr und Herr von Masseran bei dem Handel betheiligt seyd. Ich erinnere mich des Fräuleins von Brienne wohl, sie war ein gar anmuthiges Kind, vollkommen geeignet, das Herz eines Kavaliers zu entzünden, so daß ich mir recht wohl erklären kann, wie das Eure in Brand gerathen mochte. Aber bei der Zustimmung aller Verwandten kann das Fräulein wohl keine so großen Einwendungen gegen Eure Person zu machen haben, daß sie nicht leicht durch minder gewaltsame Mittel, als Ihr angewendet zu haben scheint, sich sollte gewinnen lassen. — Ich will mit ihr sprechen — will sehen, was sich thun läßt. — Nehmt meinen Dank, lieber Herr, für die Nachrichten bezüglich des Edicts, ich habe sie heute zu meinem Vortheil benützt. Aber der König ist in dieser Sache nichts weniger als leicht zu gewinnen."

„Beim Himmel! gnädige Frau," erwiederte Meyrand

heftig, „er muß gewonnen werden und das recht bald, oder es geht uns allen schlecht. Aber hört mich, theuerste Frau, hört mich ganz an. Ihr habt eine unvollständige, unrichtige Vorstellung von der Sache. Wir Alle sind tief dabei betheiligt und, vergebt mir die freie Rede — Eure eigenen Wünsche und vortrefflichen Absichten sind mit den unsern aufs innigste verbunden und verwoben. Ihr verlangt eine offene, aufrichtige Erzählung — und sollt sie in wenig Worten haben. Wir Beide, der Gebieter von Masseran und ich, sind gleich sehr, obwohl auf verschiedene Art, in der Sache betheiligt. Mein Beweggrund ist in gewissem Grade, wie Ihr richtig zu sagen beliebt, Liebe. Ja!" fuhr er fort, „so ist's! — Liebe, und zwar von der heftigsten, leidenschaftlichsten Art. Und doch, ich weiß nicht warum oder wie, mischt sich ein Gefühl darein gleich Haß — tiefe bittere Entrüstung, der Spott eines Mädchens gewesen zu seyn und der feste Entschluß, sie zu zwingen, die Meine zu seyn oder zu sterben. —"

Hier hielt er an und biß sich in die Lippe und ein Anflug von Mißbehagen zog sich bei seinen letzten Worten über Diana's Stirne. Gleich darauf fuhr er mit etwas höhnischem Naserümpfen fort: „Herr von Masseran ist auf andere Weise dabei betheiligt. Wie Ihr wißt, gnädige Frau, heirathete er die Mutter der schönen Dame, und bei Jener Tode fallen der holdseligen Isabelle gewisse hübsche Besitzthümer an der französisch-savoyischen Grenze anheim."

„Ich verstehe, ich verstehe," erwiederte Diana von Poitiers, ihn unterbrechend. „Graf Meyrand wird's mit

diesen Gütern nicht so genau nehmen, wenn er nur die Hand seiner schönen Dame bekommt. Ist's nicht so, meine Herren?"

„Etwas der Art, gnädige Frau," antwortete der Graf.

„Also ein Theilungs-Vertrag! He?" fuhr die Herzogin fort. „Nun aber zu den Hindernissen, zu der Frage, wie ich dabei betheiligt bin, wenn ich bitten darf."

„Jene sind schwer zu beseitigen, gnädige Faau," fiel der Herr von Masseran ein, „besonders da der edle Graf etwas argwöhnischer Natur ist. Um aber eine lange Geschichte ganz kurz abzuthun, gnädige Frau, so scheint es, daß schon vor vielen Jahren der alte Graf von Brienne die Hand dieser seiner Tochter einem gewissen jungen Edelmann, Namens Bernhard von Rohan, zusagte. Das Versprechen war thörichterweise schriftlich gegeben, ich halte es aber natürlich für bedingt durch die mütterliche Einwilligung. Der erwähnte junge Edelmann diente seit längerer Zeit bei der Armee in Italien, aber herbeigerufen, wie ich denke, durch das Fräulein selbst, die eine gar wundersame Vorliebe für ihr eigenes Köpfchen hat, erschien er kürzlich in Savoyen. Ich entfernte mich einige Tage von Hause unter dem Vorwande einer Reise nach Paris, um Alles ungestört beobachten zu können. Allerdings bekam ich Kunde von Allem, was der Witz der jungen Schönen und die Unverschämtheit ihres Ritters zusammen ausgeheckt, und doch hätten sie uns fast das Spiel abgewonnen. Denn wir Beide, Herr von Meyrand und ich, überraschten sie im Momente einer geheimen Trauung."

„Und waren sie getraut?" waren sie bereits getraut?

fragte die Herzogin lebhaft, denn was auch seine Plane seyen, ein weibliches Herz bleibt selten kalt bei einem Liebesroman.

„Wenigstens fanden wir einen Ring an des Fräuleins Finger," erwiederte der Marquis, während der Graf schweigend sich in die Lippe biß. „Mehr wissen wir freilich nicht."

„Und was war die nächste Folge?" rief die Herzogin mit einem ungeduldigen Blicke, der den beiden Verbündeten nicht sonderlich tröstlich vorkam.

„Nun," versetzte Masseran, „wir trennten sie naürlich. Ich führte die Dame eine Strecke weit durchs Gebirge, da ich mich mit meinem Freunde, dem Grafen, über eine kleine Comödie oder Mystifikation zuvor verständigt hatte. Er spielte darin die Rolle des Befreiers, entriß das Fräulein meinen Händen und sollte sie hieher nach Paris führen, im Vertrauen, daß Ihr aus weisen Motiven, die dem Grafen nicht unbekannt, das mütterliche Recht, über die Hand der Tochter nach Gutdünken zu verfügen, unterstützen würdet."

Hier hielt der Marquis an, und Dianen entging es nicht, daß er jede Erwähnung über das nachherige Schicksal Rohan's auf's Sorgfältigste vermied.

„Aber was ist denn," fragte sie endlich, ihn unbeweglich mit den Augen fixirend, „was ist denn aus dem jungen Baron Rohan geworden, mein Herr?"

Masseran blickte den Grafen an, ohne zu antworten, aber die Herzogin fuhr ernst und heftig fort: „ich will wissen, mein Herr, was aus Herrn von Rohan geworden? Ihr

überfielt ihn unmittelbar am Altar, sagt Ihr! Ihr seyd bereits zu weit gegangen, um nicht mehr sagen zu müssen."

„Nun, natürlich, Madame, war's nöthig, sie zu trennen," versetzte Graf Meyrand. „Herr von Rohan ward auf's Schloß meines Freundes, des Herrn von Masseran, gebracht, der auf's gütigste und liberalste ihm für eine gewisse Zeit Kost und Logis gibt. Dem jungen Manne geschah nichts zu leid, obwohl seine Handlungsweise eine strengere Ahndung verdient hätte."

„Mit Einem Worte, mein Herr," sagte die Gräfin, sich ernst zu Masseran wendend, „mit Einem Worte, Ihr habt einen von des Königs besten Offizieren und getreuesten Unterthanen eingekerkert — die rechte Hand des Marschalls von Brissac — einen Krieger, der sich im italienischen Feldzug auszeichnete, und ohne dessen Beistand die Schwierigkeiten, womit der Marschall in Piemont zu kämpfen hatte, noch bedeutend größer gewesen seyn würden."

„Madame," erwiederte Graf Meyrand, der trotz aller Klugheit ein spöttisches Lächeln über die allgemein angenommene Vorliebe der Herzogin für Brissac nicht unterdrücken konnte, „hätten wir im geringsten geahnt, wie nothwendig Rohan Eurem schönen Freunde sey, wir würden ihn unter starker Escorte über die Berge geschickt haben. Denn Zeit war Alles, was wir wollten."

„Er muß schleunigst in Freiheit gesetzt werden," antwortete die Herzogin. „Es darf nicht von mir heißen, der Dienst des Königs hätte unter irgend einem Handel gelitten, wobei ich die Hand im Spiele gehabt. Nun möcht' ich aber

auch wissen, Herr von Meyrand, wie ich in dieser Sache betheiligt seyn soll?"

„Nun, gnädige Frau, Ihr seht ja deutlich —" sagte der Graf.

„Es handelt sich nicht um das, was ich sehe, mein Herr," rief die Herzogin, ihm ins Wort fallend. „Gebt mir Eure eigene Meinung von der Sache."

„Die ist bald gegeben," war seine Antwort. „Seitdem ich die Ehre hatte, das betreffende Edikt nach Rom zu befördern, ward ich drei bis viermal von Euch mit Briefen beglückt, in denen Ihr mich wegen der erhobenen Opposition, sowie über die beste Art und Weise, den König zur Promulgation zu vermögen, fragtet. Eine Bestimmung im Edikt erklärt alle Ehen, die ohne Einwilligung der Eltern oder Vormünder geschlossen werden, für unwirksam, und Ihr hattet die Gnade, mir mitzutheilen, daß diese Bestimmung absolut nothwendig sey wegen der beabsichtigten Verbindung zwischen dem Herzog von Montmorency und des Königs Tochter, Frau von Farnese, sowie zwischen dem zweiten Sohn des Connetable, dem Herzoge Damville, und Eurer schönen Verwandten, dem Fräulein de la Mark. Für mich und Herrn von Masseran ist die Clausel nicht weniger unerläßlich, damit die Ehe des Fräuleins Brienne mit dem Baron Rohan annullirt werden und ich mit Einwilligung der Mutter zum Besitz ihrer Hand gelangen kann. Da sich nun auf solche Weise unsere Absichten vollkommen begegnen, so bitten wir Euch um Euren eifrigen Beistand und Mitwirkung, den König zu unverweilter Erlassung des Edikts zu vermögen."

Diana versank in tiefes Nachdenken, während die beiden Herren sie schweigend beobachteten. Endlich erwiederte sie: „ich will drauf eingehen, aber vor allen Dingen bestehe ich auf Herrn von Rohan's Freilassung."

„Ganz unmöglich, gnädige Frau," rief der Marquis. „In diesem Falle wärs um alle unsere Plane und Aussichten auf einmal geschehen. Augenblicklich würd' er das rasche, unkluge Mädchen aufsuchen, das sich durch ihres Vaters schriftliche Einwilligung für vollkommen gerechtfertigt hält, und verlaßt Euch darauf, er fände Mittel, sie zu entdecken, während es uns nicht gelänge."

„Nun ums Himmels willen, wo ist sie denn?" fragte die Herzogin. „Ihr sagtet ja eben erst, Herr von Masseran, Ihr hättet sie dem Grafen überliefert, sie nach Paris zu führen."

„Ei wohl, aber sie wußte ihm zu entwischen," erwiederte Masseran. „Ob der Graf wirklich ein so vollkommener Neuling in der Kenntniß weiblicher Schlauheit ist, oder ob er sich etwas rücksichtslos und ungestüm benommen, kann ich freilich nicht sagen, aber schon am Schluß der ersten Tagreise wußte sie zu entkommen, wie oder wann? weiß Niemand. Ich war auf meiner Reise hieher begriffen, um mich wegen der Festhaltung Bernhards von Rohan zu rechtfertigen, überhaupt mein ganzes Benehmen dem Könige auseinanderzusetzen, allein der gute Graf, in der Meinung, ich hätte bei des Fräuleins Flucht die Hand im Spiel, eilte mir augenblicklich nach, ohne sich zu Nachforschungen an Ort und Stelle irgend Zeit zu nehmen."

Die Herzogin hörte ihm bis zu Ende zu, aber ihr Geist war weit vorausgeeilt, und sie sah gedankenvoll zu Boden. Die widerstrebendsten Gefühle bekämpften sich in ihrer Brust, weit heftiger und anhaltender als ihre beiden Gesellschafter sich träumen ließen. Bernhard von Rohan, das wußte sie, war der intimste Freund des Mannes, der ihre höchste Achtung, wo nicht gar ihre höchste Neigung besaß — des Marschalls von Brissac, und sie hätte um Alles in der Welt nicht an einer Intrigue Theil nehmen mögen, die Letztern beleidigen, verletzen mußte. Wir können noch mehr sagen: von Natur nichts weniger als hart oder unfreundlich, war sie nicht im Geringsten geneigt, solchen Machinationen gegen zwei Liebende Vorschub zu leisten. Auch durchschaute sie das schwarze, niederträchtige Bündniß der beiden Anwesenden vollkommen, ein Bündniß, das keinen andern Zweck hatte, als die Absichten des Grafen von Brienne zu vereiteln, und der Neigung seiner Tochter Gewalt anzuthun. Diese Betrachtungen drängten Anfangs den Gedanken an eine Allianz mit den beiden Herren in den Hintergrund. Allein Diana's eigene Absichten, ihre eigenen theuersten Plane waren ja nur durch dasselbe Mittel zu erreichen, das auch die beiden Andern zu ihrem Ziele führen mußte, und sie sah wohl ein, welch' kräftiges Gewicht dieser neue Vorfall in die Wagschaale ihres Einflusses legen mußte. Hielt man die wahren Absichten der Betheiligten verborgen, stellte man dem Könige das Ganze als neues Beispiel einer gegen den Willen der Eltern insgeheim geschlossenen Ehe vor, so war an augenblicklicher Auswirkung des für die Plane der Her-

zogin so nothwendigen Gesetzes gar nicht zu zweifeln. So pausirte sie denn noch immer, und bedachte und erwog die sich bekämpfenden Motive, die sie bald auf diese, bald auf jene Seite drängten, bis sie sich endlich fragte, ob sich denn nicht Beides mit einander vereinigen ließe, ob es denn nicht möglich wäre, sich der Thatsache zu Erwirkung der königlichen Unterschrift zu bedienen, ohne Bernhards und Isabellens Hände auf immer von einander zu reißen. Wenige Minuten überredeten sie von der Möglichkeit. Natürlich mußte das Edikt die Trauung unwirksam machen, aber dann dachte sie: „die großen Dienste des jungen Ritters, Brissac's Freundschaft, der Einfluß Montmorency's, die schriftliche Einwilligung des Vaters sichern ihm die Hand des schönen Kindes beim Könige. Wenigstens soll meine Verwendung all dem den nöthigen Nachdruck geben.“ Und im Vertrauen, daß es gar nicht fehlen könne, entschloß sie sich zu jener unseligen Politik, sich schlechter Mittel zu guten Zwecken zu bedienen, einer Politik, die selten, wenn je, einen andern Ausgang hatte, als Elend und Verderben.

„Und was sagt die Mutter?“ fragte sie nach dieser langen Pause.

„Die denkt natürlich wie ich,“ erwiederte Masseran.

„Natürlich!“ versetzte die Dame, indem sie die Lippe etwas höhnisch verzog. „Das hatt' ich vergessen! Befindet sie sich hier?“

„Versteht sich,“ erwiederte Masseran, „und zwar ist sie nicht nur bereit, die Erklärung zu geben, daß die Verbin-

dung gegen ihren Willen, sondern es ist dieß ihr dringender Wunsch."

„Wirklich?" sagte die Herzogin, „und der Bruder? Ich erinnere mich, ihn bei Hof gesehen zu haben — ein heiterer, gedankenloser, etwas eingebildeter Junge, der sich unter demselben Baron Rohan einiges Renommée erworben. Was sagt er zur Verbindung?"

„O! der ist noch zu jung und zu gedankenlos," meinte Graf Meyrand. „Man hat ihn noch nicht darüber gefragt, doch können wir unsere Besorgniß nicht bergen, er möchte sich zu Gunsten seines alten Kameraden aussprechen."

„Aber soviel ist klar und gewiß," fügte Herr von Masseran bei, „seine Zustimmung ward nicht eingeholt, somit fehlt diese, und die Mutter war dagegen."

„Ganz richtig," erwiederte Diana. „Nun hört mich, meine Herren; Ihr müßt mir die ganze Leitung überlassen, und verpflichtet Ihr Euch, meinen Anordnungen aufs pünktlichste nachzukommen, so mach' ich mich zu Erwirkung eines Edicts anheischig, durch das die Ehe binnen zwölf Stunden annullirt seyn soll."

Ein freudiges Lächeln überflog Meyrand's Gesicht, der Gebieter von Masseran dagegen erlaubte sich in süßlispelndem Tone die Frage: „Und wie lauten diese Bedingungen, Madame?"

„Ihr sollt sie sogleich erfahren," erwiederte die Herzogin. „Bedenkt aber wohl, meine Herren, ich lasse nicht mit mir spaßen. Würdet Ihr von Eurer Seite nicht ganz ehrlich zu Werke gehen, so möchte Euer Werk über Euern

Häuptern zusammen brechen und Euch unter seinen Ruinen begraben. Gleich nach Erlassung des Edikts habt Ihr, Herr von Masseran, ohne eine Minute Verzug, von Paris abzureisen, und den jungen Ritter Bernhard von Rohan aufs Schleunigste in Freiheit zu setzen. — Nein, unterbrecht mich nicht, es ist dieß unerläßlich. Die Marquise mögt Ihr hier lassen. Zu Beseitigung der schlimmen Folgen, die, wie ich sehe, Euch bange machen, soll der junge Graf Brienne augenblicklich seine Schwester aufsuchen, und sie bald möglichst vor das königliche Antlitz bringen. Ihr dagegen, Herr von Meyrand, dürft Euch mit dieser Aufgabe nicht im Geringsten befassen, ja Ihr sollt keinen Fuß aus Paris setzen. Der junge Graf, von dem Inhalte des fraglichen Edikts und seiner alsbaldigen Erlassung zuvor unterrichtet, eignet sich als natürlicher Vertheidiger der Ehre seiner Schwester und zugleich als Freund Herrn von Rohans am Besten, das Fräulein sicher unter den Schutz ihrer Mutter und seiner Majestät zurückzugeleiten. Sein eigenes Schicklichkeitsgefühl wird ihm unter solchen Umständen nicht erlauben, seine Schwester auch nur eine Stunde lang in Gesellschaft eines Mannes zu lassen, der nicht ihr Gemahl, und nun —"

„Verzeiht Madame," sagte Graf Meyrand, „wenn mir anders diese unschickliche Unterbrechung erlaubt ist, möcht' ich auf ein kleines Hinderniß aufmerksam machen, das Euer ganzes Arrangement über den Haufen wirft, und meine eigene Abreise zu dem bewußten Zweck unumgänglich erfor-

dert. Wie ich höre, ist Heinrich von Brienne gegenwärtig zu Grenoble."

„Nun wohl, mein Herr," sagte die Herzogin gebieterisch; „so muß sonst wer gehen; Ihr dürft es einmal nicht seyn! Und wäre dieser Jemand der niedrigste Diener in meinem Haushalte, er eignete sich besser dazu, als Ihr."

Bisher hatte Masseran geschwiegen, nun aber fiel er mit einem seiner sanftesten Töne ein: „Da irrt der Graf, gnädige Frau; Heinrich von Brienne befindet sich in Paris. Allerdings wollte er nach Grenoble gehen, aber er kam nicht dazu. Kaum vor einer Stunde befand er sich bei seiner lieben Mutter."

„Nun wohl, hört mich," sagte die Herzogin. „Versprecht Ihr, Herr von Meyrand, Euch jeder Nachforschung zu enthalten?" Der Graf legte die Hand aufs Herz, verbeugte sich mit spöttischer Unterthänigkeit und sagte: „Wer widerstand je Euren Befehlen? Nein, ich scherze nicht, ich verspreche, gnädige Frau."

„Euch, Herr von Masseran," fuhr die Herzogin fort, „hab' ich nur soviel zu sagen: bleibt fünf Minuten hier, bis ich oben ein Billet zu Stande gebracht. Das gebt Ihr Heinrich von Brienne, und instruirt ihn gehörig, wie er seine Schwester finden mag, um sie augenblicklich nach Paris zu bringen. Unmittelbar nach seinem Abgang findet Ihr Euch mit Eurer schönen Gemahlin im Pallast ein, und bringt Eure Klage wegen der geheimen Heirath bei Seiner Majestät an. Ich sorge für unmittelbares Gehör und gebe mein Wort, daß in dieser Nacht noch das Edict unterzeichnet wird.

Morgen früh mit Tagesanbruch reist Ihr allein mit Postpferden ab, Bernharden von Rohan in Freiheit zu setzen. Soll's so seyn?" und damit hielt sie das durchdringende Auge fest auf ihn gerichtet.

„So sey's, gnädige Frau," erwiederte Masseran, vergnügter über das Arrangement, als die Herzogin sich dachte.

„Was Euch betrifft, Meyrand," setzte sie lächelnd hinzu, „so nehmt meinen Rath: erscheint gleichfalls bei Hofe, aber thut, als ginge Euch der ganze Handel nichts an, und bringt erst nach Erlassung des Edikts Eure Bitte an den König."

„Frauen-Politik ist immer die beste," erwiederte Meyrand. „Und dießmal will ich ihr buchstäblich folgen."

„Nun muß ich mich empfehlen," sagte die Dame, „es ist bereits zu spät. Wartet hier auf das Billet, und dann eilig Jeder auf seinen Posten."

Noch vor Ablauf der bestimmten Zeit überbrachte ein Diener ein offenes Billet, des Inhalts:

„Diana, Herzogin von Valentinois, an Heinrich, Grafen von Brienne, unsern Gruß.

„Es dient Euch zur Nachricht, daß Eure Schwester, Isabella von Brienne, sich mit Bernhard, Baron von Rohan, heimlich vermählt hat. Da nun diese Nacht noch ein dergleichen Ehen annullirendes Edikt erscheint, so ist es für Eure und Eurer Schwester Ehre unumgänglich nöthig, daß Ihr sie aufsucht und nach Paris bringt, bis zu weiterer Entschließung Seiner Majestät. Baron Rohan wurde im Augenblick der Trauung verhaftet, soll aber alsbald in Freiheit gesetzt werden. Inzwischen müßt Ihr jeder Com-

munikation desselben mit Eurer Schwester bis nach erfolgter Genehmigung Seiner Majestät vorzubeugen suchen.“

Herr von Masseran machte sich nicht den geringsten Scrupel, den Inhalt zu lesen. Er hielt das offene Billet dem Grafen hin, der es lächelnd durchlief und dann sagte: „Wir müssen uns nun des Jungen versichern.“ Damit entfernten sie sich.



G. P. R. James'

Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Dreiundsiebenzigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Corse de Leon

oder

der Räuber.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Attila, der Zigeuner 2c.

Aus dem Englischen.

Drittes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1843.

Sechzehntes Kapitel.

In der großen Louvrehalle waren Abends um die zehnte Stunde die Prinzen, Edlen und Frauen Frankreichs versammelt, kurz Alle, welche vermöge Rangs und Stellung den großen Hoffesten beiwohnen durften, oder auf irgend eine Weise vom Könige selbst eine Einladung erhalten hatten. Der Monarch war noch nicht erschienen, denn es gehörte zur Hofetikette, die Gäste ein wenig warten zu lassen. Dagegen hatte es Heinrich seinen Großoffizieren zur Pflicht gemacht, bei solchen Gelegenheiten sich aufs Leutseligste und Artigste mit Jedermann zu unterhalten. So repräsentirte denn in dieser Nacht der berühmte Marquis von Vieilleville, wenn auch nicht offiziell, wenigstens faktisch, die Person des Königs; er empfing, von einigen eigens hiezu beauftragten Edelleuten und Offizieren unterstützt, den Hof, und suchte Allen die Zeit des Wartens bis zur Ankunft des Monarchen möglichst kurz zu machen.

Nichts war vergessen, die Gemächer im vollsten Glanze erscheinen zu lassen, und gar manche Zierath und Dekoration, die wir für ein Werk des modernen Geschmacks halten,

während sie in der unaufhörlichen Revolution der Moden nur eine neue Auflage erlebt hat, war zu Verherrlichung der königlichen Festscenen angebracht. Einige Zimmer, mit goldenen und silbernen Verzierungen jeder Art bedeckt, funkelten im reinsten Lichte, reiche Draperien bedeckten die Wände, an der Decke wehten Banner, Guirlanden schlangen sich um die Karnieße und Musik schwebte durch die Räume. In andern hatte die Beleuchtung eine grüne Farbe, und war durch Blumen und grüne Zweige zu einem sanften Zwielicht ermäßigt. Hier sorgten offene Fenster, wohlbewässerte Pflanzen für erquickende Kühle, und kein Laut unterbrach die feierliche Stille, außer etwa die fernen Musiktöne, das Murmeln entfernter Stimmen, das Seufzen der Nachtluft durch die Gärten.

Wir wollen indeß bei dem Aeußern der festlichen Scene nicht länger verweilen, da es voraussichtlich tauben Ohren predigen hieße, denn wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß der Leser irgend was davon behalten würde. Wir halten uns einzig an den großen Saal, oder besser gesagt, an die dort versammelte Gesellschaft. Kurz nach zehn Uhr trat der König mit der Königin, der berüchtigten Katharina von Medicis, und mehreren seiner Kinder in den Saal. Hinsichtlich der Letztern erwähnen wir des bemerkenswerthen Umstands, daß nicht weniger als fünf vom Schicksal bestimmt waren, dereinst die Kronen mächtiger Nationen zu tragen, nemlich drei als Könige, zwei als Königinnen. Die königliche Familie nahm am obern Ende des Saals Platz.

Dazumal war's Sitte, die Hofbälle bei hellem Tageslicht zu geben. Uns mag freilich ein Tanz ohne Kerzenlicht gar seltsam dünken, es wäre denn auf dem grünen Rasen, wo das lachende Antlitz der Natur diese Erstlings-Aeußerung übersprudelnden Lebens aus den jugendlichen Schöpfungstagen heranzurufen und zu rechtfertigen scheint. Und doch waren jene Tänze in bemalten Sälen unter den gar zu scharfen, etwas indiscreten Augen der lieben Sonne, so heiter und lustig als unsere modernen. Allein der heutige Tag war unter Geschäften oder Festlichkeiten anderer Art vorübergegangen, und so ergab sich, wie wir bereits bemerkten, die Gelegenheit zu einem der seltenen Nachtbälle von selbst.

Kurz nach seinem Eintritt richtete der König einige Worte an den jungen Grafen von Duilly, dem damaligen Tagslöwen in regelrechter, anmuthiger Tanzfertigkeit. Dieser trat alsbald zu den Musikanten und theilte ihnen den königlichen Befehl mit. Nun begann der sogenannte „königliche Tanz," und Heinrich, äußerst graziös und in allen Spielen und Leibesübungen ungewöhnlich gewandt, eröffnete in Person den Ball. Dann kam die Reihe an die „Galliarde," und wer zu den gewandtesten Tänzern gehörte oder zu gehören glaubte, eilte in ihr zu figuriren. Je weniger wir übrigens von dieser wundersamen Tour vermelden, um so besser möchte es für uns Beide, den Leser und den Schreiber ausfallen, denn es läßt sich nun einmal nicht läugnen, daß die Namen der kunstvollen Pas, als da sind: Desportes, Capriolen, Hin- und Wiederwendungen,

Fleuretten, geschlossene und zerstreute Gamberotten ꝛc. nicht die geringste Idee von ihrem eigentlichen Wesen zu geben vermögen. Genug, daß Alles aufs Beste gelang, und der eigenhändige Bericht des Herzogs von Vieilleville keinem Zweifel Raum läßt, daß manch jugendliches Frauenherz bei dieser Gelegenheit durch die anmuthigen Bewegungen gewisser Ritter aufs Tiefste verwundet worden.

Wie gesagt, nahm der König am Tanze Theil, aber auf würdevolle Weise; nachdem er das Beispiel gegeben, zog er sich bald möglichst zurück. Er blickte rund um, als vermisse er Jemand, und bald entdeckte er die schöne Herzogin von Valentinois, die er zuvor nicht bemerkt, denn um Aufsehen zu vermeiden hatte sie die allgemeine Bewegung um die Galliarde zum Eintritt benützt. Ihr Gesicht hatte einen so auffallend ernsten Ausdruck, daß Heinrich, ohne an seinen gewöhnlichen Standort zurückzukehren, ihr entgegentrat. Er zankte sich Anfangs scherzend mit Henrietten de la Mark, daß sie nicht unter den Tanzenden sey, und fragte dann die Herzogin leiser, ob ihr was fehle?

Diana erwiederte lächelnd: „Das nicht, Sire, es fehlt mir nichts, aber ich habe diesen Abend zu ungewöhnlicher Stunde Besuch bekommen, Besuch von zwei Herren, die diese Nacht noch bei Euer Majestät vorgelassen zu werden wünschen, in äußerst wichtigen Angelegenheiten.“

„Und wie sollte das eine Wolke hervorrufen auf dieser schönen Stirne?“ fragte der König eben so leise. „Ich geb' ihnen vor Schlafengehen Audienz, wenn Euch das Freude machen kann, glänzende Königin der Nacht. Läßt es sich

aber verschieben, so mögen sie morgen kommen. Euer Name soll ihnen die Thüre meines Kabinets öffnen, und gehörten sie der niedrigste Volksklasse an."

„Letzteres ist nicht der Fall," erwiederte Diana. „Sie stehen hoch genug, sich ungeladen diese Nacht hier einzufinden. Aber morgen, fürchte ich, ist es zu spät, denn auf Euer Majestät Entscheid muß alsbald ein Kurier in den Süden abgehen. Doch laßt mich gestehen, ehe sie näher kommen, — ich sehe sie so eben eintreten — laßt mich geradezu gestehen, was mich so ernst macht. Ihre Bitte um Audienz hat keinen Theil daran, auch nicht ihr dringendes Ansuchen zu dieser unpassenden Stunde, sondern der ebenso zufällige als verdrießliche Umstand, daß ihr Anliegen auf eins hinausläuft mit dem meinigen von heute Morgen. Da man mich heute zum erstenmal unerlaubter Kunstgriffe verdächtigte, als maßte ich mir, die Grenzen der Erörterung überschreitend, eine ungebührliche Leitung meines Königs an, so könnte man geneigt seyn, auch die Erscheinung dieser Herren theilweise wenigstens auf meine Rechnung zu bringen, während, Gott ist mein Zeuge, Niemand mehr davon überrascht ward, als ich selbst."

„Nun, was soll das?" fragte der König begütigend, dann kehrte er sich zu Fräulein von der Mark, und rief: „Sieh da! Henriette, — schöne Henriette, hier kommt Damville, nichts als Liebe und Ambra, um Eure schöne Hand zu werben — zum Tanze. Reicht sie ihm Fräulein, reicht sie ihm! Und nun, Diana, was bewegt Euch so? Auf Ehre, ich verdächtige Euch nicht, habe Euch nie ver-

dächtigt. Ich lachte diesen Morgen nur über Euer heftiges Drängen, das sich freilich recht gut erklären ließ. Auch machte es mir Spaß, zu sehen, wie wir Könige überall ebene Bahn finden, wie Alles und Jedes bereit, zurecht gemacht ist, uns dahin zu bringen, wo uns weise, getreue Räthe zu unserem eigenen Besten gerne hätten. Ein Fehler, liebe Diana, der Gewalt anklebend, und nichts weiter. Wie hohes Alter wieder kindisch wird, so und nicht anders mit den Königen: die Gewalt selbst macht sie schwach. — Aber es hat nichts zu sagen, Euer Anliegen hatte die beste Absicht und mischte sich ein wenig Intrigue ein, so konnte das nur wenig verletzen."

„Bei einem so versöhnlichen Gemüth, wie das Eure, Sire, ließ es sich nicht anders erwarten," erwiederte die Herzogin mit einem freundlichen Blicke. „Gegenwärtig aber handelt es sich um Folgendes: Heute Abend besuchte mich Herr von Masseran, einer Eurer treusten Anhänger in Savoyen, und bat, ihm und seiner schönen Gemahlin unmittelbare Audienz bei Eurer Majestät auszuwirken, und zwar in einer unaufschieblichen Angelegenheit. In der irrigen Meinung, ich hätte einigen Einfluß auf Euch, bat er mich, Euer Majestät unter Mittheilung seiner Gründe zu unverweilter Erlassung des Edikts über die geheimen Ehen zu vermögen. Ich schlug ihm Beides ab, mit der Bemerkung, daß ich bereits mein Bestes hinsichtlich des Edikts gethan, daß ich meine eigene Sache, ja sogar nach meiner Ansicht Euer Majestät eigenes Interesse dabei verfochten hätte und nun in dieser Beziehung für keine Seele

mehr auf der ganzen Welt ein Wort vorbringen könne. Somit ist Alles, was ich zu wünschen habe, Sire, daß Ihr den Marquis hören und Euren Entscheid geben mögt."

Ueber ihre Rede nahm Heinrichs Gesicht einen Ausdruck an, der Dianen nicht wenig beunruhigte. Schwere, finstere Wolken zogen sich auf des Königs Stirne zusammen, und zornig erglühte sein Auge. Als er aber die Verlegenheit der Dame gewahrte, so zwang er sich zu einem freundlichen Lächeln, um ihr zu verstehen zu geben, daß sein Unwille nicht sie zum Gegenstande habe. Auch kam seine Herzensmeinung alsbald an den Tag in folgenden leise gesprochenen Worten: „Ich halt ihn für einen ausgemachten Schurken, diesen Herrn von Masseran; auch haben wir Grund genug, ihn eines falschen Spiels zwischen Frankreich und Savoyen zu bezüchtigen. Wirklich der leibhaftige Wolf, und zwar von den hübschen," fuhr er fort, die finstere Stirne der Seite zugewandt, wo Diana's Augen zuerst Herrn von Masseran gesucht hatten. „Indeß er soll augenblicklich Audienz haben. Laßt ihn ins weiße Gemach führen neben dem Confituren-Zimmer. Schickt gleicherweise nach Bertrandi, er ist in meinem Closet; dort treffen wir uns in einer Viertelstunde. Vielleicht, daß wir einer Wache bedürfen, ehe wir ganz im Reinen sind. Sagt deßhalb im Vorbeigehen Beaujolais, er solle sich in der Nähe der Thüre halten."

Mit diesen Worten wendete sich der König zu andern Gegenständen und Personen. Er sprach mit den ausgezeichnetsten Gästen und lachte auf dieser Runde durch den

Saal gar heiter mit mancher schönen Dame. Die Herzogin behielt eine Weile ihren alten Standort, und dazu hatte sie zwei gewichtige Gründe. Sie hätte es nämlich äußerst ungern gesehen, wenn der Scharfsinn der Anwesenden ihre lange Unterredung mit dem Könige in irgend einer Weise mit dem Resultate von Masserans Audienz zu verbinden gewußt. Sodann war sie mit sich selbst nicht eins, ob sie seiner Audienz anwohnen solle oder nicht. Sicher hatte Heinrich auf Ersteres hingedeutet, aber sie mochte sich nicht zu tief in die Sache einlassen, und hätte sie Masseran vertrauen können, würde sie gewiß weggeblieben seyn.

Aber einem solchen Manne vertrauen, war nicht möglich, denn in seinem ganzen Anblick, Ton und Benehmen lag des Verdächtigen genug. Auch gab er sich nicht einmal Mühe, dieses Mißtrauen irgend zu beseitigen, denn Gewandtheit, Schlauheit, Falschheit und Arglist für die einzigen tüchtigen Eigenschaften haltend, machte er gar keinen Anstrich auf Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit. Noch immer schwankte Diana, als Graf Meyrand im glänzendsten, vielleicht geschmackvollsten Anzug, der diese Nacht bei Hofe zu sehen, nach ausgetanzter Tour an ihr vorbeikam. Er bückte sich aufs Ehrerbietigste, doch mit einem bezeichnenden Augenwinke nach der Stelle, wo der Gebieter Masserans sich aufgepflanzt hatte.

„Ich muß ein wachsames Auge haben auf Alles, was vorfällt," dachte die Herzogin. „Ich mische mich nicht ein, wenn's nicht die Noth erfordert, aber kein Wort, kein Schritt darf mir entgehen."

Demgemäß zog sie sich allmälig aus dem Gedränge, und, die augenblickliche Verwirrung bei einer Tourveränderung benützend, eilte sie dem bestimmten Zimmer zu.

Bald darauf erschien ein königlicher Diener im Ballsaal, und flüsterte Herrn von Masseran einige Worte zu. Dieser folgte ihm augenblicklich mit einer Dame, die seit ihrem Eintritt nicht von seiner Seite kam, ohne daß er den ganzen Abend auch nur Ein Wort mit ihr gewechselt hätte. Sie war von hohem Wuchse und hübsch, und in ihrem Gesicht ließ sich eine gewisse Aehnlichkeit mit der schönen Isabelle von Brienne nicht verkennen, nur daß die Züge, obwohl noch immer fein, breiter und härter waren. Dagegen ließ das kleine, schwarze, stechende Auge in keiner Weise eine Vergleichung zu. Die Dame war blaß, sah überhaupt kränklich aus, und an die strengen Züge um Stirne und Braue schloß sich der Ausdruck von Kummer und Sorge, so daß man sie nicht ohne ein peinliches Gefühl betrachten konnte. Schien doch auf diesem Gesicht in gar lesbaren Buchstaben die Geschichte eines gebrochenen, hochfahrenden Geistes geschrieben.

Herr und Frau von Masseran fanden im königlichen Gemache Niemand als die Herzogin von Valentinois. Diese empfing sie aufs Artigste, aber doch mit etwas königlichem Anstand, und hieß die Marquise sich setzen. Ueberhaupt benahm sie sich nicht anders, als wenn sie hier zu Hause wäre.

„Der Brief wird für mich seyn, Herr von Masseran?“ fragte sie, nachdem sie den Gästen die baldige Ankunft des

Königs verkündigt und sich in den gewöhnlichen Etikette-Formen nach der Gesundheit der Marquise erkundigt hatte. „Der Brief in Eurer Hand hier ist wohl für mich?“

„Ja, gnädige Frau,“ erwiederte der Marquis. „Er ist von Herrn von Brienne, den wir in Stiefeln und Sporen, die Pferde vor der Thüre, verließen. Er ist bereit, auf den ersten Wink aufzubrechen.“

Die Herzogin nahm und las. „Gnädige Frau,“ lautete das Billet, „ich bin jeden Augenblick bereit, nach der savoyischen Grenze abzugehen, sobald ich über meinen Auftrag vollkommene Gewißheit habe. Meine theure Schwester Isabella ist entweder die rechtmäßige Gattin meines Jugendfreundes Bernhard von Rohan, dem sie von meinem Vater zugesagt ward, und dem sie auch meine innigsten Wünsche bestimmten, oder die, wie ich höre, bereits geschlossene Ehe ist nichtig. Im ersten Falle bewahre mich der Himmel, daß ich je einen Versuch zu einer Trennung machen sollte, der sich natürlich Rohan augenblicklich und mit vollem Recht widersetzen würde. Sollten jedoch Seine Majestät, wie ich höre, es für angemessen erachtet haben, ein Edikt, über das mir kein Urtheil zusteht, zu erlassen, kraft dessen dergleichen Ehen für die Vergangenheit sowohl, als für die Zukunft, unwirksam seyn sollen, so wird es mir natürlich zur unerläßlichen Pflicht, meine Schwester alsbald aufzusuchen, und sie so lange bei mir zu behalten, bis wir Seiner Majestät Erlaubniß zu ihrer endlichen Vereinigung mit meinem Freunde erhalten. Zuerst aber muß ich vollkommene Gewißheit haben von der Erlassung eines solchen Edikts. Kann

ich es Rohan vorweisen, so kenne ich ihn zu gut, um über sein Benehmen den geringsten Zweifel zu hegen, im andern Fall wage ich nicht, Maßregeln zu versuchen, denen er unfehlbar Widerstand entgegensetzen würde. Hiebei kann ich Euch, gnädige Frau, in aller Ehrerbietung sey's gesagt, nicht vorenthalten, daß ich gröblich getäuscht ward. Man theilte mir falsche Nachrichten über Rohans Bewegungen mit, einzig um unsere von ihm gewünschte Zusammenkunft in Grenoble zu vereiteln. Auch bin ich aufs vollste überzeugt, daß meine Schwester Isabella zu dieser plötzlichen Trauung mit ihrem verlobten Bräutigam nur durch Umstände getrieben ward, die uns unbekannt sind."

„Vernünftiger, als ich ihm zutraute," sagte die Herzogin nachdenklich.

„Ist mir ein Blick auf dieses Blatt vergönnt, Madame, das sich Eure Bewunderung in solchem Grade erworben?" fragte der Marquis mit kaltem Hohnlächeln.

„Nein, Herr von Masseran," war die Antwort, „zum öffentlichen Besten ist es nicht geschrieben."

„Und wohl auch nicht zu meinem Privatbesten," meinte Jener, „wenigstens war der junge Herr nicht in der besten Laune."

„Er erwähnt nicht einmal Eures Namens, mein Herr," erwiederte die Herzogin, „spricht mit keiner Sylbe von Euch. — Aber hier kommt der Herr Kanzler, und Seine Majestät wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Ihre Prophezeiung ging in Erfüllung, denn kaum war Bertrandi eingetreten, so erschien Heinrich selbst, von

seinem Sohne, dem nachherigen Könige Franz dem zweiten, begleitet. Ihnen folgte ein Page, der an der Thüre stehen blieb, um den Unberechtigten den Eintritt zu verwehren. Die Anwesenden traten mit tiefer Verneigung vor der Majestät zurück, Heinrich aber schritt mit gerunzelter Braue quer durch das Kabinet einer kleinen Tafel zu, an der er Platz nahm. Der Dauphin setzte sich ihm zur Rechten, der Kanzler aber trat nach einer entschuldigenden Verbeugung gegen die Herzogin an die linke Seite des Königs.

„Ich bedaure, Madame," sagte Heinrich, sich aufs Höflichste gegen die Marquise wendend, „ich bedaure, Eure Gesundheit augenscheinlich angegriffen zu sehen. Es scheint, die savoyische Luft, sonst so rein und klar, sagt Eurer Konstitution nicht recht zu. Wir müssen Euch mehr bei uns in Paris haben."

„Es hat mir allerdings an Kummer und Leid nicht ganz gefehlt, Sire," erwiederte die Dame, aber alsbald hielt der Marquis seine Augen scharf und drohend auf sie gerichtet.

„Das bedaure ich sehr," sagte der König. „Wir hofften, als wir Euch einen so edeln, hochstehenden Gemahl, wie Herrn von Masseran, auswählten, jede Art von Kummer und Leid von Euch zu wenden. Hoffentlich haben wir uns in dem edeln Marquis nicht getäuscht," fuhr er, mit strengem Blick nach dem Savoyarden, fort.

„Euer Majestät scheint die Worte der vortrefflichen Dame unrecht aufgefaßt zu haben," erwiederte Masseran —

„ich wenigstens konnte darin keine Anklage gegen mich entdecken. Oder lag eine darin, theuerste Gemahlin?“

„Ach nein,“ erwiederte sie hastig, und wie es schien ängstlich, „keine, gewiß keine. Ich meinte nur den Kummer, das Leid, das mich hergeführt, um, falls uns die Gnade einer Audienz zu Theil würde, es Euer Majestät zu Füßen legen zu können.“

„Dann bitt' ich Euch, Madame,“ sagte der König, „Euch sogleich und genügend auszusprechen. Vertraut mir wie einem Bruder, und erinnert Euch, daß Ihr, wer immer der Beleidiger sey, am Könige einen natürlichen Beschützer und Rächer habt. Ja, der König schützt gegen jedes Unrecht, gegen jede Unbill, von welcher Seite sie kommen mag.“

Die Dame warf ihrem Gemahl einen schüchternen Blick zu, etwa wie wenn das Kind beim Hersagen des Pensums nach einem zurechtweisenden, aufmunternden Worte sich umthut. Endlich begann sie: „Ich danke Euer Majestät für diese huldvolle Zusicherung und komme zu Euch mit vollem Vertrauen, denn ich bin überzeugt, daß Ihr mir Eure Hülfe nicht verweigert gegen eine schwere Unbill, die mir widerfahren. Meine Klage ist folgende: ein hochstehender Edelmann, mit einigen der edelsten Familien des Reichs in nahen Verhältnissen, dazu ein ausgezeichneter Soldat und bisher wegen seines Charakters sehr geachtet, überdieß angeblich mit dem Kriege in Piemont an der Spitze eines Theils Eurer Truppen beschäftigt, dieser Edelmann, sage ich, hat in Abwesenheit meines Gemahls, des

Herrn von Masseran, meine Tochter Isabella von Brienne heimlich entführt. Er verleitete sogar einen Priester zu Vornahme der Trauungs-Cermonie; doch setzte die rechtzeitige Rückkehr meines Gemahls diesen in den Stand, sich des Paars noch am Altar zu bemächtigen. Dieß ist meine Klage, Sire, und ich bitte nun um Abhülfe. Gewiß wird mir solche um so mehr zu Theil, als der betreffende Edelmann Eure strenge Mißbilligung solcher geheimen Ehen wohl kannte, und ihm nicht verborgen war, daß Euer Majestät sogar ein Edikt vorgeschlagen, wodurch sie für ungültig und wirkungslos erklärt werden sollten."

„Und wer ist dieser Edelmann, mit Verlaub?" fragte der König in strengem Tone. „Wie Ihr die Sache darstellt, Madame, hat er sehr unrecht gethan, und ergeben sich keine Milderungsgründe, soll er strenge bestraft werden. Rang, Auszeichnung und Dienste haben hier um so weniger Einfluß, als er Unwissenheit, Unerfahrenheit, Thorheit nicht für sich in Anspruch nehmen kann."

Masserans Züge milderten sich zu einem finstern Lächeln, und seine Gemahlin versetzte: „Sein Name, Sire, war einst mir und den Meinigen theuer und befreundet — es ist Bernhard, Baron von Rohan."

„Wie, unser guter Freund und wackerer Haudegen?" rief der König — „wirklich, schlimm genug. Herr von Rohan hätte doch wissen sollen, daß er sich bloß an uns wenden durfte, um unserer königlichen Einwilligung gewiß zu seyn. Ja, wir würden unsern ganzen Einfluß bei den-

jenigen Verwandten des Fräuleins geltend gemacht haben, die sich seinen Wünschen widersetzen mochten."

„Sire," erwiederte die Dame, eine augenblickliche Pause benützend, „der junge Mann hat in jeder Weise übel gethan. Er schenkte weder Euer Majestät Vertrauen, noch mir, hat nie um meine Einwilligung, hat mich seit seinem Uebergang über die Alpen nie gesehen."

„Schlimm, sehr schlimm," versetzte der König. „Ihr sagt, sie sind getraut," fuhr er nachdenklich fort, „wo ist die junge Dame? ich möchte sie sehen und sprechen."

Solche Communication hätte nicht in Masserans Kram getaugt, wäre die Einführung Isabellens auch möglich gewesen, und nun, nachdem seine Gemahlin die Klage ganz nach seinen Wünschen vorgebracht, nahm er ihr den übrigen Theil der Arbeit aus den Händen, aus Furcht vor irgend einem raschen Zugeständniß von ihrer Seite. „Ach, Sire!" begann er, „was Euer Majestät befehlen, ist leider außer dem Bereiche der Möglichkeit. Die Dame befindet sich nicht nur nicht in Paris, sondern sie ist sogar denen entwischt, deren Händen ich sie anvertraute. Ihr Aufenthalt, ihr Treiben ist uns unbekannt, und unter solchen Umständen wenden wir uns an Eure Majestät, nicht sowohl um Abhülfe, als um Beistand."

„Das verwickelt freilich die Sache noch mehr," sagte Heinrich, „und vermuthet Ihr, sie habe den Baron gefunden?"

„Nein, Sire," antwortete der Marquis, „ganz und gar nicht, denn ich wagte einen Schritt, dessen ich mich,

obwohl auf meinem eigenen Grund und Boden unumschränkter Herr und Gebieter, nie unterfangen, hätt' ich nicht gewußt, daß Euer Majestät ebenso gerecht, als mächtig sind. Ich ertappte einen Eurer Unterthanen auf meinem Gebiet über einer ungesetzlichen That, die ich an meinen Vasallen mit dem Tode bestraft haben würde, und ich wagte —"

„Ihn doch nicht zu tödten?" rief der König auffahrend.

„Nein, Sire, nein," erwiederte der Savoyarde, „das kam mir nie in den Sinn! Aber ich wagte, ihn festzunehmen und einzusperren, um dem Verlauf der unseligen That zuvorzukommen. Sofort macht' ich mich alsbald auf den Weg, mich Eurer Majestät zu Füßen zu werfen, Euch von dem Vorgefallenen genauen Bericht zu geben, Eure Gnade zu erflehen für meine Kühnheit, und das Schicksal des Gefangenen ganz in die Hände Eurer Majestät zu legen."

„Daran habt Ihr weislich und wohl gethan," sagte der König, „und da dem so ist, soll Euch nicht blos Abhülfe, sondern auch Beistand zu Theil werden. Das Edikt über die Unwirksamkeit geheimer Ehen soll augenblicklich unterzeichnet und morgen von unserem Parlament einregistrirt werden. — Herr Kardinal, Ihr kommt hoffentlich diese Nacht so fix und fertig, als heute Morgen. Habt Ihr das Edikt bei Euch?"

„Nein, Sire, erwiederte Bertrandi; „aber es befindet sich in Euer Majestät Kabinet."

„Laßt es sogleich holen," versetzte der König. „Dieses neue Beispiel rechtfertigt nicht allein die Emanirung des

Gesetzes, sondern erheischt auch ein für allemal die Klausel, die den Folgen allein abhelfen kann. Auch soll dieß nicht die einzige Strafe seyn für ihn, der seine Pflicht gegen sich und uns so gröblich verletzt hat. Man rufe ihn alsbald nach Paris; mittlerweile muß auch das widerspenstige Kind an unsern Hof geschafft werden. — Rasch, lieber Herr Kardinal, man darf uns nicht allzulange im Saal vermissen."

Der Dauphin hörte seinem Vater schweigend und mit gar ehrerbietiger Miene zu. Als sich der König, mit seinen Befehlen zu Ende, nochmals gegen den Marquis wenden wollte, kam ihm der Sohn zuvor mit den Worten: „Ich hoffe, es ergeben sich für Herrn von Rohan einige Umstände, die Euer Majestät Entrüstung gegen ihn mildern mögen. Herr von Masseran scheint mir in ein paar Punkten nicht ganz aufrichtig gewesen zu seyn. Darf ich mich unterstehen, ihm in Euer Majestät Gegenwart einige Fragen vorzulegen?"

„Ohne Anstand, Franz," versetzte der König. „Es freut mich immer, wenn ich Dich Deine geistigen Kräfte an Gegenständen von Wichtigkeit üben sehe."

Der junge Prinz erröthete anmuthig und verneigte sich, während der Marquis, um einen Grad blässer als gewöhnlich, vor dem sechzehnjährigen Knaben die Augen niederschlug. Der Prinz aber trat ihm einen Schritt näher und begann das Examen mit den Worten: „Ihr behauptet, Herr Marquis, Baron Rohan habe Eure schöne Gemahlin gar nie um ihre Einwilligung angegangen. Darf ich fragen, ob er sich je vor Eurem Palast, oder Schloß, oder

wie man Eure Wohnung nennen mag, in solcher Absicht einfand?"

„Die Marquise hat das gesagt, nicht ich," versetzte Masseran. „Ich war dazumal abwesend."

„Wann?" fragte der Prinz scharf, und als der Savoyarde stockte, fuhr er fort: „Wahr oder nicht wahr, daß sich Herr von Rohan vor Euern Thoren einfand? Wahr oder nicht wahr, daß man ihn abwies?"

„Ich glaube, es war dem so," sagte Masseran, „ich glaube er fand sich vor den Thoren ein, in meiner Abwesenheit."

„Er selbst glaubte nicht an Eure Abwesenheit," erwiederte der Jüngling mit königlichem Ernste, zu Heinrichs großem Erstaunen über diese genaue Bekanntschaft des Sohnes mit dem ganzen Sachverlaufe. Der Marquis aber war so betroffen, daß er es weniger zu verbergen wußte, als der Monarch. „Auf mein Wort, Euer Hoheit," stammelte er endlich, „bei meinem Leben, ich war abwesend."

„So wußtet Ihr also doch, Herr von Masseran," fuhr der Prinz fort, „daß Herr von Rohan sich vor Eurem Thor eingefunden, zuerst Zutritt zu Euch begehrend, und dann, in Eurer Abwesenheit, zu Eurer schönen Gemahlin, die sicherlich zu Haus war. Und doch ließt Ihr sie — ohne Zweifel ohne ihre Absicht — Seiner Majestät die irrige Meinung beibringen, ihre Einwilligung sey nicht nachgesucht, ihre Auctorität gänzlich verschmäht worden. Das war nicht recht, Herr, es hieß den König irreführen."

„Wohl und weislich gesprochen, Franz," sagte sein

Vater, „nur zu, lieber Junge, nur zu, wenn Du noch mehr zu fragen hast.“

„Euer Majestät halten zu Gnaden, nur noch ein paar Punkte,“ erwiederte der Prinz mit stolzer Miene über den väterlichen Beifall, die Augen aber fortwährend fest auf den Marquis gerichtet. „Die nächste Frage ist: Da das Fräulein einen Bruder hat, der ihr nächster männlicher Verwandter ist, willigte er ein oder nicht in diese Heirath seiner Schwester mit Rohan?“

„Darüber kann ich nichts sagen, gnädigster Herr,“ versetzte Masseran dem Prinzen. „Herr von Brienne, königliche Hoheit, steht nicht unter meiner Obhut und Leitung. Alles, was ich zu sagen habe, ist, daß seine Mutter ganz bestimmt ihre Einwilligung verweigerte.“

„Es möchte aufrichtiger seyn, mein Herr,“ erwiederte der Prinz, „uns zu sagen, ob Herr von Brienne Eures Wissens einwilligte oder nicht?“

„Ich glaube, gnädiger Herr,“ sagte Diana von Poitiers, etwas vortretend, „ich glaube, Eure Frage vollständig beantworten zu können, wozu Herr von Masseran keine Lust zu haben scheint. Heinrich von Brienne billigte stets diese Verbindung, und Herr und Frau von Masseran wußten das wohl.“

„Ich läugn' es auch nicht,“ sagte Frau von Masseran heftig. „Er ist ein halsstarriger, unlenksamer Junge.“

„Nur noch eine Frage,“ sagte der Prinz, „und wir sind zu Ende. Rechtfertigt sich Rohans Handlungsweise nicht einigermaßen durch ein schriftliches Eheversprechen

von Seite des Vaters des Fräuleins? Wenige Tage vor seinem Tode soll es dieser dem Baron übergeben haben. Ich frage Euch, Madame, ist dem so oder nicht?"

„Allerdings liegt eine solche Zusage vor," erwiederte Frau von Masseran in dem vorigen heftigen Tone, „aber dadurch ist Rohan keineswegs gerechtfertigt, Euer Hoheit. Die Zusage erhielt nie meine Bestätigung. Zwar war der verstorbene Herr von Brienne Rohans Vormünder und Erzieher, in den Knaben unmäßig vernarrt, und legte ihm alle möglichen schönen Eigenschaften unter, aber ich hatte immer ganz andere Plane für meine Tochter, und trat der Zusage niemals direkt noch indirekt bei."

„Ich bin in keiner Weise bei dieser Sache betheiligt, Sire," sagte der Dauphin, sich zu seinem Vater wendend, „denn ich kenne Herrn von Rohan nicht einmal von Person. Allein in Folge einer auf ziemlich weitschweifigem Wege erhaltenen Mittheilung hielt ich diese Fragen in Gegenwart Eurer Majestät für sachdienlich. Nachdem nun die Wahrheit zu Tage liegt, die Euch augenscheinlich Anfangs verschwiegen ward, mag Euer Majestät Weisheit eine Entschließung fassen —"

„Hier ist das Edikt, Sire," sagte Kardinal Bertrandi, zurückkommend. „Es bedarf nur noch Eurer Majestät Unterschrift und des großen Siegels. Darf ich Euch die Feder bieten?" und damit breitete er das Pergament auf der Tafel vor dem Könige aus.

Heinrich nahm die Feder, besann sich noch eine Weile und sah dann die Herzogin von Valentinois an. Sie aber

schlug die Augen nieder und sprach keine Sylbe. Nun tauchte der König die Feder ein und schrieb seinen Namen hin. Der Kanzler gegenzeichnete, und nahm das Pergament von der Tafel.

„Nun, Diana," sagte Heinrich leise, sich zur Herzogin wendend, „was meint Ihr?"

„Daß Euer Majestät recht gethan hat, vollkommen recht," erwiederte die Dame ebenso leise. „Nicht daß ich den armen Rohan für wirklich tadelnswerth halte."

„Das weiß ich nicht," versetzte der König, „aber wir werden bald sehen. Man muß der Sache näher auf den Grund kommen," fuhr er lauter fort, „ich will alle Betheiligten hören und dann entscheiden. Für jetzt ist die Ehe annullirt. Ihr, Herr von Masseran, eilt nach Savoyen zurück, und setzt augenblicklich den Baron in Freiheit. Auch soll sich sogleich Jemand auf den Weg machen — ich denke der Bruder taugt am besten, vielmehr allein, dazu — das Fräulein aufzusuchen und sie ohne Zeitverlust nach Paris zu bringen. Herr von Masseran, Ihr befehlt dem Baron in Unserem Namen, sich binnen vierzehn Tagen vom Datum seiner Befreiung an in der Hauptstadt einzufinden. Auch möcht' es in Eurem eigenen Interesse seyn, sobald als möglich hieher zu kommen, denn unser lieber Freund Brissac, etwas sanguinisch in seinem Verfahren, hat gegen den häufigen Kurierwechsel in Eurem Lande allerlei einzuwenden. Es wäre gerathen, dem Marschall aus dem Wege zu gehen. — Herr Kardinal, sorgt für Beobachtung der nöthigen Förmlichkeiten, und daß das Edikt morgen im Parlament gehörig

einregistrirt wird. Komm, Franz, komm. Es wird sich Alles über unsere Abwesenheit wundern."

Siebzehntes Kapitel.

Was wäre Leben ohne Mannichfaltigkeit?

Ich weiß nimmer, wo ich's fand — ob in Kant oder bei seinen Schülern, ob in den angeblichen Reflexionen und Phantasien Zoroasters, oder irgendwo in Platos Lucubrationen, oder in den Fragmenten Epicurs, dessen zweideutige Philosophie die Welt im Zweifel gelassen über seine Tendenz zum Guten oder Bösen, zur Tugend oder zum Laster; sicherlich aber nicht bei Pyrrho, an dem überhaupt nichts Gutes; noch bei Confucius, dem großen Lehrer der Theenation: — wie gesagt, das Wo hab ich vergessen, aber unter der Masse von Spekulationen, weisen und thörichten, gelehrten und unwissenden, spirituellen und materiellen, womit wir Kinder der niederen Sphäre zu Zeiten uns amusiren, und zwar bald ehrerbietig, bald hochtrabend, bald voll Demuth, bald voll Hochmuth, gibts eine Theorie — vielleicht verdient sie den bescheideneren Namen einer Hypothese — die der Gottheit fast als Attribut, jedenfalls als Nothwendigkeit eine endlose Mannichfaltigkeit von Schöpfungen zuschreibt, ja ihr noch überdieß — läßt sich anders der Ausdruck rechtfertigen — eine Art von Selbstzufriedenheit beim Anblick dieser ihrer unzählbaren Werke.

Inzwischen maßen wir uns nicht an, mit diesen unsern

Augen das große Geheimniß der Schöpfung zu durchdringen, die Attribute Gottes, mit Ausnahme solcher, die er uns zu offenbaren die Gnade hatte, enthüllen zu wollen. Wir vermessen uns nicht, dem Unermeßlichen Schranken zu setzen, wollen die thörichten Götzendiener alter Zeiten, die griechischen und römischen Erfinder des unsinnigsten Glaubens, nicht nachahmen. Oder läßt sich ein thörichteres Unterfangen denken, als das, ihre selbstgemachten Götter mit den schamlosesten menschlichen Lastern zu bekleiden, um sie zuletzt an das Gesetz der Nothwendigkeit zu fesseln, das ihre Gottheit zur Unmacht sterblicher Menschen verurtheilte? Aber auch ohne solche Vermessenheit oder Thorheit drängt sich uns beim Anblick des Universums die Ueberzeugung auf, daß der Allmächtige sich in unendlichen Schöpfungen gefällt, daß die Mannichfaltigkeit im Kreise der Schöpfung an sich vortrefflich und harmonisch, daß das Eine vom Andern seine Eigenthümlichkeit bezieht, daß alle zusammen einen großen Bau bilden, in welchem die Verschiedenheit der einzelnen Theile zu einem Einen bewundernswürdigen Ganzen zusammenstimmt. Auge und Sinn, Herz und Gefühl führen uns jeden Augenblick auf diesen Punkt und vom prachtvollen Berge bis zum winzigen Gräschen an seinem Abhange, vom unermeßlichen Ozean bis zum krystallenen Tropfen, welcher der Woge inwohnt, die sich am Felsen bricht, jede Mannichfaltigkeit trägt sichtbar zu unseren Genüssen und zur Schönheit dieses wundervollen Naturschauplatzes bei.

So bildet denn Mannichfaltigkeit und Wechsel einen Theil unserer Freude, aber nie kann diese Thatsache, aus

den Werken Gottes selbst abgeleitet, die Tendenz haben dem Bösen Vorschub leisten, den ausgelassenen Wunsch nach immer neuen Vergnügungen erzeugen, jener krankhaften Unbeständigkeit, die unbefriedigt von Gegenstand zu Gegenstand eilt, das Wort reden zu wollen. Trotz der unendlichen Mannichfaltigkeiten, der ungeheuern Contraste herrscht in Gottes Reich eine allgemeine wundersame Harmonie, ein gar feines inniges Ineinandergreifen der einzelnen Theile. Jeder Wechsel, jede Verschiedenheit hat ihre Gränze, ihren Gegenstand, jeder Schritt seinen Zweck, jeder Kontrast irgend ein großes Resultat.

Aber im Streben nach Mannichfaltigkeit müssen wir uns an dieselben Regeln halten, die der Glückseligkeitslehre zu Grunde liegen. Der Allmächtige hat uns die Mittel zu einem unendlichen Freudenwechsel gegeben, doch innerhalb gewisser, von ihm selbst gesetzten Schranken. Die Freude an seinen Werken, die Betrachtung seiner Güte, die Ergebung in seinen Willen, die Verehrung seines Namens würde wahrhaft weisen Geschöpfen mannichfaltigern Stoff zur Uebung ihrer Geisteskräfte bieten, als sich im Raum eines noch so langen Lebens erschöpfen ließe, hätte auch nicht eine gütige Vaterhand tausend und aber tausend Annehmlichkeiten auf unsern Lebenspfad gestreut, die eben so unschuldig als endlos in ihren Combinationen sind. Und so soll denn auch wirklich der Mensch keine andere Abwechslung in seinem Leben suchen, als die in allen Theilen ein Abbild ist des großen Wechsels in der Natur der Dinge. Jeder neue Versuch, jede Veränderung in den bisherigen Beziehungen

muß ihren Zweck haben, in sich selbst gut seyn, und wie wir und unsere Existenz nur Theile eines großen Systems, muß jeder Wechsel ein integrirender Theil unsers großen Lebenssystems seyn.

In einem bescheideneren, beengteren Kreise mag der Erzähler — welcher nicht blos sich und Andere eine müßige Stunde kürzen, sondern zugleich etwas Gutes mit dem Ergötzlichen verbinden will — jedem Werke der Natur, jeder Seite und Weise des moralischen Lebens folgend, die Scene beständig wechseln, die Charaktere, die Personen, die Begebenheiten möglichst vermannichfaltigen, nur soll er dabei nie außer Acht lassen, daß jeder Einzelne einen integrirenden Theil des Allgemeinen bildet, daß alles auf einen besonderen, bestimmten Zweck sich bezieht.

So müssen denn auch wir vom französischen Hofe, von den heitern Scenen der Hauptstadt nochmals zurückkehren zu den steilen Gebirgspässen, von denen der Faden unserer Erzählung ausgegangen, zu zweien Männern, deren Schicksal uns, die Wahrheit zu sagen, zumeist in Anspruch nimmt. Freilich sind wir auch um die schöne Isabelle nicht wenig bekümmert, wir möchten gar zu gern wissen, wie sie entkommen, wo sie nun herumirrt, wer sich ihrer erbarmt, ihr zu Schutz und Wache dient. Dennoch aber müssen wir, obwohl das Gefährliche, Dornige, Sorgenvolle ihres Pfads nicht verkennend, zu Bernhard von Rohan zurückkehren, da wir ihn nicht länger auf der Bergseite lassen dürfen.

Der junge Kavalier trabte in Begleitung Corse de Leons so rasch vorwärts, als es der rauhe, durch tausend

Windungen unterbrochene Weg nur immer zuließ. Die Diener, welche die Pferde gebracht, folgten nicht weniger schnell hinterher, und in etwa zwanzig Minuten war die bewußte Stelle im Thal erreicht, wo sich die beiden Wege schieden. Corse wollte mit der bisherigen Eile den kürzeren einschlagen, den andern, auf welchem er Isabellen zum Schlosse Masseran zurück geleitet, zur Linken lassend; allein einer der Diener rief ihm alsobald zu: „Den Weg, Herr, könnt Ihr nur zu Fuß machen, gerade das hielt uns vorhin so lange auf. Der Strom ist angeschwollen, die Brücke wieder fort, wir mußten zurück und den andern Weg einschlagen.“

„Der Strom geschwollen!“ sagte Corse de Leon nachdenklich, „da geht etwas weiter oben in den Bergen vor. Entweder schmilzt der Schnee oder stürzt ein Gletscher. Nun so müssen wir den andern Weg einschlagen. Einer von Euch bleibt hier und sieht, ob man uns folgt,“ fuhr er, sich zu den Leuten wendend, fort, „die Andern sollen zum Kreuz hinab, und Pinchesne mit den Uebrigen über den Hügel schicken. Für den Nothfall sollen ein Paar im Thal zurückbleiben. Nun aber auf!“ und damit ritt er langsamer vorwärts als zuvor, obwohl der Weg zur Linken der längere war. Allein einer jener schwermüthigen Anfälle war über ihn gekommen, worin sich bittere Erinnerungen mit dem ihm eigenen Reichthum abstrakter Gedanken mischten. In solchen Augenblicken verwandelte sich das sonst klare, gesunde Urtheil des geisteskräftigen hochbegabten Mannes in ein mürrisches, menschenfeindliches Brüten voll düsterer uner-

freulicher Bilder. Sein ganzes Wesen und Benehmen nahm dann einen anderen Charakter an, der sich selbst in der äußern Haltung, dem schnellen oder langsamen Schritt, dem Blicke, der Stimme kund gab. War er auf seiner Hut, so gabs wohl keinen bestimmteren, vorsichtigeren, in Blick, Wort und Geberde abgemessenen Mann; das aber war Folge der Uebung und erworbener Selbstbeherrschung. Von Natur dagegen gehörte er zu denen, deren physische Erscheinung, ihnen selbst unbewußt, der immer bereite Sklave ihres Gemüths ist.

Seitdem sie sich zu Pferde gesetzt, war augenscheinlich eine Veränderung in ihm vorgegangen, und darin lag das Geheimniß der verminderten Eile. Uebrigens mochte auch die Rücksicht für sein Thier einigen Theil daran haben, denn wie gesagt, war dieser Weg an die zwei Meilen länger, und die Nacht überaus schwül und drückend, so daß der weiße Schaum dem Pferde um Hals und Zügel hieng. Und doch war kein Wölkchen in der Luft zu sehen und die Sterne funkelten herab, obwohl kleiner und ferner scheinend als gewöhnlich. Bei einer Krümmung des Wegs präsentirte sich der feine spitzige Gipfel eines Eisbergs; weiß und glizend im Sternenlicht, ragte er über einen der Gebirgspässe hervor, während ohne eine Spur von Wolken zu Zeiten ein glänzendes Wetterleuchten, einem schwachen Blitze vergleichbar, um ihn her funkelte. Corse beobachtete eine Weile ein tiefes Schweigen, endlich sagte er, die Hand vor die Stirne haltend: „Wäre der Himmel irgend bewölkt, würde ich auf diese Nacht einen Sturm prophezeien. Gar

selten geben uns die Elemente Sturm ohne Wolken, während uns das so oft im menschlichen Leben begegnet. Jene lassen gewöhnlich eine allgemeine Warnung vorangehen."

„Es zieht ein Klageton über die Höhen," sagte Bernhard, „und doch verspüre ich nichts vom Winde — Aber seyd Ihr nicht auch," fuhr er, auf des Gefährten Bemerkung eingehend, fort, „seyd Ihr nicht auch der Meinung, daß uns sehr oft im Leben Mahnungen befallen von den nahenden Stürmen?"

„Wenigstens nicht von äußern Gegenständen," meinte Corse de Leon. „Allerdings aber vereinigen sich oft ohne den geringsten Anstoß von außen, auf einmal tausend widrige Gefühle, uns zu bewältigen. Doch mag es auch andere Anzeichen ganz verschiedener Art geben."

„Nun das meinte ich gerade," antwortete Bernhard von Rohan. „Meint Ihr nicht auch, daß wir zu Zeiten ohne solche äußerliche Vorboten, als da sind finstere Wolken am Himmel, oder eine rothe Sonne — eine warnende Stimme in unserem Innern vernehmen, die uns den Sturm verkündet, den wir noch nicht sehen und uns Schutz suchen heißt gegen seine Wuth?"

„Wie das dumpfe Murmeln, das sich so eben hörbar macht," meinte Corse de Leon.

„Erinnere ich mich doch," fuhr Bernhard, ohne von seinen Worten sonderlich Notiz zu nehmen, fort, „erinnr' ich mich doch einer solchen düsteren Stimmung, als ich vor wenig Tagen auf meiner Reise durch diese Berge kam. Ich konnte mir keine Rechenschaft darüber geben, denn meine

Aussichten waren heiter und glänzend. Und doch konnt' ich dieser Stimmung einige Zeit nicht los werden, es war vergeblich, daß ich sie hinweg zu lachen suchte. Ich mußte ihr nun einmal ihren Lauf lassen, es war mir, als stände mir irgend ein Unglück bevor, und obwohl ich keines der seitherigen Begegnisse voraussehen konnte, traf mich doch, wie Ihr wißt, wenig Tage darauf Jammer und Elend genug."

„Und dergleichen Dinge nennt Ihr Jammer und Elend?" fragte Corse de Leon. „Da seyd Ihr wirklich jünger am Herzen als ich dachte. Und doch sind Eure Worte sehr zu beachten. Habt Ihr wirklich eine Ahnung von Unglück gefühlt, so nehmt mein Wort, es hat kaum begonnen. Ihr mögt eines wachsamen Auges für Euch bedürfen," fuhr er nachdenklich fort, „eines kräftigen Armes, der Euch Schutz und Hülfe gewährt — ich habe mein Versprechen nicht vergessen und will es halten — Aber schnell, laßt uns vorwärts! Unsere Pferde wittern etwas in der Luft und ich möchte vor dem Ausbruche Gandelots Thüre erreichen."

„Die dürfte uns," meinte Bernhard von Rohan, „ziemlich unwirksamen Schutz verleihen. Das Haus liegt so nahe am Fuße des Berges, daß es mich wundert, wie es im Winter nicht gänzlich vom Schnee bedeckt wird."

„Zweimal wenigstens ward es unter einer Lawine begraben," erwiederte sein Gefährte, „und doch erreichten sie es immer wieder auf derselben Stelle. Aber das Haus hat nicht weniger von Wasser zu fürchten als vom Schnee und gerade, weil es kein sicherer Aufenthalt ist, möchte ich dort seyn."

Bernhard verstand ihn augenblicklich und der Gedanke an Isabelle reichte hin, ihn zur Eile zu vermögen. Eine halbe Meile vorwärts wand sich die Straße um eine Felsspitze und kaum hatten sie diese hinter sich, so spritzte ihnen das Stäuben eines Wasserfalls ins Gesicht. Zugleich sahen sie eine ungeheure Wassermasse wüthend einige hundert Ellen hoch den Berg herabstürzen, ein Anblick, der in der grauen Dämmerstunde einem ungeheuern Riesen, in weißem Gewand an den Berg angelehnt, glich. Der Strom wälzte sich quer über die Straße, und Bernhard sah dem Gefährten fragend ins Gesicht, da er sich dieses Hemmnisses von seiner ersten Reise her nicht erinnerte.

„Vier bis fünf Stunden früher," sagte Corse de Leon, „als ich hier vorüberkam, war kaum Wasser genug da, den Durst eines Wolfs zu stillen, und nun ists ein ganzer Strom. Es muß eine gewaltige Veränderung da oben vorgehen. — Aber vielleicht ist alles schon vorüber, und es sind nur die Folgen. Jedenfalls müssen wirs versuchen durch zu kommen; haltet Euch möglichst nahe an den Felsen."

Mit diesen Worten setzte er beide Sporen ein, aber nur mit größter Mühe konnten sie die Pferde vorwärts bringen. Das Aufprallen des Gischts, das Tosen des Stroms machte die Thiere scheu, und als endlich fortgesetztes Schelten und Schmeicheln sie ins Wasser trieb, fanden sie einen rauhen unsichern Grund. Nun gings mitten durch; zweimal stolperte Bernhards Pferd, und war nahe am Fallen, aber zweimal half ihm der Reiter, obgleich ihm das Wasser in Strömen über den Kopf stürzte und er unter dem

drückenden Gewicht kaum Athem schöpfen konnte, mit Ferse und Hand wieder auf die Beine, bis es auf der andern Seite auf festem Boden stand.

Ganz betäubt und verwirrt sah sich Bernhard nach Corse de Leon um. Dieser stand, vom Pferde gesprungen, hart neben ihm, den Zügel seines Thiers fest in der einen Hand, während die andere dem bewegten, aber sehr aufmerksamen Blicke zum Himmel folgte. Im nächsten Augenblick fuhr seine Hand nach des Ritters Arme und er rief: „Rührt Euch nicht von der Stelle. Jetzt kommt's, jetzt kommt's! Nun ist leben und sterben in Gottes Hand wie jemals, und Tod schwebt nahe über uns."

Noch hatte er nicht geendet, als sich ein Getöse erhob, entferntem Kanonendonner vergleichbar, Schuß an Schuß zu gleicher Zeit, oder hart auf einander folgend, dann eine murmelnde Pause, nun ein neues Getöse, das, näher und näher kommend, lauter und lauter erscholl, bis endlich das betäubende Krachen des Donners selbst so viel als Nichts war dem schrecklichen Tosen gegenüber, das durch alle die hohlen Thäler wiederhallte. Es war nicht anders, als mischten sich tausend und aber tausend Töne in einander. Noch immer brauste der Wind heulend durch die Luft, als wollt' er das Aechzen und Wehklagen leidender Geschöpfe nachahmen, während das Krachen der auf Felsen niederfallenden Felsen, der starken Waldbäume, die in tausend Stücke zerstoben, der gewaltigen Erd- und Schnee- und Steinmassen, welche die Berghälfte in ihrem Sturz begleiteten, an sich schon und von jedem andern Getöse abgesehen, vollkom-

men zu betäuben vermochte. Nun denke man sich noch den schweren Luftdruck, der beinahe das Athmen unmöglich machte, man denke sich das Gefühl der kommenden Vernichtung, vollkommen geeignet, dem Schlagen des Herzens ein Ende zu machen, noch ehe es der Tod mit eisigem Griff zum Stehen brachte.

Bernharden blieb kaum noch die Zeit zu kurzem Gebet an den Herrscher in der Höhe und zu einem Gedanken an die Geliebte, ehe der allvernichtende Ruin in's Thal herniederstürzte. Hart flog die Sturzmasse am Standorte der beiden Freunde vorüber. Fels- und Steintrümmer stürzten ihr voraus, ein ungeheures Stück traf Bernhards Pferd an Knie und Brust, daß es rückwärts auf die Hüften sank, und Thier und Reiter Kopf über vom schmalen Ufersaum in den Strom rollten. Bernhard verlor für den Augenblick das Bewußtseyn; wieder erwacht, fand er sich im Thal unten, vom Strom gegen das felsige Ufer geschleudert. Des Pferds war er los und ledig, und obwohl ihn Felsmassen, Bäume, aus dem Wasser ragende Klippen, vor allem der gewaltige Stromlauf selbst am Schwimmen hinderten, gelang es ihm doch, sich an einem vom hohen Rande herabhängenden Strauche festzuhalten und, sich am Ufer hinaufschwingend, festen Boden zu erreichen. All das war das Werk des Instinkts, denn wie er den Zweig gefunden und ans Land gekommen, darüber konnte er sich selbst keine Auskunft geben. Aber auch jetzt noch fühlte er sich so schwach, daß er sich niederwerfen und die Hände gegen die Stirne drücken mußte, denn alles schwamm um ihn herum, die

Erde schien unter seinen Füßen zu wanken und das Krachen fallender Fels- und Steinmassen mischte sich noch immer mit dem lauten Toben des stürzenden Bergwassers, dem er so eben erst entkommen. Doch war der gewaltigere Lärm vorüber, dieses furchtbar rauschende Getöse, das keiner Vergleichung Raum gab, und allmälig wurde es stiller und stiller, bis man zuletzt nichts weiter hörte als die Fluthen des Stroms, schäumend und kämpfend um die in seinen Weg geschleuderten Hemmnisse.

Als sich Bernhard zu erheben und rund umzusehen vermochte, war alles dunkel, mit Ausnahme der blinkenden Schaaren der Nacht droben am Himmelsgewölbe, die aber schon von der Ankunft des Morgens zu erbleichen schienen. Er lauschte, ob sich nicht irgendwo eine Stimme vernehmen ließe, aber war je eine vorhanden, so verhallte sie jedenfalls unter dem wilden Toben der Fluth.

Mit tausend peinlichen Gefühlen im Herzen, ohne einen erleichternden Gedanken, ohne irgend eine Hoffnung als auf die Rückkehr des Tageslichts, warf er sich nieder, nachdem er den Namen Corse de Leon ein paarmal, aber vergeblich, gerufen. Er wußte gar nicht, wohin ihn die furchtbare Katastrophe geschleudert hatte. Nichts war in seiner nächsten Umgebung sichtbar als einige verschonte hohe Bäume und ringsherum ungeheure schwarze Felsmassen. Zwar erhob sich der Schatten des Riesenbergs noch immer vor ihm, aber in ganz veränderter Gestalt, und unser Freund starrte mit weitgeöffnetem Auge nach dem

Wunder empor, als wollte er der stattgehabten Verwandlung näher auf die Spur kommen.

Allmälig nahm die Spitze der Anhöhe einen hellern Ton an, bis sich endlich die Erstlingsstrahlen der aufgehenden Sonne darauf reflectirten. Mit jedem Augenblick vermehrte sich der Glanz in der Höhe, und endlich war der ganze Hügelsaum nebst den umgebenden Nebeln wie von einer goldnen Einfassung bordirt. Nun begann es auch im Thale zu tagen, und Bernhard fand sich in der grauen Dämmerung inmitten einer Welt von Ruin und Zerstörung. Da war auch nicht die Spur einer Straße, einer menschlichen Wohnung zu sehen, denn der enge Pfad, der ihn gestern hergeleitet, lag nun völlig begraben unter den ungeheuren Massen des eingestürzten Berges.

Achtzehntes Kapitel.

Mit dem seltsamen, schwindelnden Gefühl, womit wir von den ersten betäubenden Wirkungen einer ungeheuren Katastrophe erwachen, sah sich Bernhard einige Minuten ringsum, als der Morgen heller und heller über der wilden Zerstörungsscene emporstieg. Unser Freund fand sich mehrfach gequetscht und verletzt, die Kleidung hatte da und dort Blutflecken, der starke muskulöse Arm konnte ihm beim Anlehnen an ein Felsstück kaum zur Stütze dienen, und zu Zeiten wurde es ihm wieder schwindelig vor Augen und Stirne, Alles Folgen der gewaltigen Erschütterung, die er

durch den schweren Fall, und vor= und nachgehende Stöße erlitten. Indessen fesselte körperlicher Schmerz weniger seine Aufmerksamkeit als das schreckliche Gemälde, das sich mit dem ersten Tageslichte um ihn entfaltete. Ueberall nichts als Spuren der verheerenden nächtlichen Katastrophe. Die ganze Umgegend, namentlich in nordöstlicher Richtung, schien total umgekehrt und verändert. Die Granitfelsen der höhern Berggipfel lagen nun unten im Thal in ungeheure Massen aufgethürmt, rings um sie her Anhängsel der verschiedenartigsten Substanzen, z. B. Schiefer und Sandsteine, gewöhnliche vegetabilische Erde, dichte Schneeschichten, die, da und dort aus den Spalten herausquillend, in langen Streifen die Spuren der manchfachen Erdarten, über die sie gekommen, an sich trugen. Zerquetschte Föhren, ungeheure Eichenstämme, das grüne Blätterwerk noch immer in der Luft wiegend, ragten hier und da in vollendeter Unordnung aus dem chaotischen Niederschlag von Fels=, Sand= und Erdtrümmern hervor. Endlich ließen die Ueberbleibsel eines Hüttendachs, umgekehrt auf der improvisirten Felspyramide thronend, keinen Zweifel übrig, daß die radikale Zerstörung jedenfalls Eine Wohnung menschlicher Wesen getroffen habe.

Das war die Scene gegen Nordosten, es ließ sich aber nicht verkennen, daß die gefallenen Massen sich auf ihrem neuen Standorte, den sie nun wahrscheinlich wieder für Jahrhunderte einnehmen sollten, noch nicht gehörig festgesetzt hatten. Zu Zeiten rollte noch ein Felsstück herab, aber langsam, und nur je weiter es ins Thal herabkam, mit

verstärkter Eile, oft aber auch halben Wegs anhaltend, und sich auf einem neuen Fundamente fixirend. Aber keines drohte Bernharden Gefahr, denn er befand sich wenigstens dreihundert Ellen entfernt von der Basis des heute Nacht entstandenen Berges.

Beim Herabstürzen ward die kolossale Masse von unzähligen einzelnen Felsstücken und Steinen begleitet, die nun auf allen Seiten den Thalgrund bedeckten. Welch' großer Abstand von gestern Abend! Da hatte ein sanfter, gleichmäßiger Rasen das grüne Thal bedeckt, nur hie und da durch einen schlanken Baum oder durch artig gruppirtes Gesträuch und Buschwerk unterbrochen. Von Gestein war wenig zu sehen gewesen, höchstens ein paar hohe phantastische Felsblöcke, die, vor unfürdenklichen Jahren herabgestürzt, allmälig von der Hand der Zeit mit Moos und Schlingpflanzen bekleidet waren. Nun aber war, wie gesagt, alles mit frischen Trümmern besät, die da und dort die Bäume auf ihrem Wege zerschmettert hatten, oder der Boden war mit langen Geleisen vielfarbiger Erdarten beschmutzt, die stromartig dem großen Bergfall ins Thal gefolgt waren.

Noch immer geschwollen, trübe und wild rauschte der Strom über und zwischen den Felsen ins Thal hinab, aber die Spuren seiner frühern Höhe zeigten bereits eine bedeutende, rasche Abnahme. Rohan folgte dem Wasser stromaufwärts mit den Augen bis zur Stelle, wo es sich von der Höhe herab über die Straße stürzte, die sich längs der Thalseite auf einem steilen Vorsprunge hinzog. Der Was-

serfall, durch den er vorigen Abend sein Pferd getrieben, war noch in ziemlicher Breite vorhanden, obwohl sehr geschwächt in Vergleichung mit seiner gestrigen Größe.

Dießmal aber kam sein Daseyn dem jungen Ritter gut zu statten, er hatte nun einen Anhaltspunkt zu Berechnung der Distanzen, und er überzeugte sich, daß er wenigstens dreihundert Ellen weit vom Strom fortgerissen worden war, ehe er wieder zu sich gekommen und das Land gewonnen. Daraus ersah er denn auch, wie nahe der Bergsturz an seinem Standort vorübergegangen war, ja, daß das losgerissene Felsstück, welches, der Hauptmasse vorauseilend, sein Pferd getroffen, und ihn mit diesem in den Strom geschleudert, ihm wahrscheinlich das Leben gerettet hatte.

Aber was war aus seinem Gefährten geworden? fragte er sich selbst, aus dem Manne, der seltsam, wild, und ohne Zweifel auf dem Wege des Irrthums, nicht allein seine volle Neigung, sondern sogar in ungewöhnlichem Grade seine Bewunderung und Achtung zu gewinnen gewußt hatte. War er ein Opfer der schrecklichen Scene geworden? hatte er sein wildes unruhiges Daseyn in dieser allgemeinen Naturerschütterung eingebüßt? Rohan fürchtete es, und doch, wenn er unter den gewaltigen, theilweise ganz ungangbaren Steinmassen, keine dreißig Ellen jenseits des Wasserfalls die deutlichen Spuren der Straße erkannte, hoffte er wieder, freilich nur mit einem schwachen Schimmer, daß auch Corse entkommen sey.

In diesem Fall mußten sich Spuren von ihm und

dem Wege, den er eingeschlagen, finden lassen. Doch bald drängte sich noch eine andere Möglichkeit Rohans Geiste auf: der Räuber mochte auf dieselbe Weise durch ein Felsstück über den Straßenrand geschleudert worden seyn, und lag nun vielleicht verstümmelt und mit dem Tode ringend in der Nähe. Ohne Verzug raffte er sich auf und suchte emsig dem Ufer entlang, da der hohe Wasserstand und die reißende Strömung den Uebergang noch immer unmöglich machten.

Aber von Corse de Leon war auch nicht die leiseste Spur zu sehen. Dagegen fand der Ritter wenige Ellen unterhalb der Stelle, wo sich der Wasserfall auf der Straße aufschlagend, ins Thal stürzte, mitten im Strombette den furchtbar verstümmelten, zusammengebrochenen Körper des armen Thiers, das ihn selbst vor Kurzem noch getragen. Bei seiner Größe war es von den Felsmassen früher angehalten worden, als der Reiter; augenscheinlich aber hatte ihm das erste Felsstück den Tod gebracht, denn die zwei vorderen Beine waren gebrochen und die Brust gänzlich eingeschlagen.

Ein peinlicher, ergreifender Anblick inmitten einer so wilden, furchtbaren, außerordentlichen Scene, und doch fehlte eine schauderhafte Zugabe, die sich gar wohl hätte vorfinden können. Die Geier, die sich sonst durch kein Wunder von der Verfolgung ihres Raubes abhalten lassen, hatten sich noch nicht eingefunden, und Bernhard betrachtete mit gekreuzten Armen das Kadaver, wie es theilweise aus dem rauschenden Strom hervorragte, theilweise in

demselben begraben lag. Manch trüber, düsterer Gedanke drängte sich hiebei dem Geiste unseres Helden auf, so sehr er dergleichen Regungen in der Geburt zu ersticken sich bemühte.

Als er so dastand und schaute, begann ein Vögelein auf einem Baume, der, wie es, unversehrt geblieben, einen wilden, melancholischen Gesang. Bernhards Herz wurde darob nur schwerer und schwerer, er kehrte sich um und ging wieder rückwärts in der Hoffnung, weiter unten im Thal eine Furth zu finden. In dieser Erwartung fand er sich getäuscht, das Wasser wurde immer breiter, tiefer, reißender, durch andere kleine Bächlein, die an den Bergseiten herabfloßen, verstärkt. Endlich, nach anderthalbstündiger Wanderung, erreichte er das Ende des Stroms, der sich hier in einer tiefen Felskluft verlor. Diese aber verschloß dem jungen Manne jedes weitere Vordringen auf dieser Seite. Hätte er über das Wasser kommen können, so wär's ihm ein Leichtes gewesen, die kleine Bergstraße wieder zu gewinnen, auf der er vorige Nacht herabgeritten und die ihm noch immer vor den Augen lag. Aber so war er eingeschlossen auf der einen Seite von Wasser, auf der andern von dem neuen Felsberge, und obwohl er Fußtritte und Wegspuren von Schafen bergaufwärts bemerkte, wußte er doch nicht, wohin sie ihn führen würden. Jedenfalls mußte ihn diese Richtung von dem Orte entfernen, den er baldmöglichst zu erreichen wünschte, um sich die schwerste Sorge von den vielen, die auf ihm lasteten, vom Herzen zu wälzen. Deßhalb machte er noch einen ver-

zweifelten, aber fruchtlosen Versuch, sich über die herabgestürzte Bergmasse einen Weg zu bahnen; auf halbem Wege mußte er umkehren, und nun befand er sich ungefähr wieder an demselben Orte, die er zu Anfang des Morgens inne gehabt.

Die wunden Stellen gaben sich allmälig durch empfindliche Schmerzen kund, und erschöpft von Anstrengung und Mangel an Nahrung setzte er sich nieder, um ein wenig auszuruhen. Nachdem ihn ein Trunk aus dem immer noch trüben Strome etwas erfrischt hatte, entschloß er sich zu einem neuen Versuche; er wollte die Bergwand auf dieser Thalseite ersteigen in der Hoffnung, Jemand zu finden, der ihm den nächsten Weg zum Wirthshause an der östlichen Hügelsenkung zeigen könnte. Der Pfad war steil und gekrümmt, der Berg nackt und kahl, und mehrere Stunden vergingen über dieser Wanderung, ohne daß ihm eine Spur von Lebendigem aufstieß.

Um jedoch ganz genau zu Werke zu gehen, müssen wir unsere letzte Bemerkung nachträglich etwas einschränken. Es stießen ihm nämlich ein Paar Stücke Wild auf, die bei seiner Erscheinung Reißaus nahmen, auch da und dort eine goldschimmernde Eidechse, die, an der Sonne liegend, das Schlangenköpfchen der ungewohnten menschlichen Erscheinung neugierig entgegenkehrte.

Endlich gegen fünf Uhr des Abends, als er sich, von Hunger und Durst gleich sehr gequält, gänzlich erschöpft fühlte, hörte er, man denke sich mit welcher Freude, das Bellen eines Hundes. Er folgte der Richtung mit den Au-

gen und erblickte auf einer Felsenspitze in der Höhe ein edles Thier von der Alpenraçe, das dem Fremden heftig entgegenbellte.

Bernhard klomm hinan, dem Hunde nach, der sich vor ihm zurückzog, und bald vernahm er das Blöcken von Schafen, und wenig Minuten später sah er eine kleine Rauchsäule in Kräuseln zum klaren Gebirgsäther emporsteigen, unter ihr das Dach einer kleinen Hütte in einer schützenden Ecke des Hügels. Wohl war das Obdach so armselig, als man sich eines denken kann, aber dem jungen Ritter war's ein erfreulicher Anblick, und er näherte sich mit unendlichem Vergnügen dem kleinen Vorplatz mit seiner niedrigen Umzäunung, der allem Anschein nach zugleich die Stelle des Pferchs zu vertreten hatte.

Das Hundegebell rief den Schäfer herbei, der sich mit einem großen Topf siedender Schafmilch in der Hand präsentirte. Ein kleines Männchen mit schlichten Zügen, etwas einfältig, ohne eine Spur von jener Wißbegierde, die gewöhnlich das Resultat freiwilliger Abgeschiedenheit in den Klöstern ist. Dagegen war er gastfreundschaftlich und guthmüthig, und nahm den Fremden mit herzlichem Willkomm auf. Vorerst setzte er ihm das Beste vor, das er hatte, dann fragte er etwas unruhig um Neuigkeiten aus dem Thal, denn er wußte bereits die Katastrophe vom vorigen Abend, ja vielleicht mehr davon als Rohan selbst.

Der junge Ritter erzählte ihm alles, was er wußte, und erkundigte sich dann von seiner Seite gar ängstlich und bekümmert um das Schicksal von Gandelots Schenke. Um

wie viel freier athmete er, als ihm der Alte erwiederte: „O, die befindet sich in gutem Zustande. Der Fall kam ihr auf eine halbe Stunde nicht nahe."

„Wißt Ihr das gewiß? ganz gewiß?" fragte Bernhard.

„Mein Sohn war heute unten mit Käse," antwortete der Schäfer, „und sah Alles. Er wird bald hier seyn mit den andern Schafen, und kann Euch vielleicht mehr sagen."

„Traf er ein junges Fräulein dort an?" fragte Bernhard, möglichste Ruhe heuchelnd.

„Ja wohl, er erzählte von einem fremden Fräulein aus Frankreich," war die Antwort, „nebst einer Anzahl Soldaten und Dienerschaft, die einem französischen Herrn gehörten, um den sie Alle bitterlich klagten und weinten, weil er irgendwo umgekommen wäre."

„Wie lange wird's noch dauern, bis Euer Sohn heimkehrt?" fragte Bernhard, der trotz aller erduldeten Strapazen diesen Abend noch das Wirthshaus zu erreichen wünschte.

Die Antwort gehörte zu den vagen und unbestimmten, wie man sie gewöhnlich von Leuten dieses Schlags erhält, denen die Zeit von wenig oder keinem Belang dünkt. Sein Sohn, meinte der Alte, würde nicht mehr lange ausbleiben, aber Stunde an Stunde verstrich, ohne daß er sich blicken ließ.

Rohan ward ungeduldig, und bei der Unmöglichkeit, aus dem Geschwätz des Alten den Pfad zum Wirthshause

kennen zu lernen, drang er mit vielen Versprechungen in diesen, ihm das Geleite dahin zu geben.

Aber der Vorschlag einer Wallfahrt nach Jerusalem möchte dem guten Schäfer kaum unausführbarer vorgekommen seyn. Daran sey gar nicht zu denken, meinte er, seine Frau sey todt, wer sollte denn in der Hütte bleiben? Die Entfernung betrage volle vier Stunden, und in kürzerer Zeit würden sie nicht hinkommen. „Und in einer halben wirds dunkel," fuhr er fort, „und da möchten wir wohl über den Felsen und Abgründen den Hals brechen."

Bernhard erkannte, daß hier alle Ueberredungskunst umsonst war. Der Sohn kam erst mit Anbrechen der Dämmerung nach Hause, und so mußte denn der junge Ritter wider seinen Willen alle Hoffnung aufgeben, seine Braut noch heute zu sehen.

Der Alte und sein Sohn kannten, die volle Winters-Zeit ausgenommen, kein anderes Licht, als das ihnen die Sonne spendete, und obwohl Bernhard gar manche Stunde mit Fragen an den jungen Mann über alles was er im Wirthshaus gesehen und gehört, hätte zubringen können, war ihm doch vor Schlafengehen nur wenig Zeit dazu vergönnt.

Aber auch der Sohn wußte nicht viel zu sagen, denn er war wie der Alte nicht sonderlich verständig noch gesprächig. Doch errieth er alsbald, was seinem Vater nie in den Sinn gekommen war, daß ihr zufälliger Gast eine und dieselbe Person seyn müsse mit dem fremden Herrn, dessen

vermutheter Tod das Fräulein im Wirthshaus in so tiefe Bekümmerniß versetzt habe.

„Die wird sich freuen, Euch wiederzusehen!“ sagte er, die Sache als ausgemacht annehmend, „und brechen wir morgen mit dem Tageslicht auf, so überrascht Ihr sie beim Erwachen, denn ihr Vornehmen seyd rechte Schlafmützen.“

„Aber sagt mir doch vor Schlafengehen,“ versetzte Bernhard, „wie erfuhr denn das Fräulein die Gefahr, der ich so glücklich entkommen? Etwa durch Corse de Leon?“

Der Jüngling fuhr zusammen, und bei dem matten Lichte, das seinen Weg zur Thüre hereinfand, warf er seinem Gesellschafter einen ernsten Blick zu. „Corse de Leon!“ sagte er endlich, „Corse de Leon! ein Name, dessen wir hier zu Lande nie erwähnen. Nein! nein! von Corse de Leon weiß ich nichts, obwohl es heißt, der Segen armer Leute werde ihm in so reichlichem Maße beschieden, als der Fluch der Reichen.“

Rohan sah, daß dieser Name dem jungen Schäfer wirklich den Mund verschlossen halte und konnte kein Wort mehr über diesen Gegenstand aus ihm herausbringen.

Nun wollte er die guten Leute in ihrer Gewohnheit frühen Schlafengehens nicht länger stören, und von seiner Seite bediente er sich des Lagers, das sie ihm bieten konnten, aufs Beste. Von der langen Anstrengung erschöpft, fiel er bald in tiefen Schlaf mit der glücklichen Gewißheit, daß die Geliebte frei war und sich körperlich wohl befand, während die Seelen-Schmerzen, die sie, wie er wohl

wußte, empfinden mußte, am kommenden Morgen auf die erfreulichste Weise beseitigt werden sollten.

Der körperliche Schmerz an den verletzten Stellen weckte den Ritter auf, sobald sich seine ausnehmende Müdigkeit einigermaßen verloren, allein es war die Zeit der kurzen Nächte, und das Tageslicht ließ nicht lange auf sich warten. Die beiden Schäfer erhoben sich mit dem ersten Sonnenstrahl, und ohne ein anderes Frühstück als einen Trunk warmer Milch, begannen Bernhard und sein Gefährte ihre Wanderung quer übers Gebirge. Sie brauchten dazu volle vier Stunden, wie der Alte gesagt hatte, denn Bergmeilen sind im Allgemeinen gut gemessen und der Weg war rauh und schwierig zu gehen.

Allmählig breitete sich eine ebenere Gegend vor ihnen aus, und beim Herabsteigen an der offenen Bergseite mittelst eines steilen Fußpfads erblickte Rohan die reichen Umgebungen Chambery's, und in einer Entfernung von kaum einer halben Stunde am Fuße der Päſſe Gandelots kleine Wirthschaft. Sie lag gar friedlich und ruhig im Morgenlichte, aber bei dem Anblicke der stillen einsamen Scene, konnte sich der junge Ritter eines Gefühls von Unbehagen nicht erwehren, das ihm selbst unerklärlich war. Keiner der Seinigen lehnte an der Thüre, um ein halbes Stündchen des frühen Morgens in lautlosem Nichtsthun zuzubringen. Auch an der Stallthüre war keine Spur zu sehen von dem gewöhnlichen geschäftigen Treiben der Diener und Stalljungen; da wurde kein Pferd gestriegelt, keine Decke gereinigt, keine Waffe geputzt. Nur ein paar Hausthiere

standen am Eingang des Pachthofs, und vor der Hausthüre scheuerte das Hausmädchen im buntfarbigen Unterrock einiges Küchengeräthe.

Der Ritter beschleunigte seine Schritte und stand, dem Führer vorauseilend, hart vor dem Mädchen, ehe ihn diese gewahr wurde. Beim Klang seiner Schritte fuhr sie auf, und brach plötzlich in einen lauten Schrei aus, den Bernhard leicht zu deuten wußte, als Ausdruck der Verwunderung, den Todtgeglaubten lebend zu sehen. Er begab sich alsbald durch die halboffene Thüre in die Küche, aber zu seiner Betrübniß bot diese das vollkommene Bild eines Wirthshauses nach ausgeflogenen Gästen. Alles war in gehörige Ordnung gebracht, sah kalt und leer aus. Der rein gescheuerte Heerd besaß nicht mehr Feuer, als man in die hohle Hand nehmen mochte, und die Wirthin stand davor, sich und ihrem Ehemann das gewöhnliche Frühstück bereitend. Der Letztere aber zählte auf der frisch abgewaschenen Tafel einige Geldstücke, die er bei dem Schrei des Mädchens mit der Hand bedeckte, indem er einen ängstlichen Blick nach der Thüre warf.

Sein Erstaunen war nicht geringer, obwohl es sich nicht in einem lauten Schrei Luft machte, sondern blos Form und Ausdruck einer tödtlichen Blässe annahm. Inzwischen erholte er sich augenblicklich wieder, er ergriff mit dem Blicke der aufrichtigsten Freude, trotz aller Verschiedenheit des Standes, und im Widerspruch mit seiner gewohnten, ehrerbietigen Zurückhaltung, Bernhards Hand, mit dem Ausrufe: „Jesus Maria! Da sind viel tausend Thränen

unnöthig vergossen. Bei meiner armen Seele, wie glücklich wird sich das Herz des armen Fräuleins fühlen!"

„Und wo ist sie?" fragte Bernhard heftig. „Wo ist sie? Scheint es doch, als wäre Niemand hier."

„So ist's auch," erwiederte Gandelot, „und nicht anders. Kein Mensch ist hier, als Euer Gnaden unterthäniger Diener und seine arme Ehehälfte. Welcher Unstern, daß Ihr gestern nicht gekommen um diese Stunde? Ihr hättet dem armen Fräulein manche kummervolle Minute erspart."

„Wo ist sie denn? wo?" fragte Bernhard heftiger als je. „Wann ging sie und wohin? Wo sind meine Diener, meine Soldaten?"

„Ach! ach! gnädiger Herr!" erwiederte der Wirth, „die sind alle ausgeflogen, haben sich zerstreut wie ein Flug Kibitze. Vorgestern Abends kam das Fräulein hier an mit dem guten Pater Willand und einigen zehn bis zwölfen von Euren Leuten. Da war ein Berathen und Berathen, was nun zu thun wäre, denn schon hatten sie Eure Gefangenschaft im Schlosse Masseran vernommen. Der junge Herr, welcher an der Spitze Eurer Leute kam — ich meine nicht die Diener, sondern die Gensd'armen, die nach Euch kamen — schwur, daß er das Schloß angreifen, die Thore mit einer Petarde aufsprengen und Euch befreien wolle. Nachdem er dergleichen viel in hohem Tone geschwatzt, hieß ihn Vater Willand das Maul halten, denn fürs Erste beständen die Schloßmauern aus Steinen, hart genug, sich die Zähne daran auszubeißen, und sodann hätte er ja keine Petarde

das Thor aufzublasen als etwa die in seinem Munde, und die würde ihm von wenig Nutzen seyn. Darüber kam nun ein Bote von Einem, den ich nicht nennen darf, der ließ dem Fräulein und dem Priester sagen, sie sollten nur ruhig seyn, er wollt' Euch den andern Morgen vor Tagesanbruch befreien, und da sein Wort nie fehlt, so verhielten sie sich ruhig und wir blieben auf und wachten, zu sehen, was da kommen würde. Ihr wißt, es war eine schreckliche Nacht, aber wir sollten einen noch schrecklicheren Morgen haben, denn mit Tagesanbruch kamen Nachrichten das Thal herauf —"

„Daß ich im Bergsturz verunglückt sey," fiel ihm Bernhard ins Wort.

„Das nicht," fuhr der Wirth fort. „Ganz und gar nicht, sondern daß der Kerkerthurm des Schlosses Masseran in Brand gerathen und zusammengestürzt sey und Euer Gefängniß und also auch Euch unter seinen Trümmern begraben habe. Das Fräulein kam beinahe von Sinnen, obgleich sie es nicht glauben wollte, bis Vater Willand selbst sich in die Nähe des Schlosses wagte, freilich mit einer Bedeckung der Eurigen, damit ihn Masserans Leute nicht griffen, und die Bestätigung davon zurückbrachte. Ueberdieß erzählt er ihr, schwüren die Leute im Schloß, hoch und theuer darauf, es habe es Jemand von Seite des Fräuleins gethan, in der Absicht, Euch zu befreien, und deßhalb rieth er ihr, zu schleunigster Flucht über die Grenze. Aber sie war so darnieder geworfen von Kummer, daß sie sich wenig mehr in dieser Welt um sich selbst zu kümmern schien. Sie

kniete mehr neben dem Bette, als daß sie darauf lag, wie mir meine Frau erzählte, das Gesicht mit den Kleidern bedeckend, und sie seufzte ohne Unterlaß so schwer, daß es einen Stein erbarmen mußte. Sie war zu keiner Rede, keiner Antwort zu bringen, und inmitten dieses Jammers kam Einer an, den Ihr kennt."

„Wer? wer?" fragte Bernhard.

Der Wirth flüsterte kaum hörbar: „Corse de Leon," und der junge Ritter rief mit so vieler Freude, als er gegenwärtig fühlen konnte. „So ist wenigstens Er gerettet — doch wieder Eine Beruhigung."

„So weit gerettet," versetzte der Andere, „daß er nicht erschlagen ist, was ihm leicht hätte passiren können. Bei seiner Ankunft stand ihm das linke Schulterblatt heraus, und er wäre auf immer verkrüppelt geblieben, hätten unsrer Vier ihm nicht mit aller Kraft den Schaden hineingedrückt. Dabei blinzelte er nicht mit den Augen, gab keinen Schmerzenslaut von sich, bis der Knochen mit einem gewaltigen Ruck wieder hineinfuhr; da biß er die Zähne fest zusammen."

„Er hätte ihr aber sagen können," rief Bernhard, „daß ich vor dem Brand aus dem Thurm entkam."

„Darüber kann ich keine Auskunft geben," erwiederte der Wirth, „aber gewiß hält er Euch für todt, wie die Andern. Er hatte im Geheimen eine lange Unterredung mit Vater Willand in dem kleinen Gemache, dort in der Ecke, das Ihr noch nie gesehen, vielleicht gar nicht kennt, denn die Thüre ist im Finstern hinter dem Schrank und Kamin.

— Was sie da verhandelten, weiß ich nicht, aber zuletzt hört' ich ihn sagen: „Sagt ihr nichts davon, bis sie noch mehr tragen kann. Da er nun einmal todt, liegt wenig daran, wie es geschah." Nun begab sich der Priester zu dem Fräulein und brachte sie durch vieles Zureden herab, ließ sie etwas Wein zu sich nehmen, und zuletzt machten sie sich auf den Weg mit etwa acht oder zehen von den Eurigen. Das war gestern gegen zwölfe Mittags; ein paar Stunden später zogen auch Eure übrigen Leute ab, und zwar über die Berge, um sich mit dem guten Marschall von Brissac zu vereinigen. Der bewußte Jemand gab ihnen die nöthige Richtung."

„Ein unglücklicher Umstand," sagte Bernhard, nachdenklich; „wirklich ein unglücklicher Umstand. Und wißt Ihr, welchen Weg das Fräulein eingeschlagen?"

„Sie wollte zuerst nach Bonvoisin," erwiederte der Wirth. „Wohin sie sich von da wenden wird, weiß ich nicht."

„Und ich bin hier allein gelassen!" fuhr der junge Edelmann fort, „ohne Pferd und Waffen, im Augenblick, wo ich ihrer am meisten bedarf. Könnt Ihr mir ein Pferd geben, Gandelot?"

„Meiner Treu, ich hab' keins zu geben," versetzte Dieser, „sonst wollt' ich Euch trauen, wenn Ihr mir's auch vor einem Jahre nicht bezahltet."

„Nein," erwiederte Bernhard, „Euer Schuldner braucht' ich nicht zu seyn, Gandelot. Geld, Gott sey Dank, hab' ich bei mir, aber ich muß mich an Corse de Leon wenden. Wo trifft man ihn?"

„Pſt, pſt,“ flüſterte der Wirth, über die laute Stimme erſchrocken, womit Bernhard den Räuber nannte. „Pſt, pſt, ums Himmels willen. Es ſpricht Jemand die ganze Zeit über mit dem Mädchen draußen vor der Thüre.“

„Blos der Schäfer, der mich herführte,“ erwiederte der Ritter. „Aber Antwort möcht' ich haben, lieber Gandelot, wo kann man ihn treffen?“

„Wollt Ihr eine oder zwei Stunden hier verweilen,“ meinte der Wirth, „ſo ſoll gleich meine Frau etwas zum Frühſtück machen, und ich gehe den Hügel hinauf, nach dem Bewußten zu ſehen.“

„Aber ich ſollte augenblicklich von dannen,“ rief Bernhard. „Könnt' ich nur ein Pferd haben, ich bräche unverweilt auf.“

„Es kann Euch Niemand ein Pferd verſchaffen oder Waffen in einem Umkreiſe von fünf Stunden,“ ſagte der Wirth,“ außer der Mann, von dem wir ſprachen. Er kann Beides thun und noch mehr, er kann Euch Auskunft geben, wie Ihr die Dame finden mögt, was mir unmöglich iſt. Unterredung mit ihm halten iſt das Einzige, was Ihr thun könnt. Es wäre wohl das Beſte, den Schäfer nach Haus zu ſchicken, und Ihr begebt Euch inzwiſchen ins kleine Gemach daneben, oder die Treppe hinauf in Euer altes Zimmer. Denn wiederholte Gefangenſchaft wäre nichts weniger als erfreulich, und obwohl wir hier auf freiem Boden ſtehen, nehmen's die Leute dieſes Herrn von Mafferan nicht ſonderlich genau, wen ſie ins Geſicht treffen, in weſſen Schüſſel ſie mit dem Löffel fahren.“

Obgleich krank vor Ungeduld, konnte der junge Ritter doch nicht umhin, dem Vorschlag seine Billigung zu geben. Er belohnte den jungen Schäfer für seine Mühe, und ließ sich von dem guten Wirth in sein Versteck bringen. Mit der dringenden Bitte an Diesen, doch ja keine Zeit zu verlieren, setzte er sich nieder, bemüht die zögernden Stunden möglichst hinwegzuscheuchen, wozu ihm die bunte Gedankenmasse von Vergangenheit und Zukunft reichlich Gelegenheit bot.

Neunzehntes Kapitel.

Bernhard wartete lange, und war auch seine Einbildungskraft hinsichtlich der Schwierigkeiten und Gefahren seiner eigenen Lage nicht besonders geschäftig, so verhielt es sich damit doch anders in Beziehung auf Isabella. Gedachte er des lieben Kindes, das, aufs Sorgfältigste, Zärtlichste, Liebevollste von seinem Vater erzogen, nie von einem schutzlosen Zustand, von der Nothwendigkeit für sich selbst zu sorgen gewußt hatte, fiel ihm ferner ein, daß sie die Reise nach Paris nun ganz allein unternehmen müsse, ohne eine einzige bekannte Seele, die ihr liebevoll und treu mit Rath und That an die Hand ginge, ohne anderes Geleite als das einiger gedungenen Diener, so konnte er sich der schwermüthigsten Stimmung nicht erwehren. Wenn er sich aber vollends Isabellens Gemüthszustand vorstellte,

in der Vergangenheit die Erinnerung an den unersetzlichen Verlust des geliebten Mannes, für die Zukunft die schreckliche Aussicht auf ein Zusammentreffen mit ihrer harten Mutter und einem Stiefvater, der sie niederträchtig und verrätherisch behandelt hatte, so wußte sich sein Herz nicht zu fassen, jede Sekunde Zeitverlust schien ihm Verrath, er sehnte sich hinaus, dem theuren Gegenstand seiner Liebe nachzueilen, sie zu beschützen, zu trösten, zu befreien von der centnerschweren Sorge, die auf ihr lasten mußte. Aber Stunde nach Stunde verrann, und schon begann die Sonne sich zu senken, ohne daß sich Jemand blicken ließ, als die gute Wirthin, die ihn bei zwei Anlässen besuchte. Das erste Mal galt's ihm zu sagen, daß ein Zug Reisender, welche sich eine Viertelstunde im Wirthshause aufhielten, blos Bauern wären aus einem benachbarten Dorfe, das andere Mal bat sie ihn, doch ja nicht zum Fenster hinauszusehen, sich überhaupt in keiner Weise blicken zu lassen, denn so eben zöge eine Partei von Masserans Leuten vorüber und eine zweite würde augenblicklich folgen.

Endlich erschien der Wirth selbst, ganz erhitzt und mit Staub bedeckt, er schloß sorgfältig hinter sich ab, und benachrichtigte seinen Gast, daß er den Bewußten gefunden und ein paar Zeilen von ihm auf einem Stückchen Leder mitgebracht habe. Die Schrift war schwer zu entziffern, und lautete also: „Ich hielt Euch für heimgegangen auf immer. Da Ihr aber bestimmt seyd, noch länger bei uns zu bleiben, so sey dem so. Ich besuch' Euch heute Nacht, Ihr sollt das Fräulein finden. Aber in keinem Fall ent-

fernt Euch, ehe Ihr mich gesehen. Sonst mögt Ihr sie und Euch in Gefahr setzen, und das Wiedersehen verzögern."

Bernhards Blicke blieben eine Weile auf dem Geschriebenen haften, dann sah er unmuthig zum Himmel empor. „Possen," dachte er, „ich muß sobald als möglich über die Grenze. Isabella müßte mein längeres Verweilen hier für einen Akt der Grausamkeit halten, da ich weiß, daß sie sich in Gefahr, Kummer und Sorgen befindet."

„Habt Ihr noch immer kein Pferd aufgetrieben, guter Gandelot?" sagte er zum Wirthe. „Ich kann unmöglich so lange warten; wie weit ist's bis zur Grenze?"

„Zu Pferde zwei gute Stunden," meinte Dieser, „und an die vier bis fünf zu Fuß. Allein wir haben kein Pferd, und zu Fuß dürft Ihr es unmöglich wagen, gnädiger Herr. Bedenkt, die Leute aus dem Schlosse halten die ganze Straße rein von hier bis Bonvoisin."

„Aber sie kennen mich nicht," antwortete Bernhard. „Kaum Einer unter ihnen hat mich je gesehen. Fünf Stunden? Allerdings weit, sehr weit! Aber in Chambery könnt' ich ein Pferd kaufen."

„In keinem Falle vor Anbruch der Nacht," meinte der Wirth, „und es müßte für Euch gerathener seyn, hier den Mann zu erwarten, der Euch schneller helfen kann, als sonst Jemand."

„Und warum sollt' ich mich nicht zu ihm begeben?" fragte Bernhard. „Wenn Ihr ihn finden konntet, kann ich's auch."

„O gewiß!“ erwiederte der Wirth. „Aber Ihr lauft große Gefahr gefangen zu werden.“

„Ist's weiter nichts,“ sagte der Ritter, „so möchte das Risico auf der Anhöhe geringer seyn als hier. Jedenfalls muß man etwas wagen, Gandelot. Gebt mir einen Bauernkittel, Freund, und einen breiten Hut, den meinen verlor ich, wie Ihr seht, bei dem Sturz. In der Verkappung, wollt' ich wetten, komme ich unerkannt durch, und wär's auch mitten durch die Leute des Herrn von Masseran.“

„Gleichwohl muß ich Euch den Weg weisen,“ erwiederte der Wirth. „Wartet eine Weile, ich hol' Euch das Nöthige — wirklich kein schlechter Einfall.“

Gandelot entfernte sich und kehrte bald mit einem Bauernkittel und Gürtel und einem breiten Strohhute, wie wir ihn bei der ersten Begegnung an Vater Willand gesehen, zurück. Schon die Umkleidung gewährte Bernharden eine Herzenserleichterung, denn dem an Thätigkeit gewohnten Manne fügt Unthätigkeit eine beinahe unerträgliche Last zu Sorge und Kummer bei. Als ihm endlich der Kittel auf den Schultern, der Hut auf dem Kopfe saß, konnte sich Gandelot des Lachens nicht enthalten. „Wahrhaftig,“ sagte er, „gnädiger Herr, ich muß mich selbst in Acht nehmen, daß ich Euch nicht für einen Bauern halte, und Euch Eier abkaufen will. Wußt' ich doch zuvor nicht, wie sehr Kleider Leute machen.“

Ohne Notiz von dem zweideutigen Komplimente zu nehmen, äußerte Bernhard den Wunsch nach augenblicklicher Abreise. Gandelot ging hinaus und spähte überall

ums Haus herum, ob sich nichts Verdächtiges zeige, trat aber in wenig Minuten wieder ein. In der Hand hielt er ein kurzes Schwert und einen Dolch, die gewöhnliche Waffe der sogenannten Neuen Banden, welche damals in französischen Diensten den Krieg in Piemont führten.

„Man weiß nicht voraus, was geschehen mag, gnädiger Herr," sagte er, „deßhalb solltet Ihr diese Dinge unter den Kittel nehmen. Zieht aber den Gürtel nicht zu fest an, sonst kommt das Heft zum Vorschein."

Bernhard griff nach der Waffe, wie nach der Hand eines alten Freundes, und verbarg sie sorgfältig unter dem Kittel. Er folgte dem Wirth, der ihn zum hintern Hof hinaus dem Berge zu führte. Bald stiegen sie einen steilen Pfad zwischen Felsen hinan und gelangten an der Seite der Anhöhe hin in eines der Thäler, die, obwohl unangebaut, dennoch milder als die ringsum herrschende Alpennatur, sich in der Richtung gegen Albano hinziehen. Der Wirth schlenderte voraus, der Ritter hinter her, Beide ein tiefes Schweigen beobachtend, bis ihnen das Wirthshaus mit seinen Umgebungen gänzlich aus dem Gesicht war.

In der Thaltiefe öffnete endlich Gandelot den Mund, indem er, freilich noch immer leise, sagte: „Hier sind wir sicher, die Gefahr war dort oben."

Bernhard antwortete nicht direkt, sondern er fragte, ob ihn dieser Weg nicht zuweit von seiner nachherigen Richtung entferne. Darüber beruhigt, setzte er den Marsch schweigend fort. Die Länge des Wegs überzeugte ihn, daß Gandelot diesen Morgen keine Zeit verloren hatte. Endlich

schlug Dieser eine etwas nördliche Richtung, ein kleineres Thal hinauf, ein. Vor den vielen Ecken und Winkeln konnte man nie über mehr als zweihundert Ellen vor sich hinsehen. Nach Verlauf einer Viertelstunde, vom Eintritt in dieses Nebenthal gerechnet, erblickten sie ein einsames Haus, dem Anscheine nach so verlassen, als man sich nur denken konnte. Es war alt, aus grauem Gestein, mit einem Schieferdache, und stand inmitten einer niedern Gartenmauer, die einen Flächenraum von höchstens anderthalb Ackerlängen einnahm. Der Anblick des Hauses war übrigens durch letztere nicht im Geringsten gehemmt.

Ringsum sah man nichts als nackte Hügel, zwar weit niedriger, als die Umgebungen auf Bernhards heutigem Wege, aber bedeutend kahler und dürrer. Da war auch nicht die geringste Spur von einem Strauche, geschweige von einem Baume, zu sehen. Nichts als ein dürftiger Rasen, mit Steinen besät, und da und dort durch Felstrümmer unterbrochen, bedeckte die Abhänge, und ohne diese wenigen, dünnen und kurzen Grashalme hätte man sich in die Zeiten der Vorwelt vor Anfang der vegetabilischen Schöpfung versetzt glauben können.

„Hier findet Ihr ihn, lieber, junger Herr," sagte Ganbelot, auf das Haus deutend. „Ich will inzwischen hier bleiben. Aber oben angelangt, müßt Ihr pfeifen, Ihr wißt ja wie, daß er vorbereitet ist auf Euer Kommen. Sobald Ihr seht, daß Ihr vor Nacht nicht zurückkommt, und es wird schon etwas spät, so laßt es mich wissen, und ich eile nach Hause."

„Nein, laßt mich, laßt mich, guter Gandelot,“ erwiederte der Ritter. „Ich will den Pfad schon zurückfinden, ich vergesse nie einen Weg, den ich einmal gemacht habe.“

Mit diesen Worten näherte er sich dem scheinbar verlassenen Hause, und in kurzer Entfernung davon ahmte er, so gut es sich thun ließ, das besondere Pfeifen nach, das er mehr als einmal von Corse de Leon und seinen Gefährten gehört hatte. Kaum war der Ton von seiner Lippe, so zeigte sich der Räuber unter der Thüre, und ohne das geringste Zeichen von Furcht oder Zögern ging er dem Ankömmlinge entgegen. Er trug denselben weiten Mantel und Hut, worin ihn Rohan in der bekannten Nacht zum erstenmal gesehen, aber der Mantel hüllte dießmal nicht die ganze Gestalt ein, — so daß der junge Edelmann auf den ersten Blick gewahrte, daß sein Freund den linken Arm in der Schlinge trug.

Er bewillkommte Bernharden mit einem warmen Händedruck und den Worten: „So seyd Ihr noch am Leben! seyd wirklich noch am Leben! Das hätt' ich nie gedacht, daß wir uns nochmals hienieden sehen würden. Ich wähnte schon diese Hoffnung für das Jenseits aufsparen zu müssen, dem die große Ausgleichung vorbehalten ist für all die schlimmen Werke des großen bösen Geistes, dem die Erde zum Uebelthun anheimgegeben. Ein trauriger Irrthum von meiner Seite, ich ließ Eure holde Dame von dannen ziehen, im Glauben an Euren Tod.“

„Gerade deßhalb,“ sagte Bernhard, „drängt es mich, abzureisen, um sie bald möglichst zu beruhigen. Aber ich

weiß nicht, wo ich sie finden kann, welchen Weg sie genommen. Auch hab' ich weder Pferd noch Waffen, ja, ich fürchte, nicht genug Geld im Beutel zum Ankauf Beider und zum Ausreichen auf dem Wege."

„Und Ihr kommt zu mir um All dieß!" sagte Corse lächelnd. „Wer hätte das vor sieben, acht Jahren gedacht, als der junge Herr von Rohan den Intendanten der Gräfin von Brienne zu Boden schlug wegen des Unrechts, das er der Schwester eines armen Soldaten angethan, der in der Fremde für sein Vaterland kämpfte? Wer hätte sich damals träumen lassen, daß der arme Soldat je im Stande seyn würde dem jungen Herrn zum Besitze der geliebten Hand zu verhelfen, oder ihm in der Stunde der Noth Pferd, Waffen, Geld zu reichen? So gibt es denn wirklich eine Vergeltung schon hinieden! Wahrlich, schon hier eine Vergeltung! Aber kommt, gnädiger Herr, ich bin Euer unterthäniger Diener und vielleicht ein treuerer Freund, als Ihr unter Euren Standesgenossen finden mögt. Folgt mir ins Haus hinein; wir ruhen die übrige Tageszeit aus. Ihr reist schneller, besser, sicherer in der Nacht. Vor Sonnenuntergang sollt Ihr Euch im Besitz alles Nöthigen sehen, und zwischen heute und morgen Nacht habt Ihr Eure Dame eingeholt."

Corse de Leon sah wohl, daß Bernhard, trotz der angeführten Gründe mit dem so kurzen Verzuge ganz und gar nicht einverstanden war. Da er, selbst kein Freund von langen Erklärungen, sich in die Lage eines unruhigen Temperaments versetzen konnte, so fuhr er gleichsam in Beantwor-

tung der Blicke seines Gefährten fort: „Es ist nun einmal nicht anders möglich, ich mußte vier Stunden weit nach Pferden schicken, und sie können vor Nacht nicht hier seyn, obwohl der Bote nun an die zwei Stunden weg ist. Ihr kämet nicht schneller fort, wenn Ihr auch ins Wirthshaus zurückwolltet. Kommt herein, nehmt Platz, ruht aus, und tragt das Unvermeidliche mit möglichster Geduld. Allerdings liegt die Hälfte Unterschied zwischen großen und kleinen Menschen in der Ansicht über Mögliches und Unmögliches, und obgleich die Hälfte aller angenommenen Unmöglichkeiten so leichte Arbeit ist als Wasserschöpfen aus einem Bache, so gibt es dennoch Dinge, die unmöglich sind, und gegen sie ankämpfen ist vergebliche Mühe."

Er führte den jungen Edelmann zur offenen Hausthüre hinein. Beim Eintritt in die Flur hörte Bernhard Stimmen in einem der Räume; Corse führte ihn aber nicht dahin, sondern in ein kleines Gemach zur Linken, wo sie sich allein fanden. Vom Fenster aus hatte man eine umfassende Aussicht ins Thal hinab, aber die ganze Physiognomie dieses Aufenthalts sah so unbewacht und schutzlos aus, daß der junge Ritter, wohlbekannt mit dem Kriegszustande, worin Corse mit den Großen und Mächtigen des Landes lebte, seine Verwunderung über eine solche Wahl nicht ganz verbergen konnte.

„Seyd Ihr hier nicht," sagte er, einen Blick aus dem Fenster werfend, „seyd Ihr hier nicht äußerst ausgesetzt? Da könnt' Euch ja der Herr von Masseran oder ein anderer

dieser kleinen Tyrannen zu jeder Zeit, ohne die Möglichkeit des Entkommens, angreifen?"

„Fehlgeschossen," sagte Corse de Leon ohne viel Umstände; „ehe er mir auf zwei Stunden nahe käme, hätt' ich von Allem Wind; wir würden uns über den Hügel zerstreuen und Schlupfwinkel erreichen, wo man eher nach Steinböcken und Gemsen, als nach Corse de Leon suchen sollte. Auch wär's möglich, daß wir dem guten Herrn einen gastlichen Willkomm bereiteten, einen Willkomm, der ihm nichts weniger als willkommen seyn sollte, und den er in keiner Weise erwiedern könnte. Wir haben Hülfsmittel, von denen Ihr Euch nichts träumen laßt, und weder er, noch sonst Jemand weiß mehr davon, als um gehörigen Respekt zu haben."

„Daß Ihre ungeheure Hülfsmittel in Eurer Thätigkeit und Erfahrung habt," erwiederte Rohan, „mag ich gerne glauben, aber verlaßt Euch darauf, hättet Ihr die Leitung so kitzlicher Angelegenheiten Andern anzuvertrauen, sie würden bald überwältigt seyn."

„Gewiß nicht," meinte der Andere, „ja, ich kann Euch vom Gegentheil versichern. Zweimal hab' ich in meinen eigenen Angelegenheiten ganz Frankreich bereist, meine Leute hier zurücklassend, und waren sie vielleicht auch nicht ganz so thätig wie ich, — ja und sich selbst überlassen etwas grausam und unordentlich dazu — so ist ihnen doch kein Unstern widerfahren. So eben bin ich im Begriff, es nochmals zu wagen, und ich thu's mit vollstem Vertrauen."

„Und seyd Ihr in Bälde dazu entschlossen?“ fragte Bernhard nicht ohne Zeichen des Erstaunens.

„Ei freilich,“ war die Antwort; „wenigstens bald genug, um Euch eines Tages in Paris zu treffen, ja Euch auf der Reise dahin zu überholen. Und da wir nun doch einmal von diesen Dingen sprechen, so möcht' ich Euch bitten, mich niemals anzureden, ohne daß ich es zuerst thue. Dann beobachtet Ihr denselben Ton, den ich angegeben, sey er unserer alten Bekanntschaft gemäß, oder wie er unter Fremden gebräuchlich. Auch dürft Ihr nicht vergessen, daß es jenseits der savoyischen Grenze keinen Corse de Leon gibt. Dagegen ist in manchen Theilen Frankreichs ein Chevalier Lenoir bekannt und in großer Achtung.“

„Das will ich mir merken,“ erwiederte der junge Edelmann. „Nun aber, mein lieber Freund, sagt mir ein Näheres über die Reise meiner armen Isabelle.“

„Vorerst wollte sie sich nach Grenoble begeben,“ erwiederte Corse de Leon, „in der Hoffnung, daselbst ihren Bruder zu finden. Wäre dieß nicht der Fall, will sie sich ohne Weiteres dem Könige zu Füßen werfen.“

„Aber wißt Ihr auch gewiß,“ fragte Bernhard, „daß sie dem schändlichen Manne entkommen, der ihre Mutter geheirathet hat?“

„Gewiß,“ erwiederte Leon; „ich sah sie gestern mit diesen meinen Augen jenseits der Gränze. Ueberdieß, wie ich Euch schon sagte, ist der Gebieter von Masseran abwesend. Die Entdeckung seiner Verräthereien fürchtend, hat er sich in den Rachen des Löwen gestürzt, der Gewalt in die Hände

gegeben. Denn diese, die Gewalt, ist der einzige ächte Basilisk. Ihre Augen allein sind im Stande, die kleinen herumflatternden Dinger dergestalt zu bezaubern, daß sie sich in ihren Rachen stürzen. Aber das Fräulein ist geborgen, deßhalb dürft Ihr ruhig seyn; Ihr mögt sie einholen vor ihrer Ankunft zu Grenoble. Ich hieß ihre Leute mir Botschaft senden, falls sie ihren Bruder daselbst nicht träfe, denn im Begriff, nach Paris zu gehen, hielt ich es in diesem Fall für passend, in ihrer Nähe zu bleiben, um ihr im Nothfall helfen zu können; allein ich zweifle nicht, Eure Leute reichen dazu aus, und wenn überhaupt, kann ich nur Wenige mitnehmen."

„Aber ist's nicht gefährlich für Euch," fragte der Ritter, „mit einer so schweren Verletzung zu reisen?"

„Gefährlich!" sagte Corse de Leon; „o, bei dergleichen Dingen ist keine Gefahr. Ich denke, meine Lieblinge, die Berge, erschlagen mich zuletzt, denn zweimal bin ich ihnen fast wie durch ein Wunder entkommen. Aber gerade diese Verletzung, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, hat meinen Reise-Entschluß zur Reife gebracht. Hier bin ich von wenig Nutzen bis ich wieder die Felsen hinanklimmen und den linken Arm so gut als den rechten brauchen kann. Niemand ist zu Einer Stunde Müßiggang berechtigt, was auch sein Beruf sey. Wegen des Schlafs bin ich noch immer nicht recht mit mir im Reinen, er ist eine seltsame Unterbrechung unserer Thätigkeit, ein stehender Sumpf in Mitten eines Stroms; ich halt' ihn einzig des Körpers wegen vorhanden. Ehe der Tod in die Welt kam, konnte wohl kein

Schlaf seyn, denn dem Verfall noch nicht unterworfen bedurfte die irdische Form so wenig der Erholung, als der Geist. Aber wie gesagt, faule, unthätige Drohnen meinen Ruhe und Erholung nöthig zu haben bei geringstem Kopfweh, bei jeder Handverletzung halten sie sich zum Denken, zum Arbeiten für unfähig. Aber der Weise und Energische richtet seinen Geist ab wie jene monströse Schlange, die, wenn man ihr das Haupt abgeschlagen, sogleich ein anderes hervorstreckte. Kann der Mensch nicht gehen, kann er doch reiten; ist des Mannes rechter Arm gebrochen, mag er sich des linken bedienen; sind ihm die Augen ausgeschlagen, hören die Ohren um so besser, und so möge er sie denn brauchen. Unsere manchfachen Sinne sind nichts weiter als manchfache Fähigkeiten, und ist dem Geiste der Gebrauch eines seiner Werkzeuge versagt, muß er ein anderes nützen. Keinem fehlt es an Beschäftigung für Sinne, Glieder und übrige Kräfte, wenn er nur darnach suchen mag. Für die nächste Zeit taug' ich zum Gebirge nicht, deßhalb geh' ich in die Stadt; einmal müßt' ich doch gehen, also geh' ich lieber gleich. Aber hier kommt die Alte mit meinem Abendbrode; Ihr müßt es mit mir theilen. Niemand versteht sich besser auf Bereitung eines guten Gemsen- oder Wildbratens, auf's Rösten der Forelle in der Asche oder des Schneevogels überm Feuer, als die Alte, und was den Wein betrifft, könnte der Keller eines Erzbischofs oder Priors Euch keinen bessern reichen, als meine einsame Hütte. Nein, nein, kein Kopfschütteln, Ihr müßt essen und trinken, und wäre die Ungeduld noch so groß. An Kraft darf es Keinem feh-

len, und Speise und Trank ist nun einmal wesentlich für unser Fleisch und Blut."

Unter solchen Gesprächen vergingen ihnen die Stunden. Sie blieben die ganze Zeit über fast immer allein, nur einmal kamen zwei junge Bursche in Schäfertracht bis an die Thüre und richteten, an dieser stehen bleibend, wenige Worte an Leon. Es schien sich um nichts Wichtiges, sondern um gewöhnliche Dinge zu handeln; doch war Bernhard geneigt, ihren Reden eine geheime Bedeutung unterzulegen.

Endlich breitete sich zu nicht geringer Freude des Ritters ein merkliches Dämmerlicht über das Thal, nachdem sich zuvor schon die Schatten der Hügel darin gelagert hatten. Die Dämmerung wurde grauer und grauer, und Bernhard stand auf und trat ans Fenster, indem seine Ungeduld nach den Pferden mit jedem Augenblick stieg. Corse sah ihm mit einem leisen Anflug von Lächeln zu, bald aber stand auch er auf, verließ das Zimmer, und kehrte mit den beiden jungen Leuten zurück. Diese trugen verschiedene Waffen und Kleidungsstücke, die aus manchem Winkel der Erde zusammengeschleppt zu seyn schienen. Sie breiteten alles auf Tisch und Boden aus und entfernten sich, ohne eine Sylbe zu äußern, nachdem sie zuvor das Gemach mit Licht versehen hatten.

Corse de Leon blickte mit etwas spöttischem Lächeln den Ritter an, und dann den daliegenden Haufen.

„Eine gesegnete Ernte," meinte Rohan, der sich einiger Bedenken über die Erwerbsart so reicher Stoffe nicht erwehren konnte.

„Wohl wahr," erwiederte der Räuber, „aber bedenkt, wir sind auch eine zahlreiche Schaar Schnitter. Auch ist's der Erwerb vieler Jahre, und Ihr mögt Kleider gar verschiedener Perioden und Nationen finden. Hier zum Beispiel," fuhr er fort, einen schwarzen Sammtrock mit reicher Goldstickerei aufhebend, „hier seht Ihr ein Kleid, wie man es vor vierzig, fünfzig Jahren trug. Es gehörte einem fetten Engländer, welcher zweifelsohne mit dem kürzlich verstorbenen Erzketzer und Blutsäufer Heinrich nach Frankreich kam. Ich wette, sein Besitzer wollte fremde Länder sehen, war auf einer Reise nach Italien begriffen, und ließ einen Theil seinee Garderobe hier in den Bergen zurück."

„Ein gezwungen Vermächtniß, denk' ich," versetzte Bernhard.

„Das wohl," war die Antwort, „aber das Loch, das Ihr da so neugierig visirt, rührt von keiner Kugel her. Wenn ich nicht irre, sagen unsre Traditionen — denn auch wir haben unsre Traditionen — der gute Herr kam mit heiler Haut davon, obgleich etwas magerer am Beutel und knapper an Kleidung als bei seinem ersten Ausflug. Nun wählt Euch einen bescheidenen Anzug, der keine Aufmerksamkeit erregt, denn Ihr dürft nicht nach Frankreich reiten wie ein savoyischer Bauer. Da, der schwarze Hut und die Feder, nicht unpassend für einen soliden Paduaner Studenten, der sich zum erstenmal cavalierement ausnehmen will. Dann möcht' ich Euch das feste, büffelleberne Wamms hier anrathen mit den schwarzen Borden und Schnüren. Freilich ist es etwas schwer, aber dahinter steckt was. Dolch

und Schwertspitze dringt durch das Doppelleder nicht durch, und gelänge das einer Pistolenkugel, würde sie nur sehr schwach treffen. Dann die Reiterstiefel hier, wirklich keine üble Zugabe zum Uebrigen. Das lange, scharfe Schwert mit der schwarzen Scheide paßt vollkommen zum Hut und nicht minder für die Hand; ich sag' Euch, ein ächter Toledo. Nun sucht nach zwei ähnlichen Dolchen und einem Paar Pistolen an den Sattelbogen. Beim lebendigen Gott, ist das Pferd, das sie bringen, ein spanischer Mohrenschimmel mit ungewöhnlich langem Schweife, so halten sie Euch für einen studirten Schwarzkünstler aus Salamanca oder gar für einen verkleideten Laiendiener der Inquisition. — Ist Euch das Wamms weit genug? wohl, wohl, es sitzt recht gut. Nun noch einen passenden Mantel dazu."

Mit Hülfe seines Gefährten kleidete sich Bernhard möglichst gut, und machte ihn auch der neue Anzug etwas unkenntlich, so nahm sich dennoch seine stattliche Figur nicht übel darin aus. Zum Schluß öffnete der Räuber einen kleinen Sack, der mit dem Uebrigen hereingebracht worden war, und sagte: „Da nehmt so viel Ihr wollt, Ihr könnt es mir nachher wieder heimgeben."

Der junge Ritter nahm aber von den blinkenden Goldstücken nicht mehr als zum dringendsten Bedürfniß, indem er auf Corse's Vorstellungen erwiederte, daß er in der Nähe von Paris mehrere Freunde habe, die ihm willig aushelfen würden.

„Nun gut," versetzte der Räuber, „es hat nichts zu sagen, jedenfalls bin ich Euch nahe. Aber nun laßt uns fort

ich höre die Pferde und sehe Eure Ungeduld. Wir treffen sie auf dem Wege."

Bernhard konnte noch nichts vor dem Schalle vernehmen, den das feine Gehör seines Gefährten bereits unterschied; dennoch aber folgte er ihm freudig auf den Bergpfad, und sie schritten eine Weile neben einander her, ohne von den Pferden etwas zu erblicken. Endlich drangen Hufschläge auch zu Rohans Ohr, und bald darauf erschien ein Reiter mit einem Handpferde, im raschen Ritt auf sie zukommend. Das Handpferd war ein starkes und allem Anschein nach auch schnelles Thier; das Zurechtmachen der Waffen und Steigbügel brachte nur kurzen Verzug, dann sagte Bernhard seinem seltsamen Gefährten tausendfachen Dank für seine vielen Dienste und schwang sich in den Sattel, die Richtung nach Chambery nehmend.

Zwanzigstes Kapitel.

Wir verfügen uns in ein kleines Kabinet im königlichen Schlosse zu Fontainebleau, und zwar etwa acht Tage nach der erwähnten großen Unterhaltung im Louvre. Hier finden wir König Heinrich II. von Frankreich im Gespräche mit einem seiner vertrautesten Diener und treuesten Freunde, dem bekannten Marschall von Vieilleville. Dürfen wir einen Augenblick bei der Physiognomie des Gemachs verweilen, so fällt uns an der Decke das dunkle eichene Täfelwerk auf, geschmückt mit goldenen, kunstvoll geschnitzten Sternen.

Die Wände waren mit einer reichen, etwas alterthümlichen Tapete bekleidet, zwar noch immer hübsch, doch mit Farben, die sich im Laufe der Jahre so ziemlich entfärbt hatten. Der Grundton, ein dunkles Grün, ward nicht länger belebt von den prächtigen roth und gelben Gewändern, dem ursprünglichen Schmucke der Hauptfiguren; auch war das Gemach gar trüb und schwermüthig beleuchtet, was zum Theil davon kam, daß das Tageslicht durch ein paar dichtbelaubte Bäume seinen Weg zum Fenster finden mußte.

Aber nicht der eigenthümlichen Farbe der Tapete, nicht dem spärlich eindringenden Lichte war die ungewöhnliche Blässe auf dem königlichen Antlitze zuzuschreiben, als Heinrich, die Schreibfeder auf den Tisch legend, Herrn von Vieilleville starr ins Gesicht sah. „Was sagt Ihr, Marschall?“ begann er. „Todt! erschlagen unter einem der Schloßthürme! Der beste, hoffnungsvollste Soldat Frankreichs! der intime Freund Brissac's — dem selbst Montmorency's Lob zu Theil ward! Himmel und Erde! Erwähntet Ihr nicht der Rückkehr dieses Herrn von Masseran? Schickt augenblicklich nach ihm, laßt alsbald einen Courier in die Hauptstadt abgehen. Bei meiner Krone, dächt' ich, daß er dabei die Hand im Spiel gehabt, vor morgen Abend sollte sein Kopf im Hofe drunten fallen. Schickt augenblicklich nach ihm, sag' ich!“

„Sire, er befindet sich gerade im Pallaste,“ erwiederte der Marschall. „Ich sah ihn über den Hof gehen, um sich eine Audienz zu erbitten, und deßhalb drängt' ich mich bei Eurer Majestät ein. Ich erhielt die traurige Nachricht letzte Nacht durch einen Brief von Brissac, aber ich wollt's

Euer Majestät nicht sagen, um nicht Eure Ruhe zu stören nach einem so unruhigen Tage."

„Wie? so gehört Ihr denn auch zu Denen, Vieilleville," sagte der König mit einem leichten Lächeln, „die da meinen, der Tod eines getreuen Unterthanen sey im Stande, den Schlummer selbst vom königlichen Pfühl zu verjagen? — Gleichviel indeß, die Depesche muß geschrieben werden. Laßt mich auf eine Stunde allein, und bringt dann Herrn von Masseran her. Aber habt ein scharfes Auge auf ihn, denn er ist falsch wie eine Katze. Er soll aber finden, daß ich nicht mit mir spaßen lasse."

„Ich möchte nur eine Bitte wagen, Sire," sagte der Staatsmann, „daß Ihr bei Eurem Verfahren gegen diesen Mann nicht außer Acht laßt, daß er ein souverainer Herr ist. Es möchte ein gefährliches Exempel seyn."

„Wenn ich ein Exempel an ihm statuire, soll's für die Guten seyn, nicht für die Bösen, Vieilleville," versetzte der König. „Es mangelt wirklich mehreren dieser kleinen Souveraine an einem Muster, was sie zu gewarten haben für Verrath und doppeltes Spiel. Seit seiner letzten Reise nach Savoyen hab' ich mehr von ihm gehört, als je zuvor, und ich zweifelte sehr, ob er je wieder nach Frankreich zurückkehren würde. Habt ein scharfes Auge auf ihn, lieber Vieilleville, und bringt ihn in einer Stunde her. Bis dahin bin ich fertig."

Der Marschall entfernte sich und kündigte Herrn von Masseran an, daß ihn Heinrich noch nicht empfangen könne.

Aber noch war die Stunde nicht zu Ende, als ein königlicher Page Beide zur augenblicklichen Audienz rief.

Bei ihrem Eintritt hatte sich die düstere Wolke auf der königlichen Stirne noch nicht verloren, doch redete Heinrich den Marquis höflich an mit den Worten: „Ihr seyd wirklich eine etwas unerwartete Erscheinung, mein werther Herr. Das wußt' ich nicht, daß man so schnell nach Savoyen reisen und zurückkommen könne. Wie gelang Euch denn solch' ungewöhnliche Abkürzung des weiten Wegs?"

„Eine traurige Unterbrechung, Sire," erwiederte der Savoyarde, „löst das ganze Räthsel. Sie veranlaßte mich, auf halbem Weg umzukehren. Etwas herwärts von Lyon stieß ich auf einen Boten, der mir eiligst entgegenkam mit diesem Briefe hier, den ich Euer Majestät zu Füßen zu legen mich erkühne."

Der König nahm den Brief und las, wobei er jede Linie einer gar strengen Prüfung unterwarf, um sich von allen Merkmalen der Aechtheit und Authentizität aufs Gewisseste zu überzeugen. Er fand jedoch nicht das Geringste, was ihm verdächtig vorkommen konnte. Der Brief, von einem Seneschal oder sonstigen Beamten geschrieben, dem Herr von Masseran das Commando während seiner Abwesenheit übergeben, enthielt die Nachricht von dem Brandunglücke, in dessen Folge der Gefängnißthurm zusammengestürzt sey und Rohan's Verließ unter seinen Trümmern begraben habe. Weiter hieß es, man habe bereits die nöthigen Arbeiten zum Wiederaufbau begonnen; auch war ein Kostenüberschlag des neuen Werks beigelegt.

„Ein theures Mittel," murmelte Heinrich zwischen den Zähnen, „wirklich ein theures Mittel, einen lästigen Freund los zu werden. Ich dächte, das ließe sich in Savoyen wohlfeiler thun. Habt Ihr denn keine Nachrichten, Herr von Masseran," sagte er laut, „über die Ursache der schrecklichen Begebenheit?"

„Eure Majestät wissen soviel als ich," erwiederte der Marquis. „Gleich nach erhaltener Botschaft eilt' ich nach Paris zurück, und da ich Euch dort nicht traf, hieher.

„Und was sagt Ihr dazu, Vieilleville?" sagte der König; „Ihr bekamt ja meines Wissens letzte Nacht Briefe aus der Nachbarschaft."

„Sie bringen dieselbe traurige Nachricht, Sire," erwiederte der Marschall; „sprechen aber von der allgemeinen Verwunderung der ganzen Gegend über die Möglichkeit eines solchen Ereignisses, da der Thurm vom Schlosse gesondert, fast ganz von Stein gebaut und ohne Zweifel mit einer zuverläßigen Wache versehen war."

„Es ist allerdings sehr auffallend," versetzte der Marquis äußerst nachdenklich; „es muß eine heillose Nachläßigkeit mit untergelaufen seyn."

„Man muß der Sache auf den Grund kommen," sagte der König. „Mein lieber Marschall ruft den Pagen für die Depeschen. Eine genaue augenblickliche Untersuchung ist Eure nächste Aufgabe, Herr von Masseran; Ihr sollt dabei durch einen Commissarius von unserer Seite allen Vorschub und Beistand erhalten. Hier die Depeschen, Knabe. — Was wartest Du, was soll's?"

„Euer Majestät halten zu Gnaden," erwiederte der Page; „eine Dame draußen bittet eifrigst um Zutritt. Sie nennt sich die Schwester des Grafen von Brienne, und ich erinnere mich ihrer bei Hofe vor einigen Monaten. Sie scheint in tiefer Trauer und —"

„Führe sie alsbald ein," sagte der König. „Ihre Aussage mag über diese Sache Licht verbreiten. Nicht wahr, Herr von Masseran?"

Der Marquis entfärbte sich ein wenig, denn Isabellens Erscheinung stand mit seinen Wünschen und Berechnungen im vollsten Widerspruch. Er hatte sich eine günstige Gelegenheit zu Vorbringung seines Mährchens in Aussicht gestellt, das durch die übereinstimmende Aussage seiner Gemahlin in jeder Beziehung bekräftigt werden sollte, und dabei Isabellens unvermuthetes Auftreten ganz außer Berechnung gelassen. Er wußte, daß Graf Meyrand, unter dem Schein völliger Theilnahmlosigkeit an allen diesen Begegnissen, sich sorgfältig und gewandt das Terrain zu dereinstiger Durchspielung seiner Rolle geebnet, sich namentlich um Freunde und Schildhalter unter den Vertrauten des Königs umgesehen, ja, allem Anschein nach selbst bei der schönen Herzogin von Valentinois ziemlich glücklich gewesen war.

Indessen darf man dem ehrlichen Herrn von Masseran keine persönliche Neigung oder Rücksicht für Graf Meyrand zuschreiben. Zwischen diesen Beiden gab es nur Ein Band — das des Interesses, und im Augenblick, wo der Marquis die Ueberzeugung gewann, daß mit dem Grafen mehr zu

verlieren, als zu gewinnen sey, war er auch bereit, seiner Neigung zu dem edeln Freunde zu entsagen. Allein er war, wie wir bereits gesehen, in gewisser Beziehung in des Grafen Gewalt, und er hatte gehofft, ihre vereinigten Operationen würden hinreichen, den König zu einem einseitigen Entscheiden, ohne vorheriges Anhören des schönen Kindes selbst, zu vermögen. Ueberdieß hatte er auf die Nachricht von Rohans Tode sich dem Glauben hingegeben, nach Beseitigung dieses bedeutenden Hindernisses würde sich alles Uebrige verhältnißmäßig leicht abmachen lassen. Nun war ihm Isabellens Ankunft äußerst ungelegen, denn bei der gegenwärtigen übeln Laune des Königs mochte, das sah er ein, eine wahrhaftige Enthüllung der Begebenheiten der letzten drei Wochen auch noch in anderer Weise verderblich wirken. Nicht allein war nun eine gänzliche Beseitigung seiner künftigen Plane hinsichtlich des Fräuleins von Brienne zu besorgen, sondern Masserans eigenes Haupt war mit der verdienten Züchtigung für seine früheren Thaten bedroht.

Da sich indeß die Audienz auf keinerlei Weise abwenden ließ, so war der Marquis in seinem Innern äußerst geschäftig, Entschuldigungen und Scheingründe für sein Benehmen auszuhecken. Allein ehe er mit einem Operationsplane ins Reine kommen konnte, trat Isabella ein, gelehnt auf den Arm eines Mannes, der Masseran beinahe noch ungelegener kam, als das Fräulein. Es war nämlich kein Anderer, als der gute Vater Willand; aber Masserans Erstaunen und Bestürzung erreichten den höchsten Grad bei dem Anblick des überaus gnädigen Willkomms, welcher dem Priester zu Theil

ward. Seine Majestät empfingen ihn mit huldreichem Lächeln als alten Bekannten, faßten ihn vertraulich am Arm, und fragten um die Ursache seiner Rückkehr aus der Verweisung.

„Keine andere, Sir," erwiederte Vater Willand in seiner gewöhnlichen heitern, geraden Weise, „keine andere, als ein armes Lamm zu Eurer Majestät Heerde zurückzubringen. Meiner Treu, Sire, hielten alle Schäfer, wie Ihr, den Wolf für den Schafhund, würde das Hammelfleisch gar bald theuer im Lande seyn."

„Wie so, wie so, guter Vater?" fragte Heinrich lachend; zugleich ergriff er Isabellens Hand und kam mit huldreicher Geberde ihrem Fußfall zuvor. „Faßt Euch, liebes Kind," fuhr er fort, „der König wird Euch schützen, wird Euch ein Vater seyn. — Wie nun, kecker Priester? warum nennt Ihr mich einen einfältigen Schäfer, der den Wolf für den Schafhund hält?"

„Ei deßhalb," antwortete Vater Willand keck, die Augen fest auf den Marquis gerichtet, „weil Ihr das beste Stück Eurer Heerde — damit wies er auf Isabellen — der Obhut eines savoyischen Wolfs übergabt."

„Husch! husch! guter Vater!" rief der König. „Beim Himmel! mit einer solchen Sprache mögt Ihr auf Eurer Pfarre zum heiligen Johann von Bonvoisin in größere Noth gerathen, als das erstemal, wo wir Euch zu Sicherung Eurer Ohren vor gewissen Messern von Paris entfernen mußten. Meiner Seel, wir müssen für Eure Zunge noch einen Zügel ausfindig machen."

„Allerdings, Sire," rief der Marquis, der mit Vergnügen den leichten Anflug auf des Königs Stirne bemerkte, „allerdings, Sire, solch' ein Zügel wäre sehr vonnöthen, denn es ist nicht allein ein loses, sondern auch ein Lügenmaul."

„Stille, mein Herr!" rief der König streng; „Ihr sprecht von einem der ehrlichsten Männer Frankreichs," und damit reichte er Vater Willand die Hand, der sie ehrerbietigst küßte. „Wollte Gott, wir hätten mehr solche Männer!" fuhr der König fort; „denn Leute, die im Kabinet nicht minder als auf der Kanzel die Wahrheit sagen, sind uns sehr vonnöthen. Freilich," setzte er lachend hinzu, „lassen sie gelegenheitlich in ihrem Hasse gegen Heuchler und Schurken ihrer Zunge und wohl auch ihrem Benehmen gar zu freien Lauf. — Ihr, guter Vater, werdet wohl nie zu Verstand kommen, und so fürcht' ich denn, ich werd' Euch noch gar zum Bischof machen müssen, nur um Euch aus dem Bereich grober Fäuste und Knittel zu bringen. Nun aber zur Sache der jungen Dame. Der Page meldete mir Euer dringend Anliegen um augenblickliches Gehör. Was begehrt Ihr?"

„Euren königlichen Schutz, Sire," erwiederte Isabella, das schöne Gesicht mit dem Ausdruck tiefen, hoffnungslosen Kummers zum Könige erhebend. Dieser Anblick rührte den mildherzigen Monarchen und er sagte noch gütiger denn zuvor: „Den sollt Ihr haben, mein Kind. Aber laßt hören, warum seyd Ihr schutzbedürftig? Habt Ihr nicht Mutter und Bruder zu Schutz und Trutz?"

„Ach Sire," war die Antwort, „meine Mutter ist nicht

mehr meines Vaters Weib, noch meines Vaters Wittwe. Sie ist nun die Gemahlin eines Mannes, in dessen Willen sie sich mit pflichtmäßigstem Gehorsam fügen muß. Gegen mich aber hat mütterliche Sorge und Zärtlichkeit ein Ende."

„Schöne Dame," versetzte der König, „ich kann Euch nur wenig Zeit widmen, und es mag Euch Verwirrung und Kummer, vielleicht auch aus der oder jener Ursache ein Erröthen ersparen, wenn ich mich ohne Rückhalt mit dem Vorfall bereits vertraut bekenne. Falls Ihr jedoch Grund habt zu der Besorgniß, meine Ohren möchten getäuscht, Euer Benehmen in einem falschen Lichte dargestellt worden seyn, geb' ich Euch eine kurze Uebersicht des Verlaufs in Folgendem: 'Ihr habt geliebt einen tapfern Edelmann, der seinem Könige und Lande große und treue Dienste geleistet, und Eure Liebe wurde von ihm erwiedert. Eure Mutter, dem Gegenstande Eurer Wahl nicht so hold als wir oder Ihr, war der Verbindung entgegen und suchte Euch von ihm zu trennen. Er, mit dem vollen Unbedacht ungestümer Liebe, überredete Euch, wie es scheint, zu Flucht und geheimer Trauung, ein Act, den Vernunft und Gesetz für null und nichtig erklären. Aber wie ich höre, wurdet Ihr am Altar von Eurem würdigen Stiefvater hier überrascht, der, Euch von dem kühnen Manne trennend, seine Maßregeln gegen einen weitern Verkehr zu treffen wußte, und Euch nach Paris bringen oder senden wollte, was Ihr jedoch durch die Flucht zu vereiteln wußtet.' Das Alles wissen wir; wär's sonst noch was? Die Geschichte ist unseres Bedünkens ziemlich einfach."

Am Schluß der Rede sah der König in die Runde mit einem leisen Anflug von Lächeln, das eine doppelte Auslegung zuließ, entweder: „die Sache ist völlig klar," oder: „ich weiß, es existirt noch eine andere Lesart."

Aber wer zuerst sich antwortend vernehmen ließ, war der gute Priester. „Die Erzählung hat allerdings ihre Richtigkeit, Sire," sagte er. „Wirklich ein vortrefflich Stück Zeug, nur schmeckt es ein wenig nach dem Weber."

„Wie so? Doch laßt die Dame sprechen und sagen, ob es wahr ist oder nicht."

„Wahr, Sire," erwiederte Isabella, zum großen Erstaunen des Herrn von Masseran. „Gewiß wahr, nur ist noch Manches darüber zu sagen, das ich aber vielleicht nicht beweisen kann, besonders gegenwärtig, wo tiefer Gram mich darnieder drückt. Wie Euer Majestät richtig bemerkte, — und ich erröthe nicht über dem Geständniß — liebt' ich und ward geliebt von einem so edeln Mann, als je einer diesem Lande zur Zierde gereichte. Ich kann aber auch meine Liebe nicht thöricht nennen, denn von meinem fünfzehenten Jahr an war ich diesem Manne bestimmt. Mein Vater, mein guter Vater, Sire, der in vergangenen Zeiten in mancher Schlacht und auf manch anderem Ehrenfelde an Eurer Seite stritt, legte unsere Hände in einander, eine Zusage, die ich mit ganzem Herzen zu erfüllen geneigt war. Wohl benahm sich meine Mutter etwas kalt gegen ihn, seitdem er einen elenden Menschen, ihren Intendanten, wegen Mißhandlung eines schutzlosen Mädchens zu Boden geschlagen, aber auch sie war gegenwärtig bei dem Verlöbniß, sie war gegenwärtig,

als ich meinem Vater auf seinem Sterbebette wiederholt versprechen mußte, daß ich dem Manne seiner Wahl meine Hand geben wolle. Und o wie gern versprach ich's, wie freudig hätt' ich das Versprechen erfüllt! allein sie wußten es unmöglich zu machen!" und unfähig sich länger Zwang anzuthun, brach sie in Thränen aus und weinte bitterlich.

Heinrichs Augen hatten im Verlauf ihrer Rede abwechselnd auf Isabellen und dem Herrn von Masseran geruht. Nun ergriff er gütig ihre Hand und versetzte: „Faßt Euch, liebes Kind, faßt Euch. Das ändert die Sache bedeutend. Habt Ihr sonst was beizufügen?"

„O viel, viel, Sire," erwiederte Isabella, indem sie sich die Thränen abwischte. „Aber ich will kurz seyn, Sire, gewiß, ich will kurz seyn, Euch nicht um Eure kostbare Zeit bringen. Bernhard von Rohan, mein Verlobter, begab sich im Dienste seines Königs nach Italien."

„Und hat ihm daselbst recht wacker gedient," sagte der König. „Aber fahrt fort."

„Er war einige Zeit abwesend gewesen," begann sie wieder, „und ich sehnte mich nach seiner Rückkehr, als ein Kavalier von Eurer Majestät Hofe sich um meine Hand bewarb, und zwar zu meinem großen Erstaunen mit der Unterstützung meiner Mutter. Ich hielt ihn für getäuscht und sagte ihm die reine Wahrheit, aber dennoch setzte er seine Bewerbung fort. Gerne würd' ich seinen Namen verschweigen, Sire, aber es wird wohl nicht möglich seyn."

„Graf Meyrand," sagte der König. „Er hat uns be-

reits sein Anliegen ans Herz gelegt. Was mehr von ihm, schöne Dame?"

„Er bestürmte mich, Sire," antwortete Isabella, „auch dann noch, als er schon wußte, daß ich zu Gunsten eines Andern über mein Herz und meine Hand verfügt hatte, und zwar eines Andern, der sein Freund war. Er suchte mich auf, Sire, verfolgte mich, erlaubte sich Worte, die ich nicht wiederholen will, ja sogar Drohungen, Alles mit Bewilligung meiner Mutter, die, wie ich glaube, oder besser, wie ich weiß, den Befehlen ihres neuen Gemahls sich gehorsam erwies. Ich hoffte Erleichterung, als uns Herr von Masseran so unvermuthet nach Savoyen führte, aber der erwähnte Herr folgte uns bald dahin nach. Man verbot mir, ferner an Bernhard von Rohan zu denken, man sagte mir, ich wäre dem Manne bestimmt, den ich verabscheute, man drohte mir mit Maßregeln, die mich zum Gehorsam zwingen würden. Unbestimmte, schreckliche Besorgnisse wurden in mir rege, endlich aber hatte ich Gelegenheit, meinem Verlobten einen Brief zu senden, und o! hätt' ich es nie gethan, dieser Brief hat ihn getödtet."

„Meines Bedünkens, Sire," sagte der Marquis etwas höhnisch, „möchte das schöne Fräulein, wenn sie wirklich so tyrannisch in meinem armen Hause behandelt ward, besser gethan haben, an ihren Bruder in der Hauptstadt zu schreiben."

„Das that ich," erwiederte Isabella, „oft und sehr bekümmert."

„Und verlangtet Ihr je seine Gegenwart?" fragte Masseran. „Er wenigstens zieht es in Abrede."

„Nie verlangt' ich sie," erwiederte Isabella, „im Gegentheil, ich bat ihn, nicht zu kommen. Ich verschwieg die Hälfte meines Kummers, die tägliche Qual, die Leiden meiner Mutter mitansehen zu müssen, den Hohn, den Spott, die Bitterkeit, die gleich der ägyptischen Pestilenz unsere Nahrung in Schlangenkost verwandelte — ich verschwieg viel, sehr viel, das ich hätte sagen können, und bat ihn nur immer, nicht zu kommen."

„Und warum das, Fräulein?" sagte der König augenscheinlich höchlich verwundert. „Vieilleville, dahinter steckt Etwas. Ich muß Alles wissen," fuhr er fort, als er ihr Zögern bemerkte. „Fräulein, es muß ans Tageslicht."

„Aus keinem andern Grunde, Sire," sagte Isabella mit unterdrückter, aber vernehmlicher Stimme, „als weil ich um Alles in der Welt nicht Bruder und Schwester in demselben Hause außerhalb der Grenzen Eures Königreichs sehen wollte. Stellt Euch einen Ort vor, wo nur wenig Fragen gestellt, und geheime Thaten nicht leicht ruchbar werden. Mit Einem Worte, ich fürchtete für meines Bruders Sicherheit."

„Ich verstehe," sagte der König, „ich verstehe. Aber solche Thaten setzen immer einen im Verhältniß stehenden Zweck voraus."

„Die ganze Erbschaft, Sire," flüsterte Vieilleville dem Könige zu, „fällt im Fall kinderlosen Absterbens von Sohn und Tochter, an die Mutter zurück."

„Inzwischen war's," fuhr Isabella fort, „ein bloßer Verdacht, und vielleicht ein ungerechter, Sire."

„Ja wohl ein ungerechter, wie ich Eure Majestät betheure,“ sagte Herr von Masseran, längst ungeduldig ihr in die Rede zu fallen, und bisher nur durch Miene und Geberden des Königs zurückgehalten. „Dergleichen schlechte Gedanken kamen mir nie in den Sinn.“

„Vielleicht war mein Verdacht ungerecht, Sire,“ fuhr Isabella fort, „aber ich gehe zu Thatsachen über. Mehr als einmal hatte man mich zu Jagdpartieen genöthigt, wobei sich Graf Meyrand einfand, und endlich zwang man mich, Herrn von Masseran bei einem angeblichen Besuche auf einem Landhause im Gebirge zu begleiten. Ich ging mit Furcht und Zagen, Sire, aus mehrfachen Gründen, denn einmal kam mir die gewählte Stunde, kurz vor Sonnenuntergang, sehr verdächtig vor; sodann war meine Mutter nicht dabei, und endlich war die Begleitung minder zahlreich, als gewöhnlich. Bald nach Anbruch der Nacht wurden wir plötzlich von einer starken Abtheilung angegriffen und überwältigt.“

„Fand wirkliche Gewalt statt?“ fragte der König. „Wurde Jemand getödtet oder verletzt?“

„Niemand als einige alte und getreue Diener meiner Familie,“ erwiederte die junge Dame, „welche, uneingedenk ihrer dermaligen Lage, ihre junge Gebieterin mit Gefahr ihres Lebens vertheidigten. Einer davon entkam hülferufend nach einer kleinen Schenke, inzwischen aber waren wir übermannt und wurden, Herr von Masseran und ich, ins Gebirge geschleppt. Allein ich kann mich der Vermuthung nicht erwehren, daß es nicht so ganz ohne seinen Willen

war, wenigstens befanden sich unter den Angreifenden einer, wo nicht mehrere von seines guten Freundes, des Grafen Meyrand Leuten. Nachdem man uns eine Strecke fortgeschleppt, — mir wenigstens däuchte es ziemlich lange, kam uns ein Kavalier, der sich gerade in jener Herberge befand, zu Hülfe. Es war Herr von Rohan mit einer Handvoll aufgeraffter Leute, die zu unserer Befreiung genügten."

„Einer Räuberschaar!" fiel ihr Herr von Masseran ins Wort: „Räuber wollt Ihr sagen, junge Dame, Räuber!"

„Ha, ha, ha!" rief der Priester, „zum Entzücken! Ein geschickter Pfeil, mein guter Herr, der den rechten Fleck getroffen! Da Ihr nun aber die Erzählung des Fräuleins um ein Wort bereichert habt, will ich ein anderes beifügen. Sie spricht von einer Handvoll Leute, Ihr von Räubern, ich bediene mich des Ausdrucks: wen immer Herr von Rohan aufbringen konnte. Ich war nemlich auch drunter, sodann andere Leute aus der Herberge, und endlich kamen allerdings auch die Räuber dazu. Denn, wie sich Seine Majestät wohl vorstellen können, hatten Letztere gar keine Lust, sich von dem guten Herrn von Masseran und einem andern Kavalier ins Handwerk greifen zu lassen. Natürlich schlug Herr von Rohan nirgend Hülfe aus, wo er sie haben konnte. Chevalier Meyrand, der sich bei der Erscheinung der Hülferufenden in der Schenke befand, blieb ruhig an der Tafel hinter Kapaunen und Flaschen, natürlich nichts weniger als geneigt, seine eigenen Plane zunichte zu machen, und gegen seine eigenen Leute zu fechten.

So setzte denn Herr von Rohan mit dem Beistand Derer, die er auftreiben konnte, das junge Fräulein in Freiheit und den Herrn von Masseran obendrein."

„So befanden sich denn wirklich Räuber auf Eurer Seite, guter Vater?" sagte der König.

„Allerdings Sire," war die Antwort, „und zwar von den besten zwischen hier und Neapel, ja ich wäre zur Annahme geneigt, daß Corse de Leon selbst dabei war."

„Wirklich!" sagte der König lachend, „dann möcht' ich auch dabei gewesen seyn. Ich gäbe eine halbe Provinz darum, den Mann zu sehen, der, zum General geboren, nur durch Zufall Räuber geworden zu seyn scheint."

„Auch versicherte mich Brissac in seinen Briefen, Sire," sagte der Marschall, „Corse habe Euch bessere Dienste geleistet in Piemont, als drei Kapitäne Eurer Truppen zusammen genommen."

„Das mag seyn," sagte der König, „doch wir dürfen dergleichen liebe Leute nicht zu öffentlich begünstigen. Aber, Fräulein, wir haben Euch zu lange unterbrochen."

„Ich habe nur noch wenig zu sagen, Sire," erwiederte Isabella. „Auf dem Heimwege unter dem Schutze unserer Befreier hatte ich zum erstenmal seit Jahren ungestörte Gelegenheit, mich mit meinem Verlobten zu besprechen. Er eröffnete mir den Zweck seiner Reise, er kam nicht nur, sich um meine Hand zu bewerben, sondern auch als Ueberbringer von Depeschen des Marschalls von Brissac an Herrn von Masseran. Den ferneren Verlauf kenne ich nur theilweise aus eigener Erfahrung, aber möge der Herr

Marquis die Thatsachen abläugnen, wenn er es wagt; denn es gibt Leute, deren Zeugniß ihn in diesem Fall vollkommen überführen wird. Herr von Masseran bekam Wind von Herrn von Rohans Instruktionen und Depeschen, deren Inhalt ihm nicht sonderlich angenehm seyn mochte, und er verließ das Schloß, um sie nicht annehmen zu müssen. Auch gab er strengen Befehl, keinem Fremden den Zutritt zu meiner Mutter und mir zu gestatten, und Alles verleitet mich zur Annahme, daß ein neuer Plan geschmiedet ward, mich zu einer Verbindung mit Graf Meyrand zu zwingen. Unter diesen Umständen sah ich keinen andern Answeg, als so zu handeln, wie ich that. Eurer Majestät schützender Arm war ferne, ich befand mich nicht in der Gewalt meiner Mutter, sondern thatsächlich auf Gnade und Ungnade einem Manne unterworfen, der meinem Hause, meinem Volke ein Fremdling, und zögert' ich oder verschob ich die Ausführung meines Plans auch nur um wenige Tage, so hatt' ich die Aussicht auf gewaltsame Entführung an einen fernen Ort, wo keine Hülfe, keine Befreiung möglich war. Ich hielt mich durch den Willen und die Wünsche meines Vaters gerechtfertigt bei Vornahme eines Akts, der unter andern Umständen vorschnell, vielleicht unziemlich wäre, und als sich Gelegenheit zu einer Unterredung mit meinem Verlobten, ja zur Flucht ergab, zauderte ich keinen Augenblick. Unsere Absicht war, uns unverweilt an Euer Majestät Hoflager zu begeben und zu Euren Füßen um huldvollste Verzeihung zu bitten. Wir wurden am Altar ergriffen, wie Euer Majestät gesagt hat, und ich ward scheinbar nach irgend einem

entferntem Ort abgeführt, in Wahrheit aber gab man Herrn von Meyrand Gelegenheit, in einer neuen Komödie als mein Befreier, aufzutreten.“ Sie erzählte nun kürzlich die nachherigen Begegnisse, und fuhr dann fort: „Allerdings zweifle ich nicht, daß mich Herr von Meyrand nach Paris führen wollte, und mich zuletzt auch Euer Majestät vorgestellt haben würde, aber nach allem Vorgefallenen hatte ich keine Lust, mich seiner Gewalt und Verfügung gänzlich anzuvertrauen; auch wollt' ich jene Gegend nicht verlassen, wo ich meinen Bruder jeden Augenblick erwartete, und wo mein Gemahl — ja Sire, mein Gemahl, denn ein Gelübde war gesprochen, das nur der Tod lösen kann — ein Gefangener war in den Händen dieses gefährlichen Mannes. Mit Vater Willands Hülfe entkam ich, aber ach! nur um zu erfahren, daß er, der mich treu und redlich geliebt, nicht mehr lebte, mich nicht mehr schützen und führen konnte. Ein schrecklicher Tod war ihm geworden im Schlosse Masseran, er lag begraben unter den Trümmern des Thurms, der ihm zum Kerker gedient hatte.“

Sie sprach äußerlich ruhig, selbst bei den letzten Worten war ihre Stimme vernehmlich, obwohl leise. Nun aber senkte sie die Augen zu Boden, ja schloß sie einen Augenblick gänzlich, während die Thränen in vollen Tropfen durch die langen schwarzen Wimpern drangen, nicht unähnlich den Resten eines zerschlagenen Diamants.

„Ich bedaure Euch, theures Fräulein,“ sagte der König, „Ihr habt mein volles Mitgefühl, denn ich war dem jungen Edelmann von Herzen zugethan. Aber sagt, habt

Ihr Verdacht, daß es bei seinem Tode nicht ehrlich zugegangen?“

„Nein, Sire,“ erwiederte sie, „dazu hab' ich keinen Grund. Ich weiß weiter nichts, als daß es so ist, wie ich sagte.“

„Ihr seht, Sire,“ sagte Masseran, „sie selbst spricht mich von jedem Vorwurfe frei in dieser Sache.“

„Nein, Herr, nein,“ erwiederte der König.“ Sie weiß nur nichts Näheres von des Ritters Tode, aber hinsichtlich Eures frühern Benehmens thut sie Alles eher, als Euch entschuldigen. Hab' ich sie nicht ganz mißverstanden, so hatte sie gute Gründe zu dem Verdachte, daß man sie zu einer Ehe mit Graf Meyrand zwingen, ja an einen entlegenen, die Möglichkeit der Befreiung ausschließenden Ort, bringen wollte. Und dieß nennt Ihr Euch entschuldigen?“

„Ich läugne aber das Daseyn einer solchen Absicht, Sire,“ erwiederte der Marquis. „Wie kann sie etwas von meinen Planen und Absichten wissen? Nichts als vage Vermuthungen, aus Zorn und Mißmuth über vereitelte Hoffnungen entstanden.“

„Nein, mein Herr, das sind sie nicht,“ entgegnete Isabella. „Es sind keine vagen Vermuthungen, es sind Thatsachen, die ich noch Niemand in ihrem vollen Umfang mitgetheilt habe, nicht einmal dem Manne meiner Liebe, und zwar deßhalb nicht, weil Ihr meiner Mutter Gemahl seyd. Aber darf ich Euch an den geheimen Besuch eines deutschen Kuriers erinnern, am neunundzwanzigsten vergangenen Monats — ich meine nicht den Ersten, der an

jenem Tage kam — ja wohl und an den Spanier, der zwei Tage später kam —"

Mit einer Todtenblässe im Gesicht, die die Weiße seiner Halskrause zu übertreffen drohte, schlug der Gebieter Masserans gnadeflehend die Hände zusammen, und Isabella fuhr fort: „Mit Seiner Majestät Erlaubniß will ich Euch zuerst ins Ohr sagen, mein Herr, was ich von diesen Kurieren weiß. Wollt Ihrs aber nicht anders haben und legt Ihr Euch fortwährend aufs Läugnen, so sprech' ichs laut aus, und rufe Diejenigen zu Zeugen, die es beweisen können."

Der König nickte beifällig mit dem Haupt und Isabella trat mit Masseran zu einer geheimen Unterredung bei Seite. Inzwischen sagte der König mit ernster Miene zu Vieilleville: „Ihr seht, Brissacs Nachrichten waren gut."

„Wär's nicht besser, Sire," flüsterte Vieilleville, „man schickte den Mann auf wenige Tage in die Bastille, bis zu völliger Aufklärung der Sache."

„Es ist nicht der Mühe werth," erwiederte der König eben so leise. „Der Vertrag ist seinem Abschlusse so nahe, daß dieser Mann kein Unheil mehr anrichten kann, besonders wenn wir ihn bei Hofe zurückhalten. Im Gegentheil hoff' ich, Vieilleville, er wird das arme Mädchen nicht zu nähern Mittheilungen zwingen. Denn, sagte sie Alles, so müßt' ich, fürcht' ich, ihn strafen, und wie schwer, wie unangenehm einem das Schwert der Gerechtigkeit wird, weiß ich aus Erfahrung. — Nun, meine schöne Dame, gibt Euer Beichtkind die Thatsache zu?"

„Wenigstens läugnet er nicht, Sire," erwiederte Isabella, „daß ich guten Grund zum Verdacht hatte. Auch hat er mir in seinem und meiner Mutter Namen aufs Heiligste gelobt, mich künftig nicht mehr mit Heirathsprojekten zu verfolgen, vielmehr soll mir der einzige Schritt, der mir für dieses Leben noch übrig, unverwehrt seyn, nemlich Entfernung aus einer Welt, die mir wenig anderes als Kummer bot, und die Wahl des Schleiers."

„Nein, nein," sagte der König, „das nicht, schönes Kind, das nicht, darüber sollt' Ihr Euch noch besinnen. Reize wie die Euern sind nicht fürs Kloster gemacht. Jedenfalls wartet das erste Stadium Eures Kummers ab, Ihr wißt ja nicht, ob Euch nicht später ein anderer Kopf wächst."

„Das kann nie der Fall seyn, Sire," erwiederte Isabella. „Euer Majestät möge bedenken, daß ich mit meinem theuern Todten von früher Jugend aufgewachsen bin. Die süßen Jahre der Kindheit, die glücklichste Zeit, die ich kannte, sind voll Erinnerungen an ihn und seine Liebe. Mit ihm verwoben sich von je alle meine Gedanken, alle meine Wünsche, daß sie ein integrirender Theil meiner selbst geworden sind. Seinen Ruhm liebt' ich wie meinen eigenen, um sein Glück fleht' ich in meinem Gebet vor dem meinen, sein Lob zu vernehmen war meinem Herzen stets der süßeste aller Töne. Nie kann ich diese Gesinnung wechseln, Sire, deßhalb bitt' ich Euer Majestät inständig, doch ja dem guten Herrn von Masseran keinen Vorwand zur Zurücknahme seines Worts zu geben.

„Nein, das soll auch nicht geschehen," sagte der König. „Ich halte ihn fest bei seinem Worte, weder er, noch Eure Mutter soll sich in dieser Beziehung Euren Wünschen widersetzen. Aber es ist Eures Königs Verlangen, daß Ihr die Ausführung Eures Entschlusses wenigstens noch auf kurze Zeit verschiebt."

„Ich fürchte, Sire," versetzte Herr von Masseran, „es wird vergeblich seyn. Euer Majestät weiß, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich andere Absichten mit ihr hatte, aber ich kenne ihr festes, entschiedenes Wesen. Hat sie sich einmal in der vollen Ueberzeugung von ihren Rechten etwas vorgesetzt, so läßt sie sich durch nichts davon abbringen."

„Wir wollen sehen," sagte der König. „Ich möchte nicht gern eine der schönsten Zierden des Hofs verlieren. — Vieilleville," fuhr er fort, „Eurer Obhut vertrau' ich das schöne Kind, bringt sie bei Eurer und meiner Tochter Claudia unter. Sagt der Prinzessin, sie möge sie lieben und trösten und benehmt Euch mit der Königin über eine passende Wohnung im Schlosse, wo ihr jede Art von Bequemlichkeit und Erholung ohne die geringste Beunruhigung von Seite des lärmenden, fröhlichen Hoflebens zu Theil werden mag. Letzteres würde Euch unter den gegenwärtigen Umständen natürlich sehr zur Last seyn, mein Fräulein. Herr von Masseran, wir wollen für die nächste Zeit Vater und Mutterstelle bei ihr vertreten. Vater Willand, ich hoff' Euch diesen Abend zu sehen, ich hab' Euch etwas zu sagen, mein Freund."

„Da wird der diensthuende Almosenier eifersüchtig

werden," sagte Vater Willand. „Aber ich hoffe, Euer Majestät läßt mir zu essen geben, denn ich zweifle fast, ob sich in Eurem ganzen Palaste auch nur Eine Seele fände, barmherzig genug, einem armen wandernden Geistlichen meines Schlags ein Almosen zu geben."

„Da irrt Ihr Euch guter Vater," sagte Vieilleville. „Ihr findet ein Gedeck an meiner Tafel. Kommt mit, wir dürfen Seine Majestät nicht länger um die Zeit bringen."

Damit führte er Isabella zur Thüre, allein der König rief ihn zurück und sagte leise: „Laßt den Savoyarden nicht abreisen. Sagt ihm nöthigenfalls, ich verlange übermorgen seine Gegenwart. — Vertreibt dem Mädchen die Nonnengedanken. — Der arme Meyrand ist rasend verliebt, es ist gar merkwürdig zu sehen, wie sich die Leidenschaft auf seinem süffisanten, selbstsüchtigen Gesicht abspiegelt. — Vielleicht gibt sie nach."

„Ich möcht' es bezweifeln, Sire," erwiederte Vieilleville kurz, indem er sich mit tiefer Verneigung entfernte.

